Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

der

Königl. Preußischen Prinzessinn

Friederike Sophie Wilhelmine

(Schwester Friedrichs des Großen)

Markgräfinn von Bayreuth

vom Jahr 1709 bis 1733.

Von ihr selbst in französischer Sprache geschrieben.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1810.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Inhalt der hier abgedruckten Memoiren bedarf keiner Vorrede — es möchte selbst überflüssig seyn, über ihre Authenticität ein Wort zu verlieren, da das Gepräge der Wahrheit in derselben nicht zu verkennen ist, inzwischen, um jeden Zweifel zu entwaffnen, bin ich bereit, das französische Original, das ich einer besondern Huld verdanke, jeden, der die Handschrift der geistreichen Fürstinn kennt, einsehen zu lassen.

Es ist zu bedauren, daß ein Theil des Manuscripts durch einen unglücklichen Zufall abhanden ge-

kommen ist, ich wollte inzwischen von dem, was ich erhielt, auch kein Wort zurück behalten, daher das abgebrochene Ende. —

Wegen einiger Stellen, die in den Noten nach einer andern Abschrift gegeben sind, muß ich bemerken, daß sich diese beim Original-Manuscript von einer andern Handschrift beigeschrieben fanden.

Cotta.

Nach dem Hinsterben meiner Aeltermutter Sophie Charlotte von Hannover, Königinn von Preußen, dachte König Friedrich der Erste, mein Aeltervater, darauf, seinen einzigen Sohn, den Kronprinzen, zu verheirathen. Seine Absicht war auf die Prinzessinn Ulrike von Schweden, die Schwester Karl des Zwölften, gerichtet; dem zu Folge schickte er den nachmaligen Feldmarschall, Grafen von Finkenstein, nach Stockholm, um über diese Heirath zu unterhandeln. Der Kronprinz, welcher aber die Prinzessinn von Hannover, sein Geschwisterkind, schon gesehen, und sich in sie verliebt hatte, wußte den Grafen Finkenstein so gut zu unterrichten, daß dieser nicht allein eine sehr wenig vortheilhafte Beschreibung von der Prinzessinn von Schweden machte, sondern auch von ihr versicherte, daß ihr ihre Gesundheit keine Hoffnung gäbe, Mutter zu werden; da nun der König sehnlich wünschte, sich in seiner Nachkommenschaft wieder aufleben zu sehen, entsagte er der Verbindung mit Schweden, und gab zu der Heirath seines Sohnes mit der Prinzessinn von Hannover, Tochter des Churfürsten Georg, nachmaligen Königs von Engelland, seine Einwilligung. Diese Ehe ward gegen das Ende des Jahres 1706 vollzogen, und gab meinem Großvater Gelegenheit, seine ganze Prachtliebe zu zeigen. Wie man mir sagte, soll es nie etwas Schöneres und Glänzenderes gegeben haben, wie die damaligen Feste. Für die Kronprinzessinn war aber bei allem diesem das Angenehmste, daß mein Großvater sie sehr liebgewann, und ihr bei allen Gelegenheiten Achtung bewieß; doch

eben dieses ward ihr eine Quelle des Kummers, denn der Kronprinz faßte so eine heftige Eifersucht gegen seinen eigenen Vater, daß er seine Frau ziemlich hart darüber behandelte. Ein Sohn, von welchem die Prinzessinn entbunden ward, stellte den Frieden zwischen den beiden Eheleuten wieder her. Mein Großvater gab dem Neugebohrnen den Titel eines Prinzen von Oranien; nicht als hätte er ihn vor schöner gehalten, als den von Preussen oder Brandenburg, sondern weil er ihm dadurch die Erbfolge des Hauses Oranien zusichern wollte, auf welches er von seiner Mutter *) her, der Churfürstinn Sophie Louise, Ansprüche hatte. **)

Die Freude über die Geburt des jungen Prinzen dauerte nicht lange, da er nach neun Monaten starb. Sein Tod war meinem Großvater um so empfindlicher, da die Kronprinzessinn keine Zeichen einer neuen Schwangerschaft merken ließ. Da er leidenschaftlich wünschte, die Krone, welche er in sein Haus gebracht hatte, auf seine Nachkommenschaft übergehen zu sehen,

*) Die erste Gemahlinn Friedrich Wilhelms, meines Urältervaters, der große Churfürst genannt.

**) Folgendes liest man über diese Heirath in einer andern Handschrift:

Die Hochzeit des Kronprinzen von Preussen mit der Prinzessinn von Hannover hatte im Jahr 1706 statt. Der König Friedrich der Erste hatte seinem Sohn zwischen drei Prinzessinnen die Wahl gelassen, zwischen der von Schweden, der Schwester Karls des Zwölften: der von Oranien, Nichte des Fürsten von Anhalt, und der von Zeitz. Der Prinz von Anhalt, welchen der Kronprinz von jeher sehr herzlich liebte, hatte sich geschmeichelt, seine Wahl würde auf seine Nichte fallen; da er sich nun in seinen Hoffnungen betrogen sah, fiel seine ganze Rache auf die Kronprinzessinn, und zog ihr den grausamen Verdruß zu, der nachmals über sie erging.

dachte er darauf, sich zu verheirathen. Seine Minister schlugen ihm verschiedene Prinzessinnen vor, aus denen er Sophie Luise von Meklenburg-Schwerin auswählte. Diese dritte Heirath schlug aber nicht zu seiner Zufriedenheit aus; wie man mir sagte, fieng die Uneinigkeit zwischen beiden Gatten schon den Tag nach der Hochzeit; da aber alles dieses vor meiner Geburt geschehen ist, halte ich mich nicht dabei auf, ich werde hinlänglich zu thun haben, mich dessen, was zu meiner Zeit geschehen ist, zu erinnern. Hier beginnen nun meine eigene Angelegenheiten.

Denselben Tag, wie die neue Königinn ihren Einzug in Berlin hielt, erklärte die Kronprinzessinn, daß sie seit vier Monaten schwanger sey. Die Freude war allgemein. Alle Welt versprach sich einen Prinzen, und wer sichs hätte beigehen lassen, ein Mädchen anzukündigen, würde einen schlechten Willkommen gefunden haben. Das war dennoch der Fall, und mir wars bestimmt, ihnen ihren Freudenwein zu verwässern. Ich ward den dritten Julius 1709 zu Berlin geboren. Die Könige von Dänemark und Polen *) die bei meinem Großvater zum Besuch waren, wurden meine Taufzeugen, so daß sich bei meiner Taufe, die mit Pomp und Pracht vollzogen ward, drei Könige und eine Königinn zugegen befanden; aber das Sonderbarste bestand darinn, daß die drei Fürsten Friedrich hiessen, und sich zu drei verschiednen Religionen bekannten. Ihrer Gegenwart verdankte ich die schönsten Prophezeihungen, man versprach mir so viele Kronen, wie Könige bei meiner Taufe gewesen wären, ja ein

*) Eine andere Handschrift sezt hinzu:
Um den Allianztraktat gegen Karl den Zwölften, König von Schweden, zu schließen, seinen Unternehmungen ein Ziel zu sezen, und die Ruhe in Polen wieder herzustellen.

gewisser hessischer Edelmann, Namens Meßenbach, trieb die Thorheit so weit, mich mit dem Kinde Jesu, und die drei Könige mit den Weisen aus dem Morgenlande zu vergleichen, die gekommen wären, es anzubeten. So ungereimt diese Vergleichung war, machte der Einfall bei meinem Großvater doch so großes Glück, daß er dem, der ihn gehabt hatte, ein Geschenk von tausend Dukaten reichen ließ.

Von allen den schönen Dingen, welche man mir damals wahrsagte, ist nichts eingetroffen. Wäre man dabei stehen geblieben, mir zu sagen, daß ich mit meinem Schicksal zufrieden seyn würde, so hätte man die Wahrheit gesagt, denn ich bin es würklich, und würde meine Lage nicht gegen alle Kronen der Welt vertauschen. Noch vergaß ich, zu sagen, daß ich die Namen Friderike Sophie Wilhelmine erhielt. Hätte man mich zu Rathe gezogen, so würde ich Charlotte genannt worden seyn; so hieß die Königinn, meine Großmutter, von dieser hörte ich so viel Gutes, sie ist noch von allen, die sie kannten, so sehr geliebt, daß ich ihr gern in allen, auch den geringsten Dingen, gleichen möchte.

Hätte man nun gleich einen Prinzen lieber gehabt, wie mich, so gewann mich doch mein Großvater herzlich lieb, und sorgte sehr für meine Erziehung. Mit achtzehn Monaten schwazte ich schon recht artig, und war viel entwickelter, wie es Kinder in diesem Alter gewöhnlich sind; mit zwei Jahren ging ich ganz allein, und trieb tausend Possen, die meine Eltern belustigten; kurz, ich war ihr, und des ganzen Hofes Abgott.

Im Jahre 1710 kam die Kronprinzessinn mit einem Prinzen nieder, der einige Monate nach seiner Geburt wieder starb.

Eine vierte Schwangerschaft gab im Jahre 1712

einem Prinzen das Leben, der den Namen Friedrich erhielt. Dieses ist der Bruder, der mit mir erzogen ward, den mir tausend Ursachen theuer machen, und den ich den Trost habe, von ganz Europa bewundert zu sehen. Frau von Konnke, die Gemahlinn des grand Maitre de la garderobe, erhielt die Oberaufsicht über unsre Erziehung. Frau von Rocoule, die meinen Vater schon erzogen hatte, ward seine Hofmeisterinn, und mich übergab die Kronprinzessinn einer gewissen Léti; Frau von Kielmannsegge, nachmals unter dem Namen von Lady Arlington bekannt, in die meine Mutter damals viel Vertrauen sezte, sie also sehr fähig hielt, mir eine Hofmeisterinn zu wählen, hatte ihr diese Person empfohlen. Es ist nöthig, ihr Bild zu entwerfen. Sie war eine Tochter des Gregori Léte, des verlaufnen Mönchs, der sich nach Holland geflüchtet hatte, von wo man ihn aus einer Menge Schriften kennt, die ihn das Elend herauszugeben trieb. Er war nicht im Stande gewesen, seiner Tochter eine Erziehung zu geben, so daß sie nicht mehr Höflichkeit hatte, als man den Holländern gewöhnlich beimißt. Ihr Karakter war aus allen Fehlern, die man den Italiänern vorwirft, zusammengesetzt; sie hatte Feinheit des Geistes, Kenntniße, und eine grosse Leichtigkeit des Ausdrucks; sie war zornmüthig, rachsüchtig und verbuhlt; alle diese Fehler verbarg sie aber unter dem Schleier einer anscheinenden Frömmigkeit, mit der sie die, welche keine Gelegenheit hatten, sie näher zu sehen, hinterging. Dieses Mädchen wurde also gewählt, mein Gemüthe zu bilden. Glücklicherweise waren meine guten Anlagen kräftiger, als ihr böses Beispiel.

Im Jenner des Jahres 1713 ward Friedrich der Erste, mein Großvater, gefährlich krank. Sein sehr geschwächter Körper machte die Aerzte bald an seinem

Leben verzweifeln; dennoch lebte er noch bis zum fünf und zwanzigsten Februar, wo er Nachmittags mit eben so viel Standhaftigkeit als Ergebung verschied. Ich erinnere mich, daß er meinen Bruder und mich den Tag vor seinem Tod zu sich kommen ließ, und uns seegnete. Seine Unterthanen beweinten ihn sehr, er war auch wirklich großmüthig und prächtig, und verdient keinen Vorwurf, als daß er seinen Ministern zu vielen Einfluß gestattete. Die Pracht seines Begräbnisses will ich mit Stillschweigen übergehen.

Sechs Monate blieb der Hof noch auf dem alten Fusse, dann ward er völlig umgeändert. Wer des Königs Gunst erlangen wollte, mußte Sturmhaube und Küraß anlegen, alles war Offizier oder Soldat, von dem alten Hofe blieb keine Spur übrig. General Major Grumkow kam an die Spitze der Geschäffte, und theilte mit dem Fürsten von Anhalt das ganze Vertrauen des jungen Königs. Um aber alles dieses verständlich zu machen, muß ich den Karakter des Königs und seiner beiden Günstlinge darstellen.

Die Erziehung dieses Prinzen war dem Grafen Alexander von Dohna anvertraut gewesen, er hattel sie sehr vernachlässigt, und ihm durch den ungeheuern Geiz, der ihn selbst besaß, eine große Liebe zum Gelde eingeflößt. Von Jugend an hatte der Prinz das Kriegswesen geliebt; er hatte ein erhabenes Genie, war der grösten Dinge fähig, einen durchdringenden Geist, eine leichte Fassungsgabe, kurz alles, was einen grossen Mann bilden kann. Alle diese schönen Eigenschaften wurden durch ein zu lebhaftes aufbrausendes Temperament, das ihn nur zu oft zu dem grösten Jähzorn hinriß, verdunkelt. Bei wenigem Mitleid hörte er meistens nur die strengste Gerechtigkeit, und zog sie der Güte vor. Dieses abgerechnet, sah man ihn nie einen Menschen verlassen, dem er einmal seine Gunst

geschenkt hatte, und ungeachtet seines Geizes war er wohlwollend und mildthätig gegen die Armen; die verschiednen wohlthätigen Stiftungen, die er in seinem Reiche gemacht hat, können dieses beweisen. Er liebte weder das Gepränge, noch den Luxus; sein Hofmeister hatte sich bemüht, ihm einen sehr schlechten Begriff von dem andern Geschlechte beizubringen, weshalb er nicht nur sehr eifersüchtig auf die Königinn war, sondern auch gegen seine Töchter zu vieler Härte verleitet wurde.

Der Fürst von Anhalt konnte unter die größten Heerführer seines Zeitalters gerechnet werden; zu einer vollkommenen Kriegserfahrung gesellte er einen sehr ausgezeichneten Geschäftsgeist. Sein rohes Wesen flößte Furcht ein, und sein Karakter rechtfertigte seine Phisiognomie. Ein unermeßlicher Ehrgeiz machte ihn für die Erlangung seines Endzweckes zu jedem Verbrechen fähig. Ein unversöhnlicher Feind, war er hingegen treuer Freund seiner Anhänger, und seine Feindschaft traf niemals einen andern, als den, von welchem er sich beleidigt glaubte, ja man hat ihn sogar verschiedne Male den Verwandten derer, die ihm am meisten widerstrebt hatten, Beweise von Großmuth geben sehen.

Grumkow, der nachmals Feldmarschall ward, konnte für einen der geschiktesten Minister, die man seit langer Zeit gesehen hatte, gelten. Ein schmiegsamer Geist, eine reizende Unterhaltung, lebhafte, geistreiche Antworten machten ihn eben so angenehm in der Gesellschaft. Diese ganze schöne Aussenseite verhüllte ein falsches, selbstsüchtiges, verrätherisches Herz. Sein Betragen widerlegte keine dieser Eigenschaften, es war eben so ausschweifend als ärgerlich.

Zween Karaktere wie die, welche ich so eben geschildert habe, waren wohl fähig, einen jungen Fürsten zu verderben, und einen Staat umzustürzen. Bei-

de waren innige Freunde; ihr Plan war seit langer Zeit, den König zu regieren, und mit der Zeit eine Königinn zu haben, die ganz von ihnen abhinge. Da die Heirath des Kronprinzen mit der hannöverischen Prinzeß diesen Plan aber völlig zerstörte, blieb ihnen nichts übrig, als das Ehepaar zu entzweien, und so dem Vertrauen zuvorzukommen, welches der Kronprinz in seine Gemahlinn sezen könnte. Zu diesem Zweck hatten sie allen seinen Leidenschaften geschmeichelt, hatten ihn in ihre Ausschweifungen hineingezogen, und seine Eifersucht gegen die Kronprinzessinn aufgeregt. Ihr Betragen blieb sich nach der Thronbesteigung des Prinzen gleich; sie zogen der Königinn unaufhörlich Verdruß zu, dem sie zu widerstehen, wie man in der Folge dieser Memoiren sehen wird, wirklich ihrer ganzen Tugend bedurfte. Doch jezt will ich zu einem weniger unangenehmen Gegenstande übergehen.

Die Königinn Anna von Engelland starb ein Jahr nach Friedrich dem Ersten, und mein mütterlicher Aeltervater, der Churfürst von Hannover, bestieg nach ihr den Thron. Er eilte schnell in sein Königreich, wo er gekrönt wurde; der Churprinz nahm den Titel eines Prinzen von Wallis, und der Prinz Friedrich, sein Sohn, den eines Herzogs von Glocester an. In eben diesem Jahre gab mir die Königinn eine Schwester, die man Friederike Louise nannte. Ich will diese Begebenheiten schnell abthun; da ich mir vorsezte, die Geschichte meines eignen Lebens zu schreiben, halte ich mich nur bei solchen Dingen auf, die auf mich Bezug haben.

Mein Bruder, der durch meines Vaters Thronbesteigung Kronprinz geworden war, harte eine sehr schwache Gesundheit, die in Verbindung mit seiner mürrischen, schwermüthigen Gemüthsstimmung täglich für ihn fürchten machte. Der Fürst von Anhalt

und Grumkow waren vielleicht die einzigen, die seinen Tod wünschten, denn sie hoften, daß der Markgraf von Schwedt, erster Prinz vom Geblüte, und durch seine Mutter des Fürsten von Anhalt Neffe, dadurch zum Throne gelangen könnte. *) Sie wollten mich mit diesem Prinzen verheirathen, damit die Allodialgüter, welche Kunkel-Lehn waren, nicht aus der Familie kämen. Sie stellten dem Könige die Sache vor, und bewiesen ihm, daß die gesunde Politik diese Heirath fordre, sowohl um die Allodien zu erhalten, als um sich dadurch den Markgrafen auf immer zu verbinden. Diese Reden wurden anfänglich von Herrn von Grumkow nur geschickt hingeworfen, nach und nach breitete man sich in ihren rohen Gelagen weitläuftiger darüber aus, man gab dem Dinge ein so schönes Ansehen, daß der König dem Prinzen von Anhalt sein Wort gab, unser beider Neigung frühzeitig

*) Der Churfürst Friedrich Wilhelm, mein Urgroßvater, hatte zwei Gemahlinnen; die Prinzessinn von Oranien, seine erste Frau, gebahr ihm Friedrich den Ersten, und den Prinzen Louis, der eine Prinzessinn Radzivil heirath.te, von der er keine Kinder hatte. Die zweite Gemahlinn Friedrich Wilhelms war Sophie Dorothea Prinzessinn von Holstein-Glücksburg, Wittwe des Herzogs Christian Ludwig von Lüneburg. Sie gab ihm vier Prinzen, und zwei Prinzessinnen; einer der Söhne: Carl, starb in Italien, von den drei andern: Philipp, Albert und Ludwig heirathete der älteste eine Prinzessinn von Dessau, die Schwester des Fürsten von Anhalt. Er hinterließ bei seinem Tode zwei Töchter und einen Sohn; der Markgraf Friedrich, der älteste dieser beiden Söhne war also der erste Prinz vom Geblüte und diesem zu Folge wahrscheinlicher Erbe der Krone und der Churwürde, im Fall, daß der König ohne Hinterlassung männlicher Erben mit Tode abging.

einander günstig zu stimmen, weshalb er auch wirklich dem Markgrafen befahl, mir regelmässig seine Aufwartung zu machen.

Dieser Prinz war im Jahre 1700 gebohren, also neun Jahr älter wie ich. Ich war damals nicht in dem Alter, wo man liebt oder haßt, sey es also angeborne Abneigung oder kindischer Eigensinn, genug daß ich ihn nicht leiden konnte. Die Leti, welche von dem Prinzen von Anhalt und Grumkow gewonnen war, hörte indessen nicht auf, ihn herauszustreichen, und wenn ich mir beikommen ließ, ihn einmal rauh zu behandeln, oder kindischer Weise einen Possen zu spielen, so war des Schmälens darüber kein Ende. Die Königinn, meine Mutter, blieb einige Zeit über alle diese Anschläge in völliger Unwissenheit, und ließ es sich nicht einfallen, daß alle die Besuche, die mir der Markgraf machte, eine andre Absicht hätten, als mir Höflichkeit zu erzeigen. Endlich entdeckte ihr der König, wovon die Rede sey, und sprach von meiner Heirath mit dem Markgrafen wie von einer völlig entschiednen Sache. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für die Königinn; von da an beschloß sie, mich mit ihrem Neffen, dem Herzog von Gloceſter, zu verheirathen, denn sie sah wohl, daß der wenige Einfluß, den sie auf das Gemüth des Königs hatte, ihr vollends sollte entzogen werden. Des Königs Gesundheit ward sehr wankend, Nervencoliken machten oft für sein Leben fürchten; bis dahin hatte sie sich geschmeichelt, im Fall seines Todes die Vormundschaft über meinen Bruder und die Regentschaft über den Staat zu erhalten. Nun sah sie durch meine Heirath ihre Feinde viel mächtiger werden, und konnte also nicht hoffen, ihre Erwartungen erfüllt zu sehen; da sie aber wußte, daß der Prinz von Anhalt und Grumkow der größten Verbrechen fähig wären, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen, mußte

sie im Gegentheil alles für meinen Bruder fürchten. Wären aber auch alle diese Besorgnisse eitel gewesen, so konnte sie doch kein Glück für mich hoffen, denn der Markgraf von Schwedt war ein würdiger Neffe des Fürsten von Anhalt, seine niedrigen Neigungen, seine Vorliebe fürs Böse, seine Grausamkeit und Rohheit liessen schon jezt in ihm einen zweiten Nero erblicken.

Ganz anders war es, wenn ich den Herzog von Gloster heirathete. Die Verbindung mit Engelland war eine mächtige Stüze für meine Mutter, und eine viel schicklichere Versorgung für mich. Lebhaft widersezte sich also diese Fürstinn meiner Heirath mit dem Markgrafen von Schwedt; aber weder ihre Thränen und Klagen, noch die Ursachen, die sie anführte, vermogten etwas über den einmal schon gewonnenen Geist des Königs; ihr blieb keine andre Hoffnung, als daß meine grosse Jugend diese Verbindung noch sehr weit hinausschieben müßte.

Grössere Geschäfte zogen jezt eine Zeit lang des Königs Aufmerksamkeit an. Er unternahm im Jahre 1715 den Krieg gegen Karl den Zwölften, König von Schweden, und die Königinn, obschon sie schwanger war, folgte ihrem Gemahl zu der Armee, die nach Pommern aufbrach. Nachdem ein Corps von Sachsen, und der König von Dänemark sich mit meinem Vater vereinigt hatten, belagerten diese beiden Fürsten Stralsund, wo Karl eingeschlossen war. Der Erfolg dieser Campagne, die auffer meinem Gesichtskreis liegt, ist aller Welt bekannt; sie war für meinen Vater und seine Verbündeten gleich rühmlich.

Während der Abwesenheit der Königinn war ich der Sorgfalt der Leti, und der Kronprinz der Frau von Rocoule anvertraut. Die Leti gab sich viele Mühe, mich zu unterrichten; sie lehrte mich die Anfangsgründe der Geschichte und Erdbeschreibung, ich las

fliessend, und schrieb ziemlich gut für mein Alter. Da ich während der Abwesenheit der Königinn viele Menschen sah, entwickelte ich mich, und lernte einigen Anstand, so daß die Königinn bei ihrer Rückkehr über meine kleine Person entzükt war. Meine Freude, sie wieder zu sehen, und die Liebkosungen, die sie mir machte, verursachten mir eine so grosse Gemüthsbewegung, daß ich einige Stunden darauf einen heftigen Blutsturz bekam, den man nur mit vieler Mühe stillen konnte. er kehrte aber am andern Tage mit verdoppelter Heftigkeit zurück, so daß die Aerzte an meinem Leben verzweifelten. Dennoch entriß man mich dieser Gefahr, allein die grosse Schwäche, die der Zufall zurückließ, nöthigte mich, mehrere Wochen lang das Bette zu hüten. Kaum war ich wieder hergestellt, als die Königinn die aufferordentliche Leichtigkeit, die ich zum Lernen hatte, benuzen wollte; sie gab mir also verschiedene Lehrmeister, unter andern auch den berühmten La Crape, der wegen seinen Kenntnissen der orientalischen Sprachen, und sowohl der heiligen, als profanen Alterthümer einen grossen Ruf erworben hat. Diese Lehrer lößten sich einander bei mir ab, und beschäftigten mich den ganzen Tag so unausgesezt, daß mir nur wenig Zeit zu einer Erholung übrig blieb.

An dem Berliner Hofe sah man nur Offiziers, dennoch war er sehr zahlreich, wegen der Menge von Fremden, die von allen Orten herbeikamen. Während des Königs Abwesenheit war alle Abende Appartement bei meiner Mutter. Dieser Fürst war meistens in dem nur wenige Meilen von Berlin entlegenen Potsdamm, wo er wie ein blosser Edelmann lebte, sein Tisch war einfach, nur mit dem Nothwendigen bedient. Seine Hauptbeschäftigung war die Bildung eines Regiments, das er schon unter Friedrich dem Ersten angefangen hatte; Nachmittags gieng er auf die Jagd, Abends

rauchte er mit seinen Offiziers und Günstlingen — dieses nannte man die Tabagie, und wenn er in Berlin war, fand keine grosse Veränderung seiner Zeiteintheilung statt.

Damals befanden sich in Berlin viele schwedische Offiziere, die bei der Einnahme von Stralsund zu Kriegsgefangenen gemacht waren. Einer von ihnen, Namens Croom, hatte sich in der ganzen Stadt durch seine vorgebliche Kenntnisse der Sterndeuterey bekannt gemacht. Die mehrsten Menschen sind abergläubig, und hängen solchen Narrentheidungen gerne an; obschon ich nicht in diesem Fall bin, kann ich mich doch nicht enthalten, hier eine ziemlich sonderbare Thatsache zu erzählen, die ich für eine blosse Wirkung des Zufalls halte. Die Königinn, neugierig, diesen sonderbaren Menschen zu sehen, ließ ihn kommen; sie reichte ihm ihre Hand zur Untersuchung, worauf er ihr vorhersagte: sie würde von einer Prinzessinn entbunden werden, welches auch wirklich zwei Monate darauf im März des Jahres 1716 geschah. Dem Prinzen, meinem Bruder, wahrsagte er viele Unannehmlichkeiten in seiner Jugend, aber in reifern Jahren sollte er Kaiser werden, und einer der größten Prinzen Europas seyn. Meine Hand versprach nicht so viel Glück, wie die meines Bruders; anfangs rief der Astrolog: er habe nie eine so unglückbringende gesehen, mein ganzes Leben würde ein Gewebe von Unfällen seyn; einige gute Zwischenräume würden immer von neuen Stürmen abgekürzt werden, drei grosse Parthien würden sich mir antragen, aber er zweifelte, ob eine davon annehmlich gefunden werden würde. Er meinte damit Frankreich, England und Polen — Die Folge dieser Blätter wird zeigen, daß sich dieser Mensch nicht allezeit geirrt hat.

Eine von der Königinn Hofdamen, mit Namen Wagnitz, wollte sich auch wahrsagen lassen. Er gab

ihr den Bescheid: daß sie noch vor Ende eines Jahres vom Hofe gejagt werden würde. Wie Frau von Blaspiel, die Günstlinginn der Königinn ihr Schiksal wissen wollte, antwortete er: ihr Unglück wird dem der Fräulein von Wagnitz nahe auf dem Fusse folgen, und ihr Abschied vom Hofe eben so unangenehm seyn, wie jener ihrer. Alles dieses ging kurze Zeit darauf in Erfüllung, und da die Abentheuer der Wagnitz in der Folge mit meiner Geschichte in Verbindung sind, kann ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen.

Ihre Mutter, die Frau von Wagnitz, war Hofmeisterinn der Markgräfinn Albert, der Tante des Königs. Sie war die allerintriguanteste Frau am Hofe; obschon weit in die Jahre, hatte sie doch noch Liebhaber und ihre Gunstbezeugungen, und die ihrer drei Töchter, — alle drei schön wie die Engel — gehörten den Meistbietenden, oder dienten, die Geheimnisse des Cabinets zu gewinnen, die sie hernach an die fremden Gesandten verkauften. Alle diese Ränke und Laster wußte sie durch eine scheinbare Gottesfurcht zu bemänteln, so daß man sie für die Tugend selbst gehalten hätte; ihr gütevolles Wesen entzükte alle Welt, und gewann ihr alle, die ihren Karakter nicht näher erforschen konnten. Alle ihre Absichten gingen darauf aus, eine ihrer Töchter bei Hof anzubringen, wo sie hoffte, sie zu des Königs Maitresse zu machen; dazu wählte sie die schönste der Dreien, und die Königinn ernannte sie zu ihrer Hofdame. Nach diesem ersten Schritt thaten Mutter und Tochter alles Mögliche, um ihren Zweck zu erlangen; als erstes Mittel suchten sie die Gunst der Königinn zu gewinnen, nachher bemühten sie sich um die Freundschaft aller derer, welche den König zunächst umgaben.

Unter diesen war Craup, der Sohn eines pommerschen Kriegsraths; seine Umstände waren so schlecht,

daß er, wie es ihm nicht gelang, einen elenden Posten von fünfzehn Thalern monatlich zu erhalten, sich ins Wasser stürzen wollte. Endlich ward er Auditor von des Königs Regimente, und versöhnte sich dergestalt mit dem Glücke, daß er Oberintendant der Finanzen und endlich gar Staatsminister geworden war. Dieses war einer von denen, welchen die Wagnitz am meisten schmeichelte. Mit einer niedrigen Seele, die seinen Ursprung nicht verleugnete, hatte er die Gunst des Königs in so einem Grade gewonnen, daß er sogar Einfluß über seinen Geist hatte. Zu jener Zeit war er mit dem Fürsten von Anhalt und Grumkow in entschiedner Feindschaft. Ein jeder von diesen drei Menschen wollte allein regieren, und in Absicht auf Laster und schlechtes Betragen wäre die Wahl zwischen ihnen schwer gewesen. Craup errieth bald der Wagniz ihren Plan, und beschloß, ihn zum Vortheil seiner Angelegenheiten und seines Vergnügens zu benuzen. Dem zu Folge bot er ihr an, sie unter der Bedingung zur Sultaninn zu erheben, daß sie ihre Gunstbezeugungen mit ihm theile. Es ward ihm alles zugestanden, und er sezte seiner Seits alles in Bewegung, um den König von seiner Gemahlinn abwendig zu machen, und ihm eine Neigung gegen die Wagniz einzuflössen. Aber alles war vergeblich, der König liebte die Weiber nicht, und sezte seine Ehre darein, in diesem Punkt den Vorschriften des Evangeliums zu folgen. Sein Grundsaz war: daß man nur Todtsünden vermeiden müßte, die erlaßlichen Sünden könnte man schon versöhnen.

Es dauerte nicht lange, so wurden Grumkow und der Prinz von Anhalt seine Absichten gewahr; sie hätten dem Könige nun wohl eine Maitresse gegönnt, sie sollte aber aus ihrer Hand kommen; daher beschlossen sie, die Wagnitz zu entfernen, und

wo möglich den Craup zu stürzen. Das Mädchen hatte bei einem sehr beschränkten Verstand eine unerträgliche Unverschämtheit, ihr stak nichts Geringeres im Kopf, als Königinn zu werden. Ihr Herz war so schwarz wie ihre Augen, sie hatte eine wahre Schlangenzunge, und zerriß unbarmherzig die redlichsten Leute am Hofe, gegen die sie Feindschaft ankündigte, und sie durch Hülfe ihres unwürdigen Liebhabers in das größte Unglück brachte. Die häufigen Besuche, die ihr Craup machte, flößten Grumkow den Verdacht ein, daß ein Liebesverständniß zwischen ihnen statt fände. Um sich darüber Licht zu verschaffen, ließ er einen Küchenjungen die Rolle eines Gespenstes übernehmen, damit er aber von allem Verdacht, der Anstifter dieser Comödie zu seyn, frei bliebe, mußte sie während des Feldzugs, wo er der Belagerung von Stralsund beiwohnte, gespielt werden. In einer Nacht, wo es schon gegen den Morgen zu gieng, hörte man ein gräuliches Geräusch und Gepolter in dem Schlosse; ich selbst ward davon aufgewekt. Anfangs glaubte man, daß es brennte, bis wir bald zu unserm grossen Erstaunen erfuhren, daß der Lärm von einem Gespenst herrühre, das im Schlosse umhergehe. Es war verschiedne Male vor unsern Zimmern, und denen der Hofdamen der Königinn, welche ganz nahe dabei waren, vorbeigegangen. Die Schildwachen hatten voll Schrecken davon laufen wollen, sie sagten: es sey der grosse höllische Satan, der Luzifer, den die Hexenmeister, die Schweden hergeschickt hätten, den Kronprinzen umzubringen. Vergeblich suchte der wachthabende Offizier, die Leute zu beruhigen, was er auch sagte, so konnte er keinen bewegen, den Satan aufzusuchen. So kam er also selbst, mich und meinen Bruder in Sicherheit zu bringen. Den folgenden Tag war die ganze Stadt in Unruhe; die Vernünftigsten fürchteten, daß es wirk-

lich ein Anschlag der Schweden sey, die unter dem Schuz dieses Gespenstes Feuer im Schloß anlegen konnten, um uns zu entführen. Die furchtsamen Davonläufer wurden also strenge bestraft, die Wachen verdoppelt, und alle Vorsicht genommen, um der Sache auf den Grund zu kommen. Dem unerachtet sezte das Gespenst seinen Umgang fort, und ward erst in der dritten Nacht ergriffen. Man befragte es, aber die dazu bestellten Personen, die gewonnen waren, und Grumkow selbst, machten ihre Sache so gut, daß der Küchenjunge statt aller Strafe verurtheilt wurde, drei Tage auf dem hölzernen Pferde zu sizen, und damit ward die Geschichte unterdrückt, Grumkow aber entdekte die ganze Intrigue der Wagnitz, und erfuhr, daß Craup oft die Nacht bei ihr zubrachte; er bestach ihre Kammerfrau, die ihm gestand, ihre Herrschaft habe schon einmal eine zu frühe Niederkunft gemacht, und sey wieder schwanger. Das alles ward dem Könige hinterbracht. Die Königinn ward eben wieder guter Hofnung; ihr Gemahl befahl ihr, der Wagnitz den Abschied zu geben, er erzählte ihr zugleich alle ihre Intriguen, und die Mühe, die sie angewendet hätte, um seine Maitresse zu werden. Meine Mutter hatte eine grosse Schwäche für dieses Mädchen; sie suchte den König von diesem strengen Verfahren abzuwenden, es war aber vergebens, kaum konnte sie erhalten, daß er der Wagnitz drei Monate vergönnte, um ihren Abschied zu fordern, und so den Hof noch mit Ehren zu verlassen. Der Königinn war die Aufführung dieses Mädchens nicht unbekannt, sie hatte sie zum Theil mit eignen Augen gesehen. Wenn der König abwesend war, mußte ihr Craup seine Briefe gewöhnlich in ihre eignen Hände übergeben. Eines Tages, wie er eines solchen Auftrags zu Folge gekommen war, trat die Königinn früher, wie er es erwartete, in das Zimmer,

worinn er sich befand, und überraschte ihn, wie er Fräulein von Wagnitz zärtlich umarmt hielt. Ich war der Königinn nachgefolgt, und war Zeuge dieses schönen Auftritts, der ihr eine so heftige Gemüthsbewegung zuzog, daß die Damen, zu denen wir zurükgiengen, meinten: die Königinn befinde sich nicht wohl. Ich rief aber sogleich: es fehlt ihr gar nichts, Mama hat nur gesehn, daß der Graup die Wagnitz umarmt hat. Aber das zog mir eine derbe Predigt zu, und ich wurde mit der Ruthe bedroht, wenn ich es noch einmal wiederholen würde.

Diese schlechte Aufführung hatte der Wagnitz bei der Königinn bis jezt keinesweges geschadet; es war also sehr empfindlich, ihr den Befehl des Königes ankündigen zu müssen. Sie ließ sie kommen, sezte ihr auseinander, was ihr der König in Rücksicht ihrer gesagt hatte, und schloß mit der Ermahnung, sich in seinen Willen zu fügen. „Ich werde in drei Monaten niederkommen, sezte sie hinzu; das ist der Termin Ihres Abschiedes. Wenn mir der Himmel einen Sohn giebt, so soll es meine erste Sorge seyn, für Sie um Gnade zu bitten.“ Die Wagnitz, statt die Güte der Königinn durch Ehrerbietung und Dankbarkeit zu erwiedern, gerieth in eine solche abscheuliche Wuth, daß sie ganz schwarz wurde. Sie vergaß sich so weit, der Königinn und ihrem Kinde zu fluchen. „Ich wünsche, sagte sie, daß der Teufel Ihr Kind hohle, und daß ihr beide verplatzt. Möge die Rache des Himmels Sie und Ihre Kinder treffen; an Ihnen kann ich mich nicht rächen, aber an den Menschen, die Ihnen am liebsten sind, will ich Sie verfolgen. Ich habe eine feste Stütze, die mich Ihnen zum Troz am Hofe halten soll, und muß ich ihn verlassen, so soll die Blaspiel das erste Opfer seyn, das ich meiner Rache bringe.“ Ihre Wuth und Raserey stieg so hoch, daß sie

von fürchterlichen Zuckungen befallen ward. Frau von Rocoule, die diesem schönen Auftritt beigewohnt hatte, führte die Königinn fort, und, ungeachtet der heftigen Bewegung, die ihr dieser unverschämte Anfall verursacht hatte, bestand sie darauf, in der Hoffnung, noch alles wieder ins Gleiß bringen zu können, dem Könige alles zu verschweigen. Allein drei Tage darauf brachte man dem Könige eine Art von Satyre, die man angeschlagen gefunden hatte. Sie enthielt blutige Ausfälle gegen ihn und seine Gemahlinn. Er zeigte sie Grumkow, der bald nachher entdekte, daß sie von der Wagnitz verfaßt worden sey. Er benachrichtigte den König davon, erzählte ihm nicht allein das zügellose Leben der Mutter und der Tochter, sondern auch verschiedne Staatsintriguen, in welche diese Frau sich mischte, wie sie mit dem französischen Gesandten, Grafen von Rotenburg genau verbunden sey, und ihm Kabinetsgeheimnisse zutrage, die sie von ihren Liebhabern, Creaturen, die meistens in den Geschäften, oder um die Person des Königs zu thun hatten, erfahren. Indem Grumkow diese Umstände auseinander setzte, suchte er vorzüglich Craup verdächtig zu machen, und ihn in den Untergang dieser Weiber zu verwikeln. Aber es gelang ihm nicht, der war, wie man es nennt, ein Plusmacher, den der König nicht entbehren konnte. Sein ganzer Zorn fiel also auf die beiden Wagnitz, die aufs Schimpflichste vom Hofe verjagt wurden.

Die Königinn kam drei Monate darauf mit einem Prinzen nieder, dessen Geburt das ganze Land mit Freude erfüllte; man nannte ihn Wilhelm, und er starb im Jahre 1719 an der Ruhr.

Der Graf Poniatowsky kam gegen das Ende dieses Jahres incognito nach Berlin. Karl der Zwölfte, König von Schweden, schikte ihn ab. Weil er den

Oberhofmarschall von Printz, wie sie beide am russischen Hofe Gesandte waren, sehr genau gekannt hatte, wendete er sich an ihn, um eine geheime Audienz beim Könige zu erhalten. Mein Vater begab sich in der Dämmerung zum Herrn von Printz, der damals im Schlosse wohnte; man machte ihm von Seiten Schwedens sehr vortheilhafte Vorschläge, von denen ich aber nur zwei Artikel habe erfahren können. Schweden wollte schwedisch Pommern auf ewig dem Könige, meinem Vater abtreten, wogegen mich dieser dem schwedischen Monarchen zur Ehe versprach, zu welchem Endzwecke ich auch, sobald ich das zwölfte Jahr erreicht hätte, nach Schweden sollte geführt werden. Der Tod des Königs, der im Jahre 1719 zu Friedrichshall statt fand, verhinderte diese Heirath.

In allem, was ich bis jetzt erzählt habe, geht mich eigentlich nichts persönlich an. Mein zu zartes Alter — ich war nur acht Jahr alt — erlaubte mir nicht, Theil an den Begebenheiten zu nehmen. Den ganzen Tag beschäftigten mich meine Lehrmeister, und zu meiner einzigen Erholung durfte ich zuweilen meinen Bruder sehen. Nie glich eine Zärtlichkeit der unsern. Mein Bruder hatte viel Verstand, aber nicht die geringste Lebhaftigkeit, er begrif leicht, aber er hatte eine unglaubliche Mühe, das Gelernte zu behalten. Ich, im Gegentheil, war sehr lebhaft, und hatte ein herrliches Gedächtniß. Dem Könige war mein Bruder von Natur zuwider, er sah ihn nie, ohne ihn zu mishandeln, und das flößte ihm die Furchtsamkeit und Scheue ein, die er nie gegen seinen Vater ablegte. Ich hingegen war sein Liebling, er hat an keines seiner andern Kinder so viel Liebkosungen, wie an mich verschwendet; oft nuzte ich meine Gunst, um Gnaden zu erhalten, und habe manchen Unglücklichen das Leben

gerettet, denn der König schlug mir nie eine solche Bitte ab.

Die Intriguen des Prinzen von Anhalt und Grumkow giengen indessen ihren Gang. Die Geburt meines zweiten Bruders hatte ihren Plan nicht aufgehoben, sie veränderten nur die Art seiner Ausführung. Eine zweite Reise, welche der König und die Königinn im Jahre 1717 nach Hannover machten, gab Anlaß von einer doppelten Heirath zwischen dem Kronprinzen und der Prinzessinn Amalie von Engelland, und dem Herzog von Glocester und mir zu reden. Zu gleicher Zeit erhielt ich mehrere Briefe und Geschenke von ihm, und unser Briefwechsel dauerte über ein Jahr. Der Fürst von Anhalt und sein Anhang wagten es nicht, ihre Zudringlichkeit zu Gunsten des Markgrafen von Schwedt zu erneuen; der Karakter des Königs war ihnen zu gut bekannt, um sich seinem Willen unmittelbar zu widersezen. Um ihren Endzwek zu erreichen, mußten sie ihn mit Engelland entzweien, und dieses zu bewerkstelligen, verzweifelten sie nicht.

In diesem Jahre war es, wo man die abscheulichen Ränke entdekte, die ein gewisser Clerc ent geschmiedet hatte. Man beschuldigte ihn des Majestätsverbrechens, Hand und Siegel verschiedner grossen Fürsten nachgeahmt, und mehrere Mächte unter einander entzweit zu haben. Der Mensch war von hoher Abkunft, einige sagten: ein Sohn des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, andere des Königs von Dänemark. Wegen der grossen Aehnlichkeit, die er mit dem ersten hatte, glaubte man immer, daß er ihm angehörte *). Ich kann keine nähere Umstände von diesem Ebentheurer erzählen; die Sache ward so

*) Der Mensch war aus Transylvanien, und nannte sich Rosenau, er war Sekretär des Prinzen Ragotzky gewe-

geheim gehalten und behandelt, daß man sie nie recht erfahren hat. Gewiß weiß ich nur, daß Clement dem Könige den größten Theil von Grumkows geheimen Anschlägen entdekte, und ihn gestürzt haben würde, hätte es ihm nicht an Beweisen gefehlt. Aber er hatte keinen der Briefe, die er dem Könige zu geben versprach, und wie man ihn mit Grumkow confrontirte, fand es sich, daß er ihn nicht einmal kannte, da er doch versichert hatte, mehrere geheime Unterredungen mit ihm gehabt zu haben. Mehr bedurfte es nicht, um seine Anklagen als falsch zu behandeln. Der Prozeß dieses Menschen dauerte beinahe sechs Monate.

Der König hatte sich alle diese Dinge so sehr zu Herzen genommen, daß ihn in Brandenburg eine Nervenkolik, von einem heftigen Fieber begleitet, überfiel. Sogleich schikte er einen Boten an meine Mutter, der sie unverzüglich zu ihm berief; sie reiste augenbliklich ab, und kam noch denselben Abend nach Brandenburg, wo sie den König so schlecht fand, daß alle Aerzte an seinem Leben zweifelten. Mein Vater sezte so eben sein Testament auf, die Personen, denen er seinen lezten Willen diktirte, waren von anerkannter Redlichkeit und Treue; er ernannte in diesem Testament die Königinn zur Regentinn des Königreichs, und den König von Engelland nebst dem Kaiser zu Vormündern des jungen Prinzen.

Einige Stunden vor dem Courier, welchen der König meiner Mutter geschikt hatte, waren zween andere an den Fürsten von Anhalt und Grumkow abgegangen. Ich weiß nicht, welcher Zufall diese lezten so lange aufhielt, daß sie erst spät in der Nacht abgin-

sen, den er verrieth und verließ, und endlich den Namen Clement annahm, um neue Betrügereien zu unternehmen.

gen. Das Uebel des Königs machte in dieser Nacht aber so schnelle Fortschritte, daß man ihm nur noch einige Stunden zu leben versprach. Die Furcht, daß er, wenn sich des Prinzen und Grumkows Ankunft noch länger verzögerte, endlich nicht mehr im Stand seyn könnte, sein Testament zu siegeln, vermochte ihn, es zu unterschreiben; da er aber wohl vorher sah, wie vielen Vorwürfen und Widersprüchen es ihn aussezen würde, sie gar nicht in diesem Testament genannt zu haben, forderte er von der Königinn, indem er ihr eine Abschrift desselben zustellte, das Versprechen eines unverbrüchlichen Geheimnisses. Auch die Zeugen, und die Personen, welche es aufgesezt hatten, mußten dieses durch einen Eid versprechen. Kaum war dieses alles in Richtigkeit, als der Fürst und Grumkow anlangten.

Da sie Creaturen aller Art um den König hatten, erfuhren sie bald, was in Rükficht des Testaments vorgegangen war, aber dessen Inhalt zu erfahren, wollte ihnen nicht gelingen. Das Geheimniß, was man ihnen aber daraus machte, lehrte sie bald, daß sie von der Vormundschaft des jungen Prinzen ausgeschlossen wären, und die Königinn, da sie eine Abschrift des Testaments erhalten hatte, zur Regentinn ernannt seyn müßte. Sie geriethen in Verzweiflung! Die Zeit war zu kurz, der König dem Tode nahe, und die Königinn, welche ihm nicht von der Seite gieng, machte es unmöglich, die Widerrufung dieses Testaments zu bewirken. Da jedoch, glüklicher Weise für sie, die Gefahr, in welcher des Königs Leben schwebte, nach einigen Stunden vorüberging, wurden sie etwas ruhiger. Das Fieber sowohl wie die Schmerzen nahmen ab; die Ipecacuanha, welche ihm der Oberchirurg von des Königs Regimente gab, rettete ihm das Leben; dieser Mann, der Holzendorf hieß,

und späterhin noch in diesen Blättern wieder vorkommen wird, machte durch den gelungenen Gebrauch dieses Mittels sein Glück in so hohem Grade, daß man ihn eine lange Zeit unter die Günstlinge zählte.

Nach der völligen Wiederherstellung des Königs kehrte er mit meiner Mutter nach Berlin zurück. Der Prozeß des unglücklichen Clements dauerte noch immer fort; der Elende beschuldigte eine Menge Menschen, um sie in seine Sache zu verwikeln, und dadurch den Prozeß in die Länge zu ziehen. Diese vermogte den König, alle Briefe auf der Post zu öffnen; täglich ward dieser Fürst verdachtvoller und mißtrauischer, nie legte er sich zur Ruhe, ohne zwei geladene Pistolen und seinen Degen an der Seite seines Bettes zu haben, und dennoch hielt er sich nur wenige Tage in Berlin auf, sondern ging mit der Königinn nach Wusterhausen.

Der Fürst von Anhalt und Grumkow waren indeß nicht müssig; die Testamentsgeschichte gieng ihnen noch immer im Kopfe herum, und Grumkow, der listiger war, wie der höllische Geist, unternahm dieses Testament der Königinn aus den Händen zu winden. Zu dieser Absicht ergrief er folgendes Mittel: ich habe schon von Frau von Blaspiel gesprochen; diese Dame war schön wie ein Engel; ein heiterer gebildeter Geist erhob ihre Reize, ihr Herz war edel und grade, allein zwei grosse Fehler, die meistens dem ganzen Geschlechte eigen sind, verdunkelten diese schönen Eigenschaften. Sie war intriguant und kokett. Ein sechszigjähriger, alter, podagrischer Mann, war nicht gemacht, dieser jungen schönen Frau zu gefallen, ja es gab viele Leute, die behaupteten, daß sie mit ihm, wie Placidia mit dem Kaiser Constantin gelebt habe. Damals war der sächsische Gesandte, Graf Manteufel, ihr Liebhaber, aber dieses verliebte Verständniß ward so gut geführt, daß man auch niemals den geringsten Zweifel

in die Tugend dieser Dame gesetzt hatte. Wie ich schon gesagt habe, brachte man dem König alle Briefe, die auf die Post gegeben wurden; den ganzen Tag brachte er in Wusterhausen damit zu, alles, was in und aus seinem Land geschrieben wurde, zu lesen. Manteufel war auf einer kleinen Reise nach Sachsen begriffen, und so fand der König auch seine Briefe an Frau von Blaspiel, so wie ihre Antworten. Ihr Inhalt, der ziemlich frei war, lehrte leicht, daß von mehr, wie Freundschaft die Rede sey; der König erlaubte sich grausame Spöttereien darüber, die Grumkow bald zu Ohren kamen, und dieser Begebenheit wollte er sich zur Erlangung seiner Endzwecke bedienen.

Die Staatsgeschäfte, von welchen damals die Rede war, sind mir nicht hinlänglich bekannt, um genauere Umstände angeben zu können, ich erinnere mich nur so viel, daß der König von Polen meinen Vater nöthig hatte. Grumkow, der diesen Fürsten seit langer Zeit kannte, schrieb ihm, und versprach seine Absichten glücken zu machen, wenn er sich dagegen mit ihnen verbinden wollte. Der König von Polen willigte ein, und Manteufel kam nach Berlin mit dem Auftrag zurük, durch seinen Einfluß Frau von Blaspiel dahin zu vermögen, daß sie der Königinn das Testament des Königs aus den Händen spielte. Die Sache war sehr kizlicht. Frau von Blaspiel liebte ihre Fürstinn mit unverlezlicher Anhänglichkeit — allein die Liebe ist ein Tyrann! wehe denen, die sich ihrer Leidenschaft überlassen, sie führt sie weiter, wie sie gehen wollten, und bereitet ihnen grausame Reue zu. Was kann man einem Manne versagen, dem man sein Kostbarstes, die Ehre, aufgeopfert hat? Hätte Frau von Blaspiel alle diese Betrachtungen gemacht, so würde sie der gefährlichen Klippe entgangen seyn, wo die mehrsten Menschen scheitern. Die Versicherungen von

Treue und Ergebenheit, die Manteufel für die Königinn zu haben vorgab, besiegten endlich ihre Beharrlichkeit; doch, wenn sie gleich meine Mutter despotisch beherrschte, kostete es ihr doch sehr viele Bitten, und manchen wiederholten Versuch, bis sie das unseelige Testament in ihre Hände bekam.

Während aller dieser Vorgänge ward Clements Prozeß beendigt. Er ward verurtheilt, dreimal mit Zangen gerissen, und dann gehangen zu werden. Der Mensch hörte sein Urtheil, ohne das Gesicht zu verändern: „ich that, sagte er, was des Königs Minister alle Tage thun, sie suchen die Minister anderer Mächte zu betrügen, und sind an fremden Höfen nur ehrenvolle Spione; hätte ich einen öffentlichen Karakter gehabt, wie sie, so wär ich jezt vielleicht auf der Höhe des Glücks, wie nun auf der Höhe der Galgenleiter.“ — Und so starb er mit heldenmüthiger Festigkeit. Man konnte ihn zu den grossen Genies rechnen; er hatte viele Kenntnisse, sprach mehrere Sprachen, und hatte eine bewundrungswürdige Beredtsamkeit. Auf seinem Wege zur Hinrichtung sprach er zum Volke; da aber diese Rede gedrukt ist, will ich sie mit Stillschweigen übergehen. Sein Mitschuldiger: Leman, ward geviertheilt, und Heidekamm, aus einer neugeadelten Familie, mit Ruthen gestrichen, sein Degen und Wappen vom Henker zerbrochen, und er für ehrloß erklärt. Dieser lezte wurde nur deswegen so hart gestraft, weil er gesagt und geschrieben hatte: der König sey nicht rechtmässiger Sohn Friedrichs des Ersten, sondern der Bastard eines am damaligen Hofe lebenden Cavaliers.

Alle diese traurigen Auftritte beendigten das Jahr 1717. Das folgende Jahr war nicht weniger fruchtbar an tragischen Begebenheiten. Schon habe ich erwähnt, daß es der Fürst Anhalt und Grumkow zu

ihrem einzigen Endzweck machten, den König mit seiner Gemahlinn zu entzweien. Ihr altes Projekt, mich mit dem Markgrafen von Schwedt zu verheirathen, war noch nicht bei Seite gelegt, jezt suchten sie es von Neuem bei dem Könige zu betreiben; da dieser aber in dieser Zeit ziemlich gut mit Engelland stand, gab er ihnen nur schwankende, und weniger befriedigende Antworten.

Aus dem Gemählde, das ich gleich Anfangs vom Könige entwarf, hat man gesehen, daß einer seiner größten Fehler der Geiz war; jede Ausgabe, welche die Königinn zur Aufrechthaltung ihres Ranges machte, war ihm zuwider, aber dem unerachtet machte er ihr die prächtigsten Geschenke. So hatte meine Mutter ein Paar Diamanten-Ohrgehänge gewünscht, welche der verwittweten Königinn gehört hatten, und mit ihrem übrigen Schmuck meinem Vater zugefallen waren. Nach vielen Bitten gab der König diese Ohrgehänge, die 26000 Thaler am Werth hatten, der Königinn, in der Zeit, wie sie von meinem zweiten Bruder entbunden ward. Grumkow, um das Spiel zu verwirren, überredete den König, seine Gemahlinn habe die Ohrgehänge nur deswegen gefordert, um durch deren Verkauf ihre, sehr ansehnliche, Schulden zu bezahlen. Herr von Kamke, der bei Friedrich dem Ersten in grosser Gunst gestanden hatte, hörte diesen Anschlag aus Grumkows eignem Munde; seine Absichten wurden ihm sogleich klar, er benachrichtigte unverzüglich die Königinn davon, jedoch mit der dringenden Bitte, ihn nicht zu verrathen. Der König war gerade abwesend; aber bei seiner Rückkehr ermangelte die Königinn nicht, ihn davon zu benachrichtigen, und den Streich, den man ihr spielen wollte, mitzutheilen. Um ihr allen Verdacht zu benehmen, zeigte sie ihm ihren Schmuck, und forderte Genugthuung von

Grumkow. Der König wollte seinerseits durchaus wissen, durch welchen Kanal sie diese Dinge erfahren hätte, und versicherte, daß er ihnen nur dann Glauben beimessen könnte, wenn die Person, die sie ihr mitgetheilt hätte, Zutrauen verdiene. Da sich die Königin in die Enge getrieben sah, hatte sie die Unvorsichtigkeit, Kamke zu nennen. Dieser ward auf Befehl des Königs sogleich herbei gerufen; er behauptete seine Beschuldigung, und klagte Grumkow über verschiedene, sehr wichtige, Gegenstände an. Die freundliche Art, mit welcher ihn der König empfienge, hatte ihn zu diesem Schritte vermogt; da er aber gar nicht erwartet hatte, eben jezt diese Rolle zu übernehmen, konnte er gar nicht hinreichende Beweise geben, um die Wahrheit seiner Angaben zu bestätigen. Das Meiste, was er dem Könige mittheilte, wußte er aus Grumkows eignem Munde; da er keine Zeugen aufstellen konnte, obsiegte das Ableugnen des Andern, und er ward nach Spandau geschikt.

Diese Festung, vier Meilen von Berlin gelegen, wurde bald von Leuten von Stand angefüllt. Nicht zufrieden, den Inhalt des königlichen Testaments durch den Grafen von Manteufel erfahren zu haben, woltte der Fürst von Anhalt und Grumkow diese Schrift in eigenen Händen besizen. Alle Bemühungen, die Graf Manteufel anwendete, es von Frau von Blaspiel zu erhalten, waren bis jezt vergebens gewesen; da nun weder Versprechungen, noch Drohungen etwas ausrichteten, beschloß man, nicht allein sie ins Verderben zu stürzen, sondern sie ersannen auch das allerabscheulichste Complott, von dem man in mehreren Jahrhunderten etwas gehört hat.

Der König vergnügte sich oft, am Abend Seiltänzer zu sehen, die ihre Vorstellungen in dem Rathhause gaben, und ich erinnere mich noch recht gut,

daß mehrere von Grumkows Creaturen, und dieser Minister selbst, dem König, wenn mein Bruder und ich mit ihm an der Tafel sassen, sehr anlagen, er möchte doch dem Prinzen die Freude machen, ihn mit aufs Rathhaus zu nehmen. Sie drangen eines Tages so lebhaft in ihn, daß er es ihnen endlich versprach, da aber einer der Seiltänzer krank ward, verschob er die Parthie bis auf den nächsten Freitag. Dienstags früh kam Frau von Blaspiel zu der Königinn, bei welcher sie zu allen Stunden freien Zutritt hatte, und beschwor sie auf das Lebhafteste, zu verhindern, daß der König und mein Bruder sich nicht in dieses Schauspiel verfügten. Die Ursache dazu wollte sie ihr nie sagen; sie gestand nur, daß es ihr Leben gälte, und rieth der Königinn, sich bis Freitags zu verstellen, dann den König zu zerstreuen, ihm die Zeit zu vertreiben, so daß er die festgesezte Stunde zu dem Schauspiel vergässe, hälfe das aber alles nichts, so solle sie sich seinem Hingehn offenbar widersezen. Ich erhielt den Auftrag, den König zu unterhalten; am Freitag Morgen lehrte meine Mutter mir und meinem Bruder meine Lektion. Ich hatte mich so angestrengt, meinem Vater die Zeit zu vertreiben, daß es halb sieben schlug, als er es wahrnahm, und aufstand, um sich hinweg zu begeben. Vergeblich stellte ihm die Königinn vor, daß es zu spät sey; der König hielt meinen Bruder bei der Hand; dieser, dem man Sorge getragen hatte, allerlei fürchterliches Zeug weiß zu machen, wie man Kinder gewöhnlich zu erschrecken sucht, schrie und widersezte sich aus Leibeskräften; dennoch wollte der König schon die Thüre öffnen, aber nun warf sich meine Mutter und ich zu seinen Füssen, und verhinderten ihn, herauszugehen. Da er von dem Auftritte gar nichts begreifen konnte, wollte er anfangs zornig werden, aber unsere Thränen, unser Geschrei und die Mühe,

die wir anwendeten, hielt ihn so lange zurück, daß die bestimmte Stunde endlich verstrichen war. Die Königinn wollte ihm niemals die Ursache dieses sonderbaren Betragens erklären. Da eben in diesen Tagen eine neue Untersuchung Statt fand, errieth der König einen Theil der Wahrheit. Ein gewisser Trosqui, ein Mann von Stande aus Schlesien, war in Verhaft genommen, er hatte sich während dem Feldzug von Stralsund zum Spion brauchen lassen, und obgleich er bei dieser Gelegenheit dem Könige sehr nüzlich war, hatte dieser doch immer ein geheimes Mistrauen gegen ihn behalten. Der Verdacht eines geheimen Briefwechsels hatte seine Verhaftnehmung veranlaßt, und seine Papiere, die man sogleich in Besiz nahm, bewiesen, daß er Grund dazu gegeben hatte. Die ganze Stadt nahm an seinem Schiksal Theil, seine Chatouille enthielt die Liebesgeschichten von ganz Berlin, und mehrere ungemessene Briefe, die man in Rükssicht des Königs an ihn geschrieben hatte. Der König glaubte also: die Besorgnisse der Königinn rühren daher, daß die vielen Menschen, welche in dieser Sache verwikelt wären, sich verbinden könnten, einen kühnen Streich zu wagen; diese Vorausesezung war um so natürlicher, da er nur erst den kleinsten Theil der gefundnen Papiere hatte lesen können.

Allein nach zwei Tagen veränderten sich die Umstände. Frau von Blaspiel bat den König um ein geheimes Gehör, und noch ehe sie ihn sprach, erklärte sie sich gegen die Königinn, und theilte ihr die Entdekung mit, die sie von Grumkow's abscheulichen Complotte gemacht hatte. Ihr Anschlag war folgender: Nachdem sie alle Hofnung verloren hatten, das Testament des Königs der Frau von Blaspiel zu entreissen, und also wohl voraussahen, daß sie nach dem Tode dieses Fürsten in Gefahr waren, ihr ganzes Ver-

mögen zu verlieren, wollten sie um jeden Preis den Markgrafen von Schwedt auf den Thron sezen, und sich der Regentschaft bemeistern. Sie beschlossen also, um sich des Königs und meines Bruders zu entledigen, sie beide im Rathhause ermorden zu lassen, im Schloß Feuer anzulegen, meinen zweiten Bruder zu erstiken, die Königinn in irgend eine entlegene Stadt zu verweisen, wo man sie in einer anständigen Gefangenschaft halten sollte, und bei der Rückkehr des Markgrafen von Schwedt, der sogleich berufen werden sollte, meine Heirath mit ihm abzuschliessen. Dieser ganze Vorgang sollte so veranstaltet werden, daß kein Verdacht auf die Anstifter fiel; ein unversehener Auflauf im Rathhause sowohl, wie das im Schlosse angelegte Feuer, sollte sie begünstigen.

Alle diese Umstände hörte ich aus der Königinn eigenem Munde. Sie war zwar bei der Unterredung des Königs mit der Frau von Blaspiel nicht gegenwärtig, und hat deren Inhalt nicht erfahren können, da sie diese Dame nie mehr allein sprechen konnte. Man machte aus dieser ganzen Sache, die bis jezt noch unbekannt ist, ein grosses Geheimniß, so viel weiß ich aber, daß der König nach einer zweiten Unterredung Frau von Blaspiel zu meiner Mutter führte, und dabei die Worte sagte: „ich bringe Ihnen hier eine brave Frau, und die beste Freundinn, die ich auf der Welt habe."

Allein zwei Tage darauf nahm die Confrontation ihren Anfang. Grumkow fand Mittel, das Verhör dem Generalfiskal Katek aufzutragen, einem Menschen von niederer Geburt und seine Creatur. Dieser Mensch hatte eine besondere Gabe, die Schuldigen, welche ihm in die Hände fielen, zu verwirren, und in Verlegenheit zu bringen. Frau von Blaspiel ward das Opfer seiner Geschicklichkeit, verschiedne listige Fragen und

künstliche Wendungen, die er ihren Antworten gab, brachten sie in Verwirrung; sie hatte die Unvorsichtigkeit gehabt, sich mit keinem Beweis zum Belege ihrer Beschuldigungen zu versehen; ihr Gegenpart war wohl wankend gemacht, aber nach und nach zuversichtlicher wie je; so ward sie das Opfer ihrer Treue. Katek schlug vor, sie auf die Folter zu legen, um ihr eine vollständige Ueberzeugung von der Falschheit der von ihr angebrachten Anklagen zu entreissen. Ich weiß nicht, was den König verhinderte, dieses äusserste Mittel zu ergreifen, man begnügte sich, sie nach Beendigung dieses Verhörs nach Spandau zu bringen. Ohne die geringste Schonung gegen die Gesundheit der Königinn, die sich eben schwanger befand, kam der König in der größten Wuth zu ihr, um ihr das schrekliche Schiksal dieser Dame zu verkündigen. Ich war bei diesem traurigen Auftritte gegenwärtig, er griff die Königinn so heftig an, daß man eine zu frühe Niederkunft für sie fürchtete. Ausser der Freundschaft, die sie für die Blaspiel hatte, war sie wegen des Testaments in der größten Furcht; dieses war noch in ihren Händen, und mußte nothwendig unter ihren Papieren gefunden werden. Bald erfuhr sie, der Feldmarschall von Natzmar habe Befehl, die Habseligkeiten der Frau von Blaspiel zu versiegeln; noch denselben Abend schikte sie also ihren Kaplan Boshardt an ihn ab, der ihn von der Gefahr, in welcher sie sich befand, unterrichten, und ihn beschwören mußte, ihr das Testament wieder zuzustellen. Dieser General war ein Mann von anerkannter Redlichkeit, ausserdem ein eifriger Diener des Hauses, er glaubte seinem Herrn nicht untreu zu seyn, wenn er die Bitte der Königinn bewilligte. Dem zu Folge ließ er ihr diese unseelige Schrift, welche die Ursache alle des Unglücks war, wieder zustellen. Frau von Blaspiel blieb ein ganzes Jahr in Spandau, und

verließ es nur, um nach Cleve verwiesen zu werden, wo sie jezt noch lebt.

Endlich beschloß der König, allen diesen Intriguen ein Ende zu machen. Mochten nun alle die Beschuldigungen gegen Grumkow und den Prinzen von Anhalt einigen Eindruk auf ihn gemacht haben, oder vermochten ihn Staatsursachen zu diesem Schritt; er beschloß, den Markgrafen von Schwedt von seinen Reisen zurükzurufen, und ihn mit der Herzoginn von Curland, der nachmaligen Kaiserinn von Rußland, zu verheirathen. Er kam auch noch vor Ablauf dieses Jahrs an, aber ungeachtet der Vortheile, die man ihn bei dieser Heirath erblicken ließ, indem sie ihn zum Herrn eines schönen, blühenden Landes machte, wieß er doch die Anerbietung des Königs hartnäkig von sich; die noch immer genährte Hoffnung auf meine Hand zeigte ihm noch grössere Vortheile, und da er achtzehn Jahr alt, also mündig war, konnte ihn der König nicht mit Gewalt zu seinem Willen zwingen.

Ungefähr um dieselbe Zeit wurde mein Bruder männlichen Händen übergeben. Die Königinn ernannte durch ihren Einfluß einen der Hofmeister, den Feldmarschall Grafen von Finkenstein, der Fürst von Anhalt ernannte den andern, der sich Kalkstein nannte, und Major in einem Infanterieregiment war. Der erste war ein sehr wakerer Mann und ein guter Offizier, er hatte Weltkenntniß, aber nicht genug Genie, um ein so überlegenes Genie, wie das meines Bruders, zu regieren. Er war mit der Schwester der Frau von Blaspiel verheirathet, und seit der Verbannung dieser Dame, hatte die Königinn ihm und seiner Frau ihr ganzes Vertrauen geschenkt. Der andere war ein braver Offizier, aber roh und jähzornig; sein Verstand taugte mehr zur Intrigue, wie zur Unterhaltung, er hatte Kenntniß, machte aber nicht den

gehörigen Gebrauch davon, übrigens war er ein ziemlich wakerer Mann.

Dieses, an tragischen Begebenheiten so fruchtbare Jahr, wurde endlich beschlossen, und läßt mich zum Jahre 1719 übergehen.

Den größten Theil dieses Winters brachte der König in Berlin zu, er fand sein Vergnügen daran, die Gesellschaften zu besuchen, welche sich Abends in der Stadt versammelten. Die Königinn war den ganzen Tag in dem Zimmer dieses Prinzen, und hatte keine andere Gesellschaft, wie meinen Bruder und mich. Abends speißte niemand mit ihr, wie Frau von Konnken, ihre Oberhofmeisterinn, und Frau von Rocoule. Obschon die erste eine Dame von viel Redlichkeit und Verdienst war, hatte sie doch kein Zutrauen zu ihr, und eine tiefe Traurigkeit schien sie ganz zu beschäfftigen.

Eines Tages, wie ich bei ihr war, und sie liebkoßte, sagte sie: Hör, liebe Wilhelmine, ich habe beschlossen, dich bald zu mir zu nehmen, und deine Erziehung zu besorgen, allein ich fordre dagegen viele Dinge, in denen du mir zu Willen seyn mußt. Einmal mußt du an keinen Menschen Anhänglichkeit haben, wie an mich, dann mußt du verschwiegen seyn, und endlich mir blindlings gehorchen. Es hängt von dir ab, bald wie ein grosses Mädchen behandelt zu werden, und meine ganze Liebe zu gewinnen, sobald du mir meinen Willen thust. „Ich versprach alles, was sie verlangte; darauf fragte sie mich: ob ich der Léti nicht alle Abend erzählen müßte, was den Tag über in ihren und des Königs Zimmern vorgegangen sey, und ob sie nie von dem Markgrafen von Schwedt mit mir gesprochen hätte? ich antwortete, daß das sehr oft geschähe, und daß sie mir ihn sehr lobte.” Bist du auch verschwiegen, fieng sie wieder an, und kann ich mich darauf verlassen, daß du nichts von alle dem,

was ich dir anvertrauen werde, wiedersagen wirst? „Hierüber gab ich ihr alle Versicherung, die sie nur wünschen konnte; und nun erzählte sie mir die ganze Geschichte von der Blaspiel, so wie ich sie habe hier niedergeschrieben, alle Intriguen des Fürsten von Anhalt und Grumkows, ihre beständige Besorgniß, da der König von Neuem über meine Heirath mi dem Grafen von Schwedt zu sprechen anfieng; endlich auch von ihrem Wunsche, mich mit ihrem Neffen, dem Herzog von Glocester, zu vermählen, und den Vortheilen, welche diese Heirath sowohl für sie, als auch für mich haben würde. Zum Schlusse sagte sie mir noch: daß ich der Leti nicht trauen sollte; „ich weiß, sezte sie hinzu, daß sie von dem Anhang des Prinzen Anhalt gewonnen ist; sie intriguirt den ganzen Tag mit dem Major Fourcade und Herrn Fournert, (dieses war ein französischer Minister) und ich weiß sehr gut, daß sie dich nicht anständig behandelt, und dich oft schlägt. Gesteh mir die Wahrheit, ist es nicht so?" Obschon alle diese Dinge sehr gegründet waren, leugnete ich sie fortwährend, und wollte der Leti keinen Schaden thun. „Du bist noch zu jung, sagte die Königinn, um ihre Intriguen zu bemerken, aber ihre Mißhandlungen kannst du nicht leugnen; du kannst nicht leugnen, daß sie dir vor einiger Zeit dergestalt mit der Faust das Gesicht zerschlug, daß du überall bluteteſt, und darüber das Fieber bekamst, wegen dessen du einige Wochen das Zimmer hüten mußteſt." Es befremdete mich nicht wenig, wie ich hörte, daß die Königinn diese ganze Geschichte wußte, dennoch behauptete ich allzeit das Gegentheil; wie es die Königinn wahrnahm, wollte sie nicht weiter in mich dringen, und begnügte sich damit, mir anzubefehlen: wenn die Leti mich fragte, was in ihrem und des Königs Zimmer vorgegangen sey, sollte ich ihr geradezu antworten, daß ich das

Klatschhandwerk nicht mehr treiben wollte, und es mir nicht zukäme, das, was zwischen meinem Vater und meiner Mutter vorfiel, auszuplaudern.

Kaum war ich Abends in mein Zimmer gekommen, so ließ mich die Leti auf eine Bank neben sich sizen, die in zwei Stufen zwischen der Fensterverties fung angebracht war, und fragte mich nach den Neuigkeiten des Tages. Ich wollte sie nicht gleich zum Eingang vor den Kopf stossen, und sagte ihr: da ich den ganzen Tag zu arbeiten gehabt hätte, wüßte ich nicht, was vorgefallen sey. Nun ward ich mit schönen Titeln beehrt; „Sie sind ein grosser Esel, sagte sie, und ein eben solches grosses Vieh wie ihre Mutter, sie schlagen nicht aus der Art. Ich weiß alles, was vorgefallen ist, Sie haben nicht so viel zu thun gehabt, wie Sie vorgeben, beichten Sie also nur, oder ich will Sie bald zum Reden bringen." Das sagte sie nur, um mir die Würmer aus der Nase zu ziehen. Ich zitterte wie ein Espenlaub, und wußte nicht, welchen Weg ich wählen sollte, dennoch entschied ich mich, der Königinn zu gehorchen, und gab der Leti die mir vorgeschriebene Antwort. Dieses Mädchen hatt zu viel Verstand, um nicht wahrzunehmen, daß man mir meine Lektion aufgegeben hatte; sie suchte mir also mit Sanftheit und Drohung mein Geheimniß zu entreissen; wie sie aber sah, daß alles nichts half, ließ sie ihrer Wuth freien Lauf; ein Plazregen von Ohrfeigen und Faustschlägen brach auf mich ein; ganz ausser sich selbst, ohne zu wissen, was sie that, und was sie sagte, warf sie mich von der Bank herab, wo wir sassen, und ging davon. Ich fiel ziemlich hart, kam aber doch mit ein paar Beulen davon, aber meine Arme und mein Gesicht waren blau von den erhaltenen Schlägen, und Schrecken und Angst hinderten mich, aufzustehen. Mein Geschrei rief meine Kam-

merfrauen zu meiner Hülfe herbei; die eine war meine Amme gewesen; seit ich auf der Welt war, hatte sie mich bedient; nachdem sie mir Hülfe geleistet hatte, gieng sie, der Leti den Kopf zu waschen, und drohte ihr, wenn sie so fortführe, würde sie die Königinn davon benachrichtigen müssen. Wie die Leti mein ganzes Gesicht blutrünstig sahe, ward es ihr angst; sie ließ es sich ein Duzend Flaschen Schußwasser kosten, in das sie mich die ganze Nacht durch ganz einweichte. Tags darauf sagte man der Königinn, daß ich einen ungeheuern Fall gethan hätte, und ich war gutherzig genug, es ihr selbst zu bekräftigen. Wenn sie es nicht glaubte, ließ sie es sich wenigstens nicht merken. Die Leti brauchte seitdem die Vorsicht, mein Gesicht zu verschonen, aber meine Arme und Beine empfanden die doppelte Last ihrer schweren Fäuste. Diese Auftritte kehrten alle Abende zurück; ich war in der gräßlichsten Verzweiflung, sey es aber Eitelkeit oder Furcht, ich wollte ihr niemals etwas wiedererzählen.

So gieng der ganze Winter hin. Im Junius fand es der König und die Königinn für gut, meinen Bruder und mich mit nach Charlottenburg, einem schönen Lustschloß, ganz nahe bei Berlin, zu nehmen. Die Leti blieb zurück, und ich ward der Frau von Konnken übergeben. Mein Geburtstag ward dort gefeiert; der König gab einen Ball, und ich empfieng sowohl von ihm, als von meiner Mutter sehr schöne Geschenke. Sie gewannen mich alle Tage lieber; ich war nun zehn Jahr alt, und mein Verstand war für mein Alter ziemlich gebilder. Von Charlottenburg giengen wir nach Wusterhausen; kaum waren wir dort angelangt, so überfiel den König eine heftige Krankheit. Wir waren eben in der stärksten Sommerhize, die dieses Jahr ganz ungeheuer war; dem unerachtet fror es den König unaufhörlich; in seinem Zimmer

brannte ein fürchterliches Feuer, und es war von allen Seiten so verschlossen, daß kein Lichtstrahl hinein fiel. Ich mußte den ganzen Tag, von früh sieben Uhr bis Abends um zehn, in diesem Zimmer neben dem Feuer sizen, ohne es anders, als zur Tafelzeit zu verlassen. Nie ist ein Marterthum dem meinigen gleich gekommen; mein Blut gerieth in so eine Wallung, daß ich ganz stumpfsinnig ward. Die Königinn litt so viel, wie ich, und war in der grausamsten Unruhe, denn sie hatte Nachricht bekommen, daß meine zweite Schwester und mein Bruder Wilhelm sehr gefährlich an der Ruhr danieder lägen. Diese Krankheit wüthete damals durch das ganze Land, sie raffte eine Menge Menschen hinweg, und war wie eine Art Seuche. Bald versezte mich die Ermüdung, welche ich litt, in denselben Zustand, wie meinen Bruder und meine Schwester. Die Königinn, die alle Schmerzen nicht achtete, und alle Krankheiten geringschäzig behandelte, wollte nicht eher glauben, daß ich an diesem Uebel litt, als bis ich in Todesgefahr gerieth. Nun brachte man mich, fast sterbend, nach Berlin. Bei meiner Ankunft erfuhr ich den Tod meines zweiten Bruders, der an demselben Morgen gestorben war. Den neunten Tag wartete man mir aufs Ende; meine gute Natur, und die Sorgfalt der Aerzte rettete mir das Leben, doch mußte ich das Bett über sechs Wochen hüten, und ging erst vierzehn Tage nach der Königinn Rückkehr, die gegen das Ende Oktobers erfolgte, zum erstenmal wieder aus.

Die Leti hatte ihre Mishandlungen gegen mich fortgesezt, sie schnarchte wie ein Soldat, und verhinderte mich dadurch, zu schlafen, also mich wiederherzustellen. Schläge und Schimpfreden wurden auch nicht gespart, so daß ich endlich ganz melancholisch ward. Ich hatte immer eine zarte Gesundheit, und

sehr grosse Empfindlichkeit des Gemüths; meine Gesundheit mußte endlich von der beständigen Unruhe, in der ich mich befand, leiden; ich bekam die Gelbsucht, die zwei Monate anhielt, und hernach zur einem viel gefährlichern Zustande Plaz machte. Ein heftiges hiziges Fieber ergriff mich, und artete nach wenig Tagen in ein Fleckfieber aus. Anfangs phantasierte ich unaufhörlich, bald aber verlor ich alles Bewußtseyn. Ungeachtet der Gefahr, der sie sich aussezten, kam der König und die Königinn Abends um zehn Uhr an mein Bett, ihre Verzweiflung war ohne Grenzen; sie sagten mir unter tausend Thränen das lezte Lebewohl. Ich war aber taub für ihr Weinen und Klagen, eine kleine Bewegung des Herzens war das einzige Lebenszeichen, das mir noch übrig blieb. Das alles war aber eine blosse Crisis; gegen den Morgen kam meine Besinnung ein Bischen wieder, und das Fieber verminderte sich nach und nach. Wie ich wieder sprechen konnte, kam der König zu mir; die Freude, mich einer so grossen Gefahr entgangen zu sehen, vermochte ihn, mir zu befehlen, daß ich ihn um eine Gnade bitten sollte. Sogleich beschloß ich, ihn zu bitten, daß man mich fortan wie eine erwachsene Person behandeln, und mir auch die Kleider geben möchte, die dazu gehörten. Er gestand es mir sogleich zu, wie er aber mit der Königinn meiner Mutter davon sprach, ward diese sehr böse, stritt lange dagegen, mußte aber endlich doch nachgeben.

Nur erst im Anfang des Jahrs 1720 konnte ich meine Zimmer verlassen. Ich war ausser mir vor Freude, den Kinderrok abgelegt zu haben. Nun dünkte ich mir etwas Rechtes, und im Mantel gekleidet, glaubte ich, die Königinn würde ihre grosse Freude an mir haben. Mit einem mir sonst gar nicht gewöhnlichen Ausdruck von Zufriedenheit, begab ich mich also

zu meiner Mutter — aber leider hatte ich ohne den Wirth gerechnet! Kaum trat ich in ihr Zimmer, so warf sie einen strengen Blik auf mich, und sagte zu ihren Damen: „das ist ja ein artiges kleines Figürchen, es sieht wie zwei Tropfen Wasser einer Zwerginn ähnlich.“ Man kann denken, wie meiner kleinen Eitelkeit diese huldvolle Schmeichelei gefiel. Im Grunde hatte die Königinn nicht Unrecht, aber sie hätte besser gethan, es bei diesem kleinen Hieb bewenden zu lassen; sie gieng aber weiter, sie schmählte mich tüchtig aus, daß ich mich an den König gewendet hätte, um Gnaden zu fordern, daß sie mir befohlen hätte, mich einzig an sie zu halten, und wenn ich mir das noch einmal beigehen ließe, könnte ich ihres ganzen Zorns gewärtig seyn. Ich entschuldigte mich, so gut ich konnte, und bezeigte so viel Unterwürfigkeit, daß sie mir endlich verziehe.

Ich habe den hizigen Karakter der Leti bisher hinlänglich bezeichnet, kann aber nicht umhin, hier einen Umstand zu erwähnen, der viele andere nach sich zog. Vor meinen Zimmerfenstern war eine hölzerne Gallerie, welche die Schloßflügel mit einander verband. Diese war immer voller Unflath und Unreinigkeiten, so daß die Vorübergehenden ihre Kleider verdarben und den ekelhaftesten Geruch zu ertragen hatten. Die Schuld davon lag an Eversmann, Kammerdiener des Königs und Schloßwärter. Dieses war einer der größten Lieblinge des Königs, der unglücklicher Weise, weil er sie nicht zu unterscheiden wußte, lauter Schurken dazu wählte. Dieser hatte viel Gewalt über ihn, war der größte Spizbube im Lande, schadete aller Welt, und mischte sich in die allergeheimsten Intriguen. Die Leti hatte ihn verschiedne Male, aber vergeblich, bitten lassen, diese Gallerie reinigen zu lassen. Eines Morgens ließ sie ihn also rufen,

und machte ihn erbärmlich herunter, der andere ermangelte nicht, zu antworten, und, hätte man sie nicht getrennt, so würden sie sich wahrscheinlich bei den Köpfen genommen haben. Eversmann schwor ihr Rache, und suchte sie einige Tage darauf bei dem Könige zu verläumden.

Eines Abends fieng der König, der wahrscheinlich an die Leti Händel suchen wollte, an, mich über den Katechismus zu examiniren. Ich antwortete sehr gut auf alle seine Fragen; endlich fiel es ihm aber ein, mich die zehn Gebote und den Glauben aufsagen zu lassen; ich verwirrte mich darinn, und konnte nie damit zu Stande kommen. Er gerieth in einen ungeheuern Zorn gegen mich, obschon er an mir nur etwas zu tadeln gesucht hatte, um mit der Leti zanken zu können. Auf diese und meinen Lehrmeister fiel nun das ganze Ungewitter seines Zorns, er befahl der Königinn, fortan mehr Aufmerksamkeit auf meine Erziehung zu haben, und bei allen meinen Lehrstunden gegenwärtig zu seyn. Die sechs Monate meiner Krankheit hatten mich sehr zurückgesezt, drei Monate war ich abwesend gewesen, und dann war auch die Menge Sachen, die ich auswendig lernen mußte, daran schuld, daß ich eine über die andere vergaß. Den andern Tag ließ die Königinn die Leti rufen, und wusch ihr tüchtig den Kopf, sie verbot ihr sogar, im Namen des Königs keine Besuche mehr von den Cavalieren anzunehmen, auch selbst nicht von geistlichen Herrn. Das war ein Donnerschlag für sie, statt aller Antwort hielt sie sich an Schimpfreden gegen mich, und spielte mir so viele üble Streiche wie möglich.

Ich erhielt nun eine neue Strafpredigt. Die Königinn sagte mir: daß sie mich wohl würde zu meiner Pflicht zurückzubringen wissen, und mich fortan mit der größten Strenge behandeln würde. So jung

ich war, dachte ich doch über diese Handlungsweise nach. „Verdient ein Gedächtniß-Fehler, sagte ich zu mir selbst, diese Mishandlung? und was kann die Königinn mehr von mir fordern, als was ich geleistet habe? sie ist durch das Vertrauen, das sie mir bezeigt hat, an dem Kummer und den Schlägen schuld, die ich täglich leiden muß; ich habe der Leti auf ihren Befehl mißtraut, und so wird mein Vertraun in sie gelohnt. Nun sie zornig gegen mich ist, nimmt sie die Parthie der Leti, und predigt mir Grundsäze, die denen, die sie mir gab, ganz entgegen sind."

Meine ganze Lebensweise wurde nun verändert. Früh um acht Uhr fingen meine Lehrstunden an, und, die Essenszeit ausgenommen, gieng das ununterbrochen bis Abends zehn Uhr fort. Nachmittags nahm ich sie in dem Zimmer der Königinn, die nie mich zu schmählen ermangelte, wenn ich bei meinem Hersagen nur eine Sylbe vergessen hatte. Ich weinte alle Nächte, wurde furchtsam, schüchtern und trübsinnig; alle meine Lebhaftigkeit verschwand, so daß ich nicht mehr zu erkennen war. Die Vorsehung wollte mich von meiner frühsten Jugend an zu den Leiden und Unannehmlichkeiten dieses Lebens durch Geduld vorbereiten, und mich zu Betrachtungen führen, an denen mich meine zu grosse Lebhaftigkeit vielleicht verhindert hätte.

Dieses Leben dauerte über drei Monate. Da der König diese ganze Zeit über in Berlin und bei meiner Mutter in Ungnade gewesen war, hatte sie nicht mit mir gesprochen. Wie er aber abgereißt war, und meine Mutter Appartement bei sich hielt, nahm sie mich eines Tages bei Seite, und sagte mir: ich sollte mich erinnern, was sie mir anvertraut hätte; sie habe vergessen, mir alle die Personen zu nennen, die ihre Feinde wären; nun nannte sie mir dieselben, und drei Viertel von Berlin war darunter begriffen; mit

allen diesen Personen sollte ich nicht umgehen, und, wenn sie ihr den Hof zu machen kämen, nicht einmal mit ihnen sprechen. Es ist hinreichend, sagte sie, wenn du ihnen eine Verbeugung machst, mehr bedarf es nicht; aber ich verbiete dir ausdrüklich, irgend jemand zu sagen, daß ich es dir befohlen habe. Ich gehorchte pünktlich, und zog mir den Haß der ganzen Stadt zu; man hieß mich stolz, hochmüthig, man beschuldigte mich, keine Lebensart zu haben. Meiner Mutter ihr grosser Fehler war dieses argwöhnische Wesen; sie that einer Menge von Menschen damit Unrecht.

Die Leti merkte indessen wohl, daß es die Königinn sey, welche mich von ihr entfernte. Da sie keine Besuche mehr in ihrem Zimmer annehmen durfte, und also keine Mittel mehr hatte, ihre Liebes- und Staats-Intriguen fortzusezen, machte ihr ihre Lebensweise sehr viel lange Weile; daß meine Heirath mit dem Markgrafen von Schwedt abgebrochen sey, machte ihr auch bittern Kummer. Seit der Geschichte der Frau von Blaspiel, war der Credit des Fürsten von Anhalt auch sehr gesunken, sie erhielt keine Geschenke mehr, alle die schönen Versprechungen, welche man ihr gemacht hatte, waren wie ein Dunst zerflossen, und alle Mittel, ihren Ehrgeiz zu sättigen, verloren. Sie schrieb also an Myladi Arlington, und bat sie, ihr den Titel meiner Hofmeisterinn mit den Vorrechten einer Frau von Stande zu verschaffen, könnte das aber nicht seyn, so möchte sie ihr zu derselben Stelle bei den Prinzessinnen von Engelland verhelfen. Mylady sendete ihr einen Brief, der ausdrüklich dazu eingerichtet war, der Königinn gezeigt zu werden; er enthielt grosse Versprechungen über ihre Anstellung in Engelland, und drükte das größte Erstaunen aus, daß eine Person von so ausgezeichneten Verdiensten und Fähigkeiten wie sie,

auf so einen niedrigen Fuß behandelt würde. Sie sollte der Königinn nur diese Vorschläge machen, und im Fall, daß man sie nicht annähme, würde sie in Engelland ein Glük finden, das ihr bald die in Berlin zurükgelassenen Vortheile vergessen machen könnte. Das alles war ein abgekartetes Spiel, um der Königinn bange zu machen, lauter leere Worte ohne alle Wirklichkeit.

Die Leti schikte der Königinn dieses Schreiben der Lady Arlington, und begleitete es mit einem höchst unverschämten Brief, in welchem sie auf die Bewilligung ihrer Forderungen, oder auf ihren Abschied drang. Meine Mutter nahm dieses Betragen sehr übel auf. Ihren Abschied hätte sie ihr sehr gerne gegeben; da sie aber von Lady Arlington begünstigt ward, die einen grossen Einfluß bei dem Könige von England hatte, fürchtete sie die bösen Streiche, welche sie ihr dort spielen könnte. Sie ließ ihr also durch mehrere Personen von diesem Vorhaben abrathen, da sie aber eigensinnig darauf beharrte, beschloß sie, dem Könige, der noch denselben Tag ankommen sollte, den Brief zu zeigen. Ehe dieses geschah, sprach sie mit mir von der Sache, und fragte mich: ob ich nicht recht froh würde seyn, sie loszuwerden? Der Gedanke brachte mich zur Verzweiflung; ich bat und beschwor sie kniend und unablässig, bis sie mir endlich versprach, den folgenden Tag mit dem Könige zu sprechen, aber nur unter der Bedingung, daß ich die Leti zwischen heut und morgen von ihren Forderungen abwendig machen würde. Sobald ich in meinem Zimmer war, sprach ich mit diesem Mädchen, und suchte sie durch Liebkosungen und Bitten zu gewinnen; mochten sie nun mein gutes Herz und meine Thränen bewegen, oder war sie selbst froh, unter diesem Vorwand zurüktreten zu können; ich erhielt endlich von ihr, daß sie der Königinn

einen zweiten Brief schrieb, worinn sie dringend bat, dem König jenen ersten nicht zu zeigen. Unsre Freundschaft dauerte nicht lange; nach vierzehn Tagen gingen die Faustschläge von neuem an, nun war es kein Jähzorn mehr, sondern sie hatte einen unversöhnlichen Haß auf mich geworfen.

Drei Monate gingen so vorüber, und erst im Merz 1721 beschloß die Leti in vollem Ernste, mich zu verlassen. Lady Arlington rieth ihr, ihren Abschied zu fordern, und versprach ihr ihren Schuz. Sie schrieb also zum dritten Mal der Königinn, und forderte den Titel meiner Hofmeisterinn, nebst den, damit verbundenen, Vorrechten; unter andern forderte sie einen Plaz an der königlichen Tafel — eine Ehre, die, wie sie sagte, wirklich nicht sehr groß sey, da lumpige Offiziers, die sie sehr unter sich ansähe, an ihr aufgenommen wären. Die Frau von Rocoule war bei dem Empfang dieses Briefes gegenwärtig, und die Königinn theilte ihr denselben mit. Wie können Sie aber anstehen, sagte diese Dame, nachdem sie ihn gelesen hatte, zur Königinn, ihr den Abschied zu geben? ist es denn Ihrer Majestät nicht bekannt, wie sie die Prinzessinn behandelt? mich solls nicht wundern, wenn man sie Ihnen nächstens mit zerbrochnen Rippen, oder zerschlagenen Arm und Beinen herbei bringt. Das arme Kind leidet ein wahres Marterthum, und zum Beweise haben Ihre Majestät nur die Güte, ihre Kammerfrauen zu fragen, Sie werden hören, was es täglich für Auftritte giebt. Die Königinn ließ sie sogleich rufen, und sie entschuldigten sich, sie nicht früher benachrichtigt zu haben, weil die Leti ihnen gedroht hätte, daß ihr Einfluß die Oberhand behalten würde. Auf diese Aussage beschloß die Königinn, gleich nach des Königs Zurückkunft nach Berlin mit ihm zu spre-

chen, und mir, aus Furcht, daß ich Hinderniſſe in Weg legen möchte, gar nichts von der Sache zu ſagen.

Mein Vater kam Anfangs April nach Berlin zurük, und nun theilte ihm die Königinn ſogleich der Leti ihren Brief mit. Er war über die darinn enthaltenen Unverſchämtheiten ſo erzürnt, daß er ſie, ohne die Vorbitten der Königinn, in der erſten Aufwallung nach Spandau geſchikt hätte. Nun erhielt ſie nicht allein ihren Abſchied, ſondern auch das Verbot, in ſeiner Gegenwart zu erſcheinen.

Meine Eltern giengen jezt über die Wahl einer Perſon zu Rathe, der ſie meine Erziehung anvertrauen könnten. Der König ernannte ſogleich Fräulein von Sonnsfeld, der Königinn zweite Hofdame; ſie hatte der verſtorbnen Königinn, meiner Großmutter, bis zu ihrem Tode gedient, und war eine Perſon von ganz entſchiednem Verdienſt. Dieſes Wort ſagt genug. Der Ueberreſt meiner Geſchichte wird ſie hinlänglich kennen lehren, ſie hat ſich in allen den ſchwierigen Fällen ihres Lebens nie verleugnet, ſie iſt noch bei mir, und ihre Anhänglichkeit an mich iſt ſich immer gleich. Die Königinn war mit dieſer Wahl nicht zufrieden, ſie hatte Fräulein von Sonnsfeld in dem ſehr ungegründeten Verdacht, in Grumkows Complott gegen die Blaspiel verwikelt geweſen zu ſeyn. Wen ſie mir geben wollte, habe ich nie erfahren, aber ſie gab dem Könige nur erſt nach langem Wortwechſel nach.

Von dieſem allen wußte ich nichts, denn ich war nicht mit bei der Unterredung geweſen, aber mein Bruder hatte ſie angehört, und ſagte mir ſogleich alles wieder. Die Nachricht that mir ſo weh, daß die Königinn, wie ſie wieder in ihr Zimmer kam, mich in vollen Thränen fand. Nun, rief ſie, das iſt wahrlich ein groſſes Unglük, die Leti zu verlieren! hat ſie dir etwa noch nicht Schläge genug gegeben? Ich warf

mich ihr aber zu Füssen, und beschwor sie, ihren Ausspruch zurükzunehmen; sie sagte aber: das sey alles umsonst, ich möchte mich darein schicken. Meine Eltern hatten viele Mühe, die Fräulein von Sonnsfeld zu dem ihr vorgeschlagenen Amte zu bereden; nur die Drohungen des Königs schienen sie endlich zu bewegen, und so trat sie am dritten Ostertag ihr Amt bei mir an.

Der Leti ihr Unglük machte mich indessen untröstlich. Ich that alles Mögliche, um ihr meine Freundschaft zu bezeigen, großmüthig gab ich ihr alle meine Kleider, und alles, was sie ausser dem, was ihr die Königinn gab, an Kleidung, Kleinodien und Silber von mir erhielt, belief sich über 5000 Thaler; so daß mich auch die Königinn nach ihrer Abreise ganz neu kleiden mußte.

Ich gewöhnte mich leicht an meine neue Herrschaft. Fräulein von Sonnsfeld hatte der Königinn vorgestellt, daß man mich mit Sanftmuth leiten, und durch Ehrgeiz anspornen müsse; nach allem, was ich gelitten hätte, bedürfe ich bei meiner grossen Schüchternheit Aufmunterung. Da sie der König unterstüzte, ließ ihr die Königinn freie Hand, ich fieng an, mich nach und nach zu verändern; sie lehrte mich wahre Empfindungen kennen; ich lernte nun mit Vergnügen, gewann Geschmak an der Lektüre, und machte bald meine Lieblingsbeschäftigung aus ihr. Meine übrigen Lehrer wurden noch mit einem der englischen und italienischen Sprache vermehrt; ich kannte die alte und neue Geschichte, die Erdbeschreibung, die Anfangsgründe der Philosophie, die Musik verstand ich gründlich, kurz ich machte in kurzer Zeit sehr schnelle Fortschritte.

Dieses ganze Jahr, und die Hälfte des folgenden, welches das von 1722 war, fiel nichts merkwürdiges vor, als daß die Königinn von einem Prin-

zen entbunden ward, den man August Wilhelm nannte.

Unter dem Gefolge der verstorbnen Königinn, meiner Großmutter, war eine gewisse Pölnitz, sie war Hofdame gewesen, und der Königinn Liebling. Dieses Mädchen hatte ihr Ansehen nicht verdient, sie hatte Verstand und Lektüre, aber einen intriganten Geist, und eine so böse Zunge, wie es je eine gegeben hat; auch behauptete der böse Leumund des alten Hofes, daß sie der Göttinn der Liebe fleissig geopfert hätte. Seit dem Tode der Königinn lebte sie von einem Jahrgehalt, welches ihr der König von Engelland aus einem zärtlichen Andenken seiner Schwester auszahlen ließ, in Hannover. Dieses Mädchen kam jezt, um ihre Familie zu besuchen, nach Berlin — doch vorher muß ich noch einen kurzen Begriff von dem Hofe von Engelland geben.

Der König war ein Fürst, der sich etwas darauf einbildete, römische Gesinnungen, und besonders eine grosse Standhaftigkeit zu haben; da sie aber nicht auf wahren Grundsäzen beruhte, ward sie eher ein Laster, als eine Tugend. Er hatte viel kaltes Blut, und erzürnte sich nie; er war gerecht und billig, aber geizig bis zum Uebermaaß, sein Verstand war mittelmässig, sein Aeusseres kalt; er sprach wenig, und gab rauhe Antworten. Seine Günstlinge und Maitresse beherrschten ihn — diese lezte war aus der Familie Schulenburg; nach des Königs Thronbesteigung nahm sie in England den Titel einer Herzoginn von Kendale, in Deutschland den einer Prinzessinn von Eberstein an. Die Prinzessinn von Wallis hatte einen durch die Wissenschaften und Lektüre gebildeten Geist, und war sehr fähig zu den Geschäften. Ihr freundliches verbindliches Betragen zog ihr anfangs alle Herzen an, bei näherer Beobachtung fand man sie aber falsch, stolz und ehrgeizig. Ihr Karakter glich dem der Agrippine,

sie hätte auch wie diese Prinzessinn gesagt: „mag alles untergehen, wenn ich nur regiere.“ Der Prinz von Wallis hatte so wenig, wie sein Vater, ein überlegenes Genie; er war jähzornig, lebhaft und rachsüchtig, dabei unerträglich geizig und stolz. — Die Herzoginn von Kendale war ein gutes Weib, sie hatte weder Laster noch Tugenden; die meisten Leute glaubten sie mit dem Könige verheirathet; ihr ganzes Bemühen gieng dahin, ihren Einfluß zu behalten, alle, die ihr entgegen waren, zu entfernen, und zu verhindern, daß niemand sie ausstäche. Mylady Arlington war des verstorbenen Churfürsten von Hannover und der Gräfinn von Platen natürliche Tochter, also des Königs unehliche Halbschwester; sie hatte viel Verstand, aber er war nur zum Bösen gekehrt, und daneben die allerabscheulichsten Laster. Diese drei Weiber, wie feindseelig sie auch unter einander lebten, vereinigten sich doch in einem Punkt, und das war: den Herzog von Gloceſter keine Prinzessinn, die weder aus einem grossen Hause sey, noch die Verstand habe, heirathen zu lassen. Da sie von meinen artigen Antworten gehört hatten, und man ihnen meinen Geist anprieß, waren sie gegen mich eingenommen, und das um so mehr, da sie alle drei meiner Mutter geschworne Feindinnen waren; denn diese hatte sie bei mehreren Gelegenheiten nicht so geschont, wie es die Politik erforderte.

Die Pölnitz nun, denn zu der komme ich wieder zurück, — war der Mylady Arlington Creatur. Da der König in dem nächstfolgenden Jahre nach Deutschland kommen sollte, schikte sie sie nach Berlin, um dort ihre Rolle zu spielen. Besser hätte sie ihr Werkzeug nicht wählen können! Die Königinn empfieng sie so gnädig wie möglich, und einen Augenblik nachher stellte sie sie mir vor. Ehe sie mich nun noch angesehen hatte, fieng sie an, mich von den Füssen bis

zum Kopfe zu mustern; „Ey mein Gott Ihro Majestät, sagte sie zu der Königin, wie übel präsentirt sich die Prinzessinn! sie stekt ja ganz in den Schultern, und ist ungeheuer dik für so eine junge Dame.“ Ich war über diesen schönen Anfang ganz verstummt, er benahm mir alle Fassung, und machte es mir unmöglich, ein Wort vorzubringen. Die Königinn selbst war bestürzt, sie antwortete ihr aber doch: „was ihre Art sich zu präsentiren betrift, so kann ich nichts dagegen einwenden, aber ihre Gestalt ist fehlerlos, und wird sich schon bilden, wenn sie mehr in die Höhe wächst; wenn Sie sie aber sprechen, werden Sie sehen, daß sie nicht so, wie Sie glauben, aus lauter Materie besteht. „Nun nahm mich die Pölnitz sogleich bei Seite, und that mir hundert Fragen, die sich für ein Kind von vier Jahren geschikt hätten, aber nicht für mein Alter. Das verdroß mich denn so, daß ich endlich gar nicht mehr ihr zu antworten würdigte. Nun stürmte von Seiten meiner Mutter eine ganze Legion von Vorwürfen auf mich ein, die so lange dauerten, wie die Pölnitz in Berlin war. Fräulein von Sonnsfeld, die mit ihr am Hofe gedient hatte, und ihre Bosheit kannte, tröstete mich aus allen Kräften für meinen Verdruß, sie sprach sogar mit der Königinn darüber, und versicherte ihr: dieses Mädchen hätte nur an allen meinen Handlungen etwas zu tadeln gesucht, es müste durchaus etwas anderes dabei zum Grunde liegen.

Kurz nach der Abreise der Pölnitz kam eine andere hannöversche Dame nach Berlin, eine Schwester der Frau von Konnken; sie nannte sich Brunow, und war Hofmeisterinn der Königinn. Es war ein gutes, aber grundeinfältiges Geschöpf. Sie that ihrer Schwester viele Fragen über mich, und diese Dame, die mich stets sehr lieb gehabt hat, sagte ihr mehr Gutes von mir, als ich verdiente. Die Brunow schien sehr

erstaunt, und sagte: zwischen Verwandten könnte man wohl aufrichtiger seyn. Auf Frau von Konnkens Frage: was das bedeuten solle? sagte sie: „das bedeutet, daß Eure Prinzessinn so böse ist, wie der Teufel, daß sie ihre Leute täglich prügelt, stolz und hochmüthig ist, und dabei so verwachsen, daß sie hinten und vorn einen Buckel hat.“ Die Oberhofmeisterinn erklärte ihr, was zu diesem Geschwäz hätte Veranlassung geben können, daß es aber ziemlich gleichgültig sey, da man es jeden Augenblik widerlegen könne. Wenige Tage darauf kam Fräulein von Brunow zu mir, und war sehr erstaunt, mich von der erhaltenen Beschreibung ganz verschieden zu finden. Dennoch hatte sie keine Ruhe, bis man mich nicht vor ihren Augen aufgeschnürt hatte; und um sie zu überzeugen, daß ich keinen Buckel habe, mußte ich mich von ihr besichtigen lassen von hinten und vorn. Diese Schau wurde von mehrern Weibern, die aus Hannover kamen, mehr wie einmal wiederholt, und machte mich fast wüthend, ja das ganze Jahr ging damit hin, die Musterung meiner kleinen Person zu unternehmen.

Das Jahr 1723 war interessanter. Der König von England kam, in Begleitung der Herzoginn von Kendale und Mylady Arlington nach Hannover; die Keti war in Myladys Gefolge, denn sie lebte nur von ihrer Güte. Mein Vater, der damals nur meine Heirath mit dem Herzog von Gloceſter zur Absicht hatte, begab sich bald nach Ankunft dieses Fürsten nach Hannover. Während seines ganzen Aufenthalts vertrugen sie sich sehr gut. Nach seiner Rückkehr ging meine Mutter ebenfalls dahin ab, und ward von dem Könige mit geheimen Instruktionen versehen, die sie in Stand sezten, den Allianztraktat, den meine und meines Bruders Heirath besiegeln sollte, abzuschliessen. Die Königinn fand den König, ihren Vater, sehr ge-

neigt, die Allianz einzugehen, aber sehr wenig die doppelte Heirath zu schliessen. Er antwortete hierüber auf eine Weise, welche bewieß, daß er die Verbindung mit meinem Bruder sehr gern sehen würde, aber in Rükſicht der meinen nicht wüßte, ob meine Laune und mein Karakter dem Herzog, seinem Enkel, angemeſſen seyn würde. Voll Verzweiflung über diese Antwort, wendete die Königinn alles an, um die Herzoginn von Kendale in ihr Intereſſe zu ziehen; es gelang ihr auch so gut, daß ihr dieſe gestand, das Betragen des Königs rühre von den übeln Eindrücken her, welche man ihm gegen mich beigebracht hätte. Nach vielen Bitten gestand sie ihr, daß die Leti ein solches Gemählde von mir gemacht hätte, daß es einen Mann wohl vom Heirathen abschrecken könnte; sie habe mich, sagte sie, zum Fürchten häßlich und verwachſen geſchildert, und so bös wie häßlich, dergestalt, daß mir meine ungeheure Heftigkeit beinahe täglich epileptiſche Zufälle zuzöge. Da können nun Ihre Majeſtät ſelbſt denken, ſezte ſie hinzu, ob der König dieſe Heirath zugeben kann; um ſo mehr, da die Pölnitz alle dieſe Dinge noch bekräftigt hat. Die Königinn konnte ihren Unwillen nicht verbergen, ſie erzählte die ganze Geſchichte mit der Leti, und ward von ihrem ganzen Gefolge ſo gut unterſtüzt, daß es ihr gelang, den übeln Eindruck ganz auszulöſchen. Die Herzoginn beſchloß nun, dieſe Sache ſelbſt zu beendigen, damit man ihr ausſchließlich die Verbindlichkeit dafür hätte; ſie ſchlug der Königinn vor, den König von England zu einem Beſuch in Berlin zu bereden, wo er ſich von den Vorurtheilen gegen mich, die ſie noch nicht ganz aus ſeinem Geiſte habe vertilgen können, durch ſeine eigne Augen heilen werde. Der Anſchlag gelang ſo gut, wie möglich, und ſeine Ankunft ward auf den Oktober feſtgeſezt.

Die Königinn kehrte triumphirend nach Berlin zurük, und ward von meinem Vater, der sich unendlich freute, seine Wünsche endlich der Erfüllung nahe zu sehen, sehr wohl empfangen. Alles schwamm in Freude, nur ich war traurig und schwermüthig, denn meine Mutter schmähte mich den ganzen Tag lang, unaufhörlich warf sie mir vor, zu den Lügen der Leti Stoff zu geben. Ich war sehr fett, und meine Gestalt war noch nicht ausgebildet, um mich nun um jeden Preis schmäler zu machen, schnürte sie mich so fürchterlich ein, daß ich weder essen noch trinken konnte. Was ich auch that, ermangelte sie nie zu sagen: die Manieren werden dem Herzog von Glocester nicht gefallen, das Betragen wird dir ihn nicht gewinnen — tausendmal lieber hätte ich die Schläge der Leti ertragen, wie diese Reden, die mir einen ungeheuern Abscheu gegen diese Heirath einflößten. Eines Tages sprach ich mit meiner Hofmeisterinn davon; ich bin in Verzweiflung, sagte ich, die Königinn nicht befriedigen zu können; sie mißbilligt alles, was ich thue, und ich weiß nicht mehr, wie ich es ihr zu Danke machen soll. Ich unterwerfe mich ja allezeit allem ihren Willen aber es ist sehr hart für mich, immer hören zu müssen, daß dies und das dem Herzog von Glocester nicht gefallen würde; ich habe nie gehört, daß die Damen sich nach der Laune der Männer richten, ehe sie mit ihnen verheirathet sind, und begreife nicht, welchen Lärm die Königinn wegen dieser Heirath macht? ich halte mich für so gut, wie den Herzog von Glocester, und wenn die Königinn mich glücklich machen will, muß sie mein Herz ebensowohl zu Rathe ziehen, wie des Herzogs seines. Ich kenne ihn nicht, und wer steht mir dafür, wenn ich ihn kennte, daß ich ihn leiden möchte? Sagen Sie das der Königinn, und daß ich ihr Gehorsam leisten werde in allen Din-

gen, aber nie das Geringste thun, um ihrem Neffen zu gefallen. Fräulein von Sonnsfeld war sehr erstaunt über diese Rede, sie mißbilligte die Art, wie meine Mutter handelte, aber ändern konnte sie sie nicht; doch versprach sie mir darüber, mit ihr zu sprechen, und ihre Vorstellungen retteten mich eine Zeitlang vor diesen unangenehmen Vorwürfen.

Wenige Zeit darauf kam einer von des Herzogs Hofleuten nach Berlin. Es war eben bei der Königinn Appartement; er brachte mir sehr höfliche Empfehlungen von seinem Herrn, die ich mich begnügte, mit einer Verbeugung zu beantworten, worauf ich ihm einige allgemeine Fragen über den hannöverischen Hof that. Die Königinn hatte dieser Unterredung aufgepaßt, und noch an demselben Abend hatte ich einen fürchterlichen Sturm auszustehen, denn sie warf mir, aufs heftigste zürnend, die Nachlässigkeit vor, mit der ich des Herzogs Compliment beantwortet hätte. Ganz trostlos ging ich in mein Zimmer, schimpfte tapfer auf den Herzog und auf die Heirath, und versicherte, daß man meine Einwilligung so leicht nicht erhalten sollte.

Die Ankunft des Königs von England kam nun heran. Den sechsten Oktober giengen wir nach Charlottenburg, und den achten, um sieben Uhr des Abends, kam der König daselbst an. Der ganze Hof war versammelt, der König, die Königinn und alle Prinzen empfiengen ihn bei seinem Aussteigen aus dem Wagen; nachdem er den König und die Königinn begrüßt hatte, ward auch ich ihm vorgestellt. Er umarmte mich, und sagte nichts, als: sie ist recht groß; wie alt ist sie? dann gab er der Königinn die Hand, und führte sie in ihr Zimmer, wohin alle Prinzen nachfolgten. Kaum war er hineingetreten, so nahm er eine Kerze, hielt sie mir unter die Nase, und betrachtete mich von

Kopf zu Füssen. Eine grössere Verlegenheit wie die meine, kann man sich nicht denken! ich ward ein um das andere, blaß und roth; und bei dem allen sagte er kein Wort, meinen Bruder hingegen liebkoßte er sehr; er sprach lange mit ihm, und ließ mir dadurch Zeit, mich wieder zu fassen.

Bald darauf verließ die Königinn mit mir dieses Zimmer, um sich die englischen und deutschen Cavaliere, welche in des Königs Gefolge waren, vorstellen zu lassen. Nachdem sie sich mit ihnen unterhalten hatte, ließ sie mich ganz allein unter ihnen, und obschon ich sehr in Verlegenheit war, mich unter so vielen Männern zu finden, zog ich mich doch recht gut aus der Sache. Ich fing mit Mylord Carteret und Townshend, den beiden Staatssekretären, eine Unterredung in englischer Sprache an, der ich mich so gut, wie meiner Muttersprache zu bedienen verstand. Die Königinn ließ mich diese Unterredung länger, wie eine gute Stunde fortsezen, dann holte sie mich ab, und war sehr mit den Lobsprüchen zufrieden, die diese Herrn mir beilegten. Die Engländer sagten: ich habe das Ansehen und Wesen einer Engländerinn. Da sich diese Nation über alle andere erhaben glaubt, so ist das die größte Schmeichelei, die sie jemand sagen können.

Der König von England legte seine Kälte und spanischen Ernst nicht ab, er sprach mit keiner Dame, sondern ließ es bei einem blossen Grusse bewenden. Eine kleine Zeit, nachdem ich in das Zimmer, worinn er sich befand, zurückgekommen war, fragte er meine Hofmeisterinn: ob ich immer so ernsthaft und melancholischer Laune sey? Sein Empfang und diese Frage, die ich hörte, flößten mir eine solche Furcht vor ihm ein, daß ich nie, so lange er in Berlin war, das Herz hatte, ein Wort mit ihm zu reden.

Endlich ging man zur Tafel. Die Königinn

hielt meist die ganze Zeit das Gespräch aufrecht, und wir saſſen schon zwei Stunden, als Lord Townshend mich bitten ließ, es so einzurichten, daß die Königinn die Tafel aufhebe, weil der König von England sich nicht wohl befände. Unter dem Vorwande, daß er ermüdet seyn müßte, wollte sie es thun, aber er verweigerte es verschiedene Male, bis die Königinn endlich, um die Complimente abzukürzen, ihre Serviette hinlegte und aufstand. Kaum geschah das, so fieng der König von England an zu wanken; der König, mein Vater eilte, ihn zu unterstüzen; mehrere Personen halfen ihm, und man hielt ihn noch so eine Weile unter den Armen — allein plözlich gaben seine Arme nach, und hätten ihn die zwei Staatssekretäre nicht gehalten, so würde er einen fürchterlichen Fall gethan haben. Seine Perüke lag auf der einen Seite, sein Hut auf der andern, und man mußte ihn am Boden niederlegen, wo er über eine Stunde blieb, ehe man ihn wieder zu sich selbst bringen konnte. Damals glaubte man fast allgemein, es sei ein Anfall vom Schlage gewesen. Die angewandten Mittel riefen seine Besinnung nach und nach zurük; man bat ihn dringend, sich zur Ruhe zu begeben, aber er wollte nichts davon hören, bevor er nicht die Königinn bis in ihr Zimmer zurük begleitet hätte.

Sein übriger Aufenthalt gieng unter Festen und Vergnügungen hin. Täglich waren Conferenzen, welche den Allianztraktat und die doppelte Heirath zum Zweck hatten, die Unterzeichnung fand den zwölften desselben Monats statt, und den dreizehnten trat der König seine Rükreise an.

Mein Vater und meine Mutter sollten nach Ghör, einem Jagdschlosse nahe bei Hannover, zurückkehren; allein seit sieben Monaten war meine Mutter sehr kränklich, ihr Zustand war so wunderbar, daß sich ihn die

Aerzte nicht zu erklären wußten. Am Morgen war ihr Leib sehr geschwollen, und Abends vergieng diese Erscheinung. Eine Zeitlang hielt man es für eine Schwangerschaft, da aber ihr Leib nicht stärker ward, erklärte man es für irgend eine andere gleichgültige Unpäßlichkeit. Die Abreise des Königs nach Ghör war auf den achten November an so frühem Morgen festgesezt, daß wir schon Abschied von ihm genommen hatten, aber die Königinn legte ihm eine Hinderniß in den Weg. Sie ward die Nacht sehr krank, eine heftige Kolik, die sie befiel, veränderte sich bald in wirkliche Kindswehen, und ehe eine Hebamme geholt werden konnte, ohne andre Hülfe, als die des Königs und einer Kammerfrau, ward sie von einer Prinzessinn entbunden. Weder Wiege noch Windeln waren bei der Hand — nie hat es eine Verwirrung gegeben, wie die in dieser Nacht! einen Augenblik nach ihrer Entbindung ließ man mich rufen, ich fand den König in der besten Laune von der Welt, indem er sich über die Hülfleistung, die er gethan hatte, fast todt lachte. Mein Bruder, der Herzog von Glocester, die Prinzeß Amalie von England und ich, standen bei dem Kinde, das Anna Maria genannt ward, zu Gevattern.

Den Tag darauf reißte der König ab. Grumkow, der sich mit dem Könige von England versöhnt hatte, war mit in seinem Gefolge. Er blieb vierzehn Tage in Ghör, und wir hoften ihn bei seiner Rückkehr recht vergnügt zu sehen — es war aber gerade das Gegentheil; ohne das Zimmer der Königinn nur zu betreten, ließ er uns zu sich rufen; er empfieng uns recht freundlich, aber ohne nach unsrer Mutter zu fragen, speißte er mit uns zu Nacht, und gieng durch ihr Zimmer durch, ohne ein Wort mit ihr zu sprechen. Bei Tisch war er sehr nachdenkend, so daß seine ganze Art zu handeln, meinen Bruder, mich und die ganze

Gesellschaft in die grausamste Furcht sezte. Die Unruhe der Königinn ward um so grösser, da der König nach aufgehobner Tafel wieder durch ihr Zimmer kam, ohne sie eines Wortes zu würdigen. Sie rief ihn nun auf das Zärtlichste an ihr Bett, aber statt aller Antwort erhielt sie einen Strom von Schimpfreden, Beleidigungen und Beschuldigungen über ihr Kindbett und ihre vorgebliche Untreue. Solch eine Behandlung hatte sie nicht erwartet; ihre Aufführung war immer so geregelt und streng, daß die schwärzeste Verläumdung nichts dagegen einzuwenden fand. Ihre Antworten brachten den König nur noch mehr auf, er gerieth in eine so ungeheure Wuth, daß er sich ohne die Vorsicht der Oberhofmeisterinn, die ihn entfernte, zu sehr unangenehmen Ausschweifungen hätte hinreissen lassen. Den folgenden Morgen versammelte er seinen Arzt, seinen Oberchirurg Hetzendorf und Frau von Konnken, um den Fall, in welchem sich die Königinn befand, in Ueberlegung zu ziehen. Alle nahmen ihre Parthie mit so viel Lebhaftigkeit, daß sie des Königs Verdacht, den ihm, wie wir nachher erfuhren, Grumkow eingeflößt hatte, völlig zerstreuten. Er bat darauf die Königinn um Verzeihung, und der Friede ward wieder hergestellt.

Im Anfang des Jahres 1724 fiel weiter nichts merkwürdiges vor, bis im Monat Junius, wo die beiden Höfe, der englische und preussische, uneins zu werden anfiengen. Mein Vater kannte kein anderes Vergnügen, und hatte keine andere Leidenschaft, als Geld anzuhäufen, und sein Regiment in Potsdam, dessen Obersten er sich nannte, zu vervollkommnen. Dieses Regiment bestand aus lauter Colossen, deren kleinster sechs Fuß hatte, man suchte sie in aller Welt Enden zusammen, und die Werboffiziere nahmen sie, mit Güte oder Gewalt, auf fremdem Boden hinweg. Bis

dahin hatte der König von England meinem Vater immer dergleichen Leute geschikt, allein das hannöverische Ministerium, das von jeher dem Hause Brandenburg abgeneigt war, wollte die Befehle des Königs, ihres Herrn, nicht vollziehen, in der Hoffnung dadurch die Uneinigkeiten der beiden Höfe, von denen es immer seinen Vortheil zog, anzuschüren. Einige preussische Offiziere liessen sichs beikommen, ein Paar Leute mit Gewalt auf hannöverischem Boden wegzunehmen. Das machte ausserordentliches Aufsehen. Die Hannoveraner forderten Genugthuung, da sich aber der König nicht entschliessen konnte, die Menschen zurückzugeben, entstand zwischen den beiden Fürsten eine Spannung, die, wie ich späterhin sagen werde, in einen offenbaren Haß ausartete.

Um diese Zeit fieng das Teufels-Reich an, uneins zu werden. Die Geschichte war lustig genug, und hätte uns lachen machen, hätte sie uns nicht so viel Kummer zugezogen. Bis dahin waren Grumkow und der Fürst von Anhalt vollkommen einig gewesen. Der Zweite hatte seinen Einfluß beim Könige vollkommen verloren, und ward nur noch wegen seiner tiefen Kenntnisse, und seiner Erfahrungen in der Kriegskunst von ihm geschont; der Erste erhielt sich in Gunst; da er den Allianztraktat und die doppelte Heirath mit England nicht hatte hintertreiben können, bemühte er sich, sie zu einem günstigen Schlusse zu bringen, denn so hoffte er sich den Dank dafür, und die Geschenke, die bei solchen Gelegenheiten vorfallen, zu erwerben. Es war ihm sogar gelungen, die Gunst der Königinn gewissermassen zu gewinnen. Aber alles das war blosse Verstellung. Der Fürst von Anhalt hatte eine seiner Töchter aus der Taufe gehoben, und er behauptete, daß er seiner Taufpathe bei dieser Gelegenheit 3000 Thaler zu ihrer Ausstattung versprochen hätte. Eben

damals fand sich ein Freier für dieses Mädchen, und Grumkow schrieb dem Prinzen, um ihn an sein Versprechen zu mahnen; dieser leugnete es aber, ohne alle Umstände. Nun entstand ein Briefwechsel, dessen gegenseitige Unverschämtheit endlich so weit gieng, daß einer dem andern sein vergangenes Betragen vorwarf.

Die Sache kam bald zu den Ohren des Königs; vergeblich wendete er alle Mühe an, sie zu versöhnen; der Fürst von Anhalt wollte von keinem Vergleiche hören; es blieb also nichts übrig, als den Degen entscheiden zu lassen. Unter tausend Eigenschaften, die der Inhalt dieser Memoiren hinlänglich dargethan hat, besaß Grumkow noch eine, die ich nicht erwähnt habe; er war ein ausgemachter Poltron. Sein grosser Muth war bei der Schlacht von Malplaquet kund geworden. Damals warf er sich in einen Graben, und unter dem Vorwand, das Bein verrenkt zu haben, blieb er die ganze Schlacht durch darin liegen. Während der Campagne von Stralsund war der arme Mann so krank, daß er zu aller Welt Mitleid nie in einem Laufgraben sich blicken lassen durfte. Er hatte daher sehr wenig Lust, den Degen zu ziehen, und da der Zweikampf durch göttliche und menschliche Geseze verboten ist, wollte er sich eine himmlische Krone erwerben, und ließ muthig jeden Schimpf über sich ergehen. Dem zufolge machte er alle Schritte, um den Fürsten von Anhalt zu versöhnen; dieser aber, der die Schwäche seines Gegners kannte, blieb unerbittlich. Grumkow mußte endlich daran gehen, und wählte den General von Seckendorf, seinen vertrauten Freund, zum Sekundanten. Nichts konnte lächerlicher seyn, wie die Briefe, die dieser ihm, um ihm wieder Herz zu machen, schrieb. Der König legte sich dennoch ins Mittel, er berief einen Kriegsrath nach Berlin, der aus allen Generalen und Obersten seiner Armee zusammengesezt war,

um über ihren Streit zu entscheiden. Der größte Theil der Generale war der Königinn ergeben, sie intriguirte so geschikt, daß die Sache zu Grumkows Gunsten entschieden ward; der Fürst von Anhalt gieng nach Dessau zurük, und Grumkow blieb der Form nach einige Tage in seinem Hause verhaftet. Sobald er wieder frei war, ließ ihm der König, der im Stillen seine Hand im Spiele hatte, den Rath geben, sich zu schlagen. Sie zogen also beide den Degen, dann warf sich Grumkow dem Prinzen zu Fuß, bat ihn um Rückkehr seiner Gunst und Vergessen des Vergangenen; allein statt aller Antwort kehrte ihm dieser den Rücken zu. Seitdem blieben sie geschworne Feinde, und ihr Haß hat sich nur mit Grumkows Leben geendigt. Die Königinn begieng einen schrecklichen Fehler, indem sie Grumkow beschüzte; der Fürst von Anhalt hätte ihr viel mehr genuzt; er war großmüthig und ein aufrichtiger Freund; sein Karakter war viel besser, wie des Andern seiner, seitdem hat er sich auch noch sehr zu seinem Vortheil geändert, und viele Menschen gaben seine bösen Handlungen Grumkows abscheulichen Rathschlägen Schuld.

Ich kehre nun zu meiner Lebensgeschichte zurük, die ich einige Augenblike beiseite sezte, um diese Begebenheit im Zusammenhange zu erzählen. Der König von England kam dieses Jahr wieder nach Deutschland, und der König, mein Vater, welcher sich schmeichelte, meine Heirath zu Stande zu bringen, und ihre Vollziehung zu erhalten, begab sich nach Hannover, wo man ihn sehr gut empfieng. Bei seiner Rükkehr sendete er meine Mutter dahin ab, um an diese so sehr gewünschte Verbindung die lezte Hand zu legen. Ich war nur fünfzehn Jahre alt, und der Herzog von Glocester deren siebzehn; unsre grosse Jugend gab den ersten Grund zur Verschiebung der Hochzeitsfeier her; ausserdem war

die Sache dem Parlamente nicht vorgelegt worden; um aber seine Weigerung zu mildern, versicherte der König von England meiner Mutter, daß er vollkommen geneigt sey, uns bei seiner ersten Rückkehr nach Deutschland zu verbinden. Die Königinn hatte nur sechs Wochen Urlaub gehabt, da sie aber der König, ihr Vater, so gütig behandelte, und ihr so viel Liebe bezeigte, hoffte sie noch immer ihren Zwek zu erreichen; sie bat also meinen Vater, ihre Abwesenheit um vier Wochen verlängern zu dürfen, und versprach in dieser Zeit das Geschäffte gewiß zu Stande zu bringen. Diese schönen Hoffnungen vermochten den König, ihr Erlaubniß zu geben, so lange in Hannover zu bleiben, wie sie es für gut hielt.

Während dieser Abwesenheit war ich in Berlin bei dem Könige in sehr grosser Gunst. Den ganzen Nachmittag schwazte ich mit ihm, und Abends speiste er bei mir; er bezeigte mir sogar Vertrauen, und unterhielt mich von Geschäfften. Um mich noch mehr auszuzeichnen, befahl er ein Appartement zu halten, und wollte, daß man mich wie die Königinn behandelte. Die Hofmeisterinnen meiner Schwestern wurden angewiesen, mir täglich Bericht abzustatten, und keinen Schritt ohne meinen Willen zu thun. Ich mißbrauchte alle diese Ehre keineswegs; so jung ich war, hätte ich der Erziehung meiner Schwestern vorstehen können; denn ich war so vernünftig, wie eine Person von vierzig Jahren nur immer seyn kann.

Seit länger als einem Jahre ward ich von grausamen Kopfschmerzen geplagt; aber obschon mir die Schmerzen zuweilen sogar Ohnmachten zuzogen, durfte ich nicht in meinem Zimmer bleiben; die Königinn war in diesem Stück gar zu hart; ich mußte sogar guter Laune seyn, wenn ich wie auf der Folterbank litt. Sie hatte mir vor ihrer Abreise über diesen Gegenstand

so strenge Befehle gegeben, daß ich mir die ganze Zeit ihrer Abwesenheit den schrecklichsten Zwang auflegen mußte. Den Tag vor ihrer Rückkehr überfiel mich endlich Nachts ein so fürchterliches Fieber, mit heftigen Phantasien und Kopfschmerz verbunden, daß die Aerzte sich nicht zu helfen wußten. Ich stieß lautes Geschrei aus, sechs Personen hielten mich, sonst hätte ich mich umgebracht. Man schikte dem Könige und der Königinn sogleich Staffeten, um sie von meinem Zustand zu benachrichtigen. Die Königinn langte am Abend in Berlin an; sie hatte nicht geglaubt, mich so schlecht zu finden, denn man fieng an, an meinem Leben zu verzweifeln. Endlich brach ein Geschwür in meinem Kopfe auf, und ergoß sich durch das Ohr. Da nun die Schmerzen uud das Fieber nachliessen, war ich in wenig Tagen auffer Gefahr. Drei Tage nach meiner Mutter kam der König nach Berlin; er kam sogleich zu mir, und mein elender Zustand rührte ihn bis zu Thränen. Die Königinn wollte er hingegen gar nicht sehen, sondern ließ alle Thüren, die mit ihrem Zimmer Gemeinschaft hatten, versperren. Ihr langer vergeblicher Aufenthalt in Hannover, und die eiteln Hoffnungen, mit welchen sie ihn über das Gelingen seiner Plane geschmeichelt hatte, hatten ihn im höchsten Grade gegen sie erbittert.

Meine Mutter hatte einen sehr eifersüchtigen Karakter. Die Art, wie der König mich auszeichnete, brachte sie gegen mich auf. Eine ihrer Hofdamen, die Tochter der Gräfinn von Finkenstein, die ich forthin, um sie von ihrer Mutter zu unterscheiden, die Gräfinn Amalie nennen will, brachte sie gegen mich auf; dieses Mädchen hatte sich in einen der königlichen Minister, der Gesandter in England war, verliebt; er hieß Wallenrodt, war ein wahrer Geck, und machte seinen Weg durch lauter Buffonnerien. Ihr Plan

war bald entworfen; da sie meine Heirath für ausgemacht hielte, wollte sie sich bei dem Herzog von Glocester so einschmeicheln, daß sie zu meiner Hofmeisterinn ernennt würde. Zu diesem Ende mußte aber meine jezige bei Seite geschaft werden, und also suchte man sie bei meiner Mutter zu verläumden, und sie mit ihr zu entzweien. Da sich die Gräfinn Amalie bei dieser so gut eingeschmeichelt hatte, daß sie sich ganz von ihr beherrschen ließ, ward das sehr leicht. Ich hatte das Mädchen sehr lieb gehabt, und war zum Theile schuld an ihrer Gunst, sie lohnte mir übel, denn sie brachte die Königinn gegen mich auf, und zog mir unaufhörliche Verweise zu. Ich durfte in Gegenwart des Königs nicht mehr sprechen, noch ihn im Geringsten liebkosen, sonst warf mir die Königinn sogleich vor, daß ich ihn lieber habe wie sie, und daß sobald ich nach ihr nichts früge, sie auch wohl ohne mich fertig werden könne.

Eben so gieng es auch meinem Bruder; der König brauchte ihm nur etwas zu befehlen, so ward es ihm von der Königinn verboten. Das arme Kind wußte oft nicht, was es sollte; da aber sein Hofmeister, der Graf von Finkenstein, eine Creatur der Königinn war, und ihm viel mehr Zärtlichkeit für sie einflößte, wie für seinen Vater, zog er die Befehle der Königinn immer jenen vor. Dieses mußte einen so eigenwilligen Mann sehr beleidigen, und er fieng also an, ihn unaufhörlich zu mißhandeln.

Im Anfang des Jahres 1720 kam die Königinn mit einem Prinzen nieder, der den Namen Heinrich erhielt. Sobald sie wieder hergestellt war, begaben wir uns nach Potsdam. Ich kann nicht umhin, hier einer sehr lächerlichen Sache, die mir begegnete, zu erwähnen. Wir führten das traurigste Leben von der Welt. Früh, so wie es sieben schlug, weckte uns

die Uebung von dem Regimente des Königs auf, sie fand vor unsern Fenstern, die zu ebnem Boden waren, statt. Das gieng unaufhörlich: Piff, Puff, und den ganzen Morgen hörte das Schiessen nicht auf. Um zehn Uhr giengen wir zu meiner Mutter, und begaben uns mit ihr in die Zimmer neben denen des Königs, wo wir den ganzen Morgen verseufzen mußten. Endlich kam die Tafelstunde. Das Essen bestand aus sechs kleinen, übel zubereiteten Schüsseln, die für vier und zwanzig Personen hinreichen mußten, so daß die meisten vom Geruche satt werden mußten. Den ganzen Tisch durch sprach man von nichts, als von Sparsamkeit und Soldaten. Die Königinn und wir, unwürdig den Mund aufzuthun, hörten den Drakelsprüchen mit demüthigem Stillschweigen zu. Nach aufgehobener Tafel sezte sich der König in einen hölzernen Lehnstuhl, der so hart wie ein Esel war, und schlief zwei Stunden; doch vorher gab es immer für die Königinn oder uns einige unangenehme Reden. Solange der König schlief, arbeitete ich, sobald er aufwachte, gieng er fort; die Königinn begab sich dann in ihr Zimmer zurük, wo ich ihr bis zu des Königs Rückkehr vorlesen mußte. Er blieb nur einige Augenblicke und gieng dann in die Tabagie. Diese Zeit war zu meiner Erholung bestimmt; ich liebte die Musik sehr, übte mich und machte Fortschritte in ihr. Um acht Uhr speiste man zu Abend; der König wohnte der Tafel bei, von der man meistens hungrig wieder aufstand. Bis vier Uhr des Morgens kam der König selten aus der Tabagie zurük, und so lange mußten wir ihn erwarten. Die Königinn spielte mit ihrer und meiner Hofmeisterinn, welches die einzigen Damen waren, die uns umgaben, in der Karte, und ich blieb mit meiner Schwester allein. Da ihr Alter mit dem meinen in gar keinem passenden Verhältnisse

stand, blieb mir kein anderer Zeitvertreib über, als meine Bücher. Ich hatte eine kleine Bibliothek, die in allen Betten, unter allen Tischen verstekt war, denn der König, der alle Wissenschaften verabscheute, wollte durchaus nicht, daß ich mich mit etwas anderm, als weiblichen Arbeiten und Haushalt, beschäftigen sollte. Würde er mich je lesend oder schreibend gefunden haben, so hätte er mich vielleicht durchgepeitscht, und so hätte ich meiner Mutter, die mich je mehr und mehr aufforderte, meinen Geist zu bilden, grossen Kummer gemacht.

Mein Bruder, der bei meinem Vater in Ungnade war, blieb im Jahre 1726 in Berlin, der König war ungemein gegen ihn aufgebracht, und drükte sich eines Tages auf eine so heftige Art gegen ihn aus, daß wir für das arme Kind zitterten. Er sagte: er wollte ihn in einen Kerker sperren, und ihn enterben, den Grafen von Finkenstein, seinen Hofmeister, fortjagen, und ihn so behandeln, daß er wahrnehmen sollte, was ein ungehorsamer Sohn verdiene. Aus einem andern als des Königs Munde hätten diese Reden wenig Eindruk auf uns gemacht, aber seine Heftigkeit war uns zu wohl bekannt, als daß wir ihre traurigen Folgen nicht hätten fürchten sollen. Der hauptsächliche Gegenstand seines Zorns war die Beharrlichkeit, mit welcher mein Bruder sich zu unterwerfen verweigerte — und das war gar nicht des armen Prinzen Schuld, die Königinn hatte es ihm verboten. So schimpfte der König fort bis am Abend, wo er endlich in seine Rauchgesellschaft gieng, und dabei sagte, daß er nicht zu Abend essen wollte. Sobald wir in der Königinn Zimmer zurückgekehrt waren, befahl sie mir, ihm alles Vorgefallene zu schreiben, und den Entwurf eines Briefes beizulegen, in dem er den König um Verzeihung bat. Ich war ruhig mit Schreiben beschäftigt,

und fast fertig, als ich den König kommen hörte — denn er hatte einen so schweren Schritt, daß es immer klang, als sei er gestiefelt. Mein Schrecken war unbeschreiblich! Doch verlor ich den Kopf nicht, sondern stekte meinen Brief hinter ein chinesisches Kästchen, das mir zur Seite stand, und meine Hofmeisterinn brachte die Federn und das Sandfaß in Sicherheit. Da der König schon im Zimmer war, hatte ich nur noch Zeit, das Dintenfaß in meine Tasche zu stecken, wo ich es mit der Hand hielt. Das alles war die Sache eines Augenbliks. Der König sagte der Königinn einige Worte, und nahte sich dem chinesischen Kästchen. Das Ding ist sehr schön, sagte er zur Königinn, ich schenke es Ihnen, zugleich zog er am Schloß, und ich sah den Augenblik, wo mein Brief herunterfallen, und entdekt werden würde. Halb todt vor Schrecken zog ihn die Königinn auf die andere Seite, und zeigte ihm ihren kleinen Hund und den meinigen; sehen Sie, sagte sie, meine Tochter behauptet, ihr Hund sey hübscher wie der meine, seyn Sie doch Schiedsrichter. Er lachte, und fragte: ob ich meinen Hund sehr lieb hätte? Wohl! antwortete ich, denn er hat viel Geist und Verdienste. Meine Antwort machte dem Könige so viel Freude, daß er mich mehrerenmale in die Arme schloß, und ich — o unseeligstes Schiksal! mußte das Dintenfaß fahren lassen, das sich sogleich über alle meine Kleider und den Fußboden ergoß. Ich rührte und regte mich nicht. Glüklicher Weise befreite uns der König aus der peinlichen Verlegenheit, indem er fortgieng. Die Dinte war mir bis aufs Hemd durchgedrungen, ich mußte gelaugt werden, und wie die Gefahr vorüber war, machte uns der Vorfall herzlich zu lachen.

Indeß versöhnte sich der König mit meinem Bruder, der wenige Tage darauf nach Potsdam abgieng.

Er war der liebenswürdigste Prinz, den man sehen konnte, schön, hübsch gewachsen, voll Geistesüberlegenheit, und mit allen Eigenschaften, die einen vollkommenen Fürsten zieren, versehen.

Jezt komme ich zu ernsthaftern Umständen, die an allen den grausamen Unfällen schuld sind, die den theuren Bruder und mich nochmals betrafen. Seit dem Jahre 1717 hatte der Kaiser in Ostende, einer kleinen Stadt in den Niederlanden, eine ostindische Compagnie gebildet. Sie fieng ihren Handel mit zwei Schiffen an, aber ungeachtet aller Hinderniße, die ihr die Holländer in Weg legten, war ihr Vortheil sehr groß. Der Kaiser hatte ihr, mit Ausschluß aller seiner andern Unterthanen, auf dreissig Jahre das Privilegium nach Afrika und Ostindien zu handeln ertheilt. Da der Handel eines der wirksamsten Mittel zum Flor des Staats ist, hatte der Kaiser im Jahre 1725 einen geheimen Allianztraktat mit Spanien gemacht, in welchem er sich verband, Gibraltar und Port-Mahon den Spaniern zu verschaffen. Ausser dieser Allianz ward bald darauf auch ein Handelstraktat mit dieser Nation geschlossen, dem nachmals auch die russische Kaiserinn beitrat. England, Holland und Frankreich blieben diese geheimen Verhandlungen des Wiener Hofes nicht lange verborgen; schon der Ostender Handel hatte die beiden Seemächte angegriffen, da nun die größte Stärke dieser Mächte im Handel beruhte, urtheilten sie leicht, daß der Wiener Traktat ihren Untergang zur Absicht habe. Um sich den ehrgeizigen Absichten des spanischen und Wiener Hofes zu widersezen, schlossen sie also mit Frankreich, Preussen, Dänemark und Schweden ein neues Bündniß, und eben dieses Bündniß war es, was, wie ich oben erwähnte, in Charlottenburg unterzeichnet worden war.

Da der Kaiser wohl einsah, daß er der Verei-

nigung so furchtbarer Mächte nicht widerstehen könnte, that er sein Möglichstes, um sie zu entzweien. Er fand aber allenthalben einen so lebhaften Widerstand, daß er zu andern Maasregeln genöthigt worden wäre, hätte ihn nicht der schon erwähnte Graf Seckendorf gleichsam aus der Verlegenheit gezogen. Dieser war Grumkows genauester Freund, er kannte ihn sehr gut, und wußte, daß Ehrgeiz und Eigennuz ihn zu jedem Schritte verleiten könnten. Schon im vergangenen Jahre hatte er ihm über die traurige Lage des Kaisers, und sein Bedürfniß, vom König unterstüzt zu werden, geschrieben, und diese Briefe mit Geschenken und Versprechungen begleitet, die ein so feiles Gemüth, wie das seinige, der grösten Versuchung ausezen mußten.

Wie ich oben gesagt habe, fing die Innigkeit der beiden Höfe von England und Preussen schon seit dem Jahre 1725 an, zu erkalten; ausserdem war auch mein Vater über die Verzögerung meiner Heirath sehr empfindlich. Grumkow sagte ihm unaufhörlich: der König von England suche ihn nur hinzuhalten, er habe diesen Schritt nur gethan, um seinen Endzwek zu erreichen, und ihn für seine Parthei zu gewinnen; sobald er seiner nicht mehr nöthig hätte, würde er die Maske abwerfen, und sich um sein gegebenes Wort wenig mehr bekümmern. So hatte er des Königs Gemüthe schon von weitem her vorbereitet, in den Bruch des Traktates zu willigen. Dem König war aus mehr wie einer Ursache an meiner Heirath mit dem Herzog von Gloceſter sehr viel gelegen; Engelland und die andern in dem hannöverischen Traktat einverstandnen Mächte hatten ihm die Investitur von Jülich und Berg garantirt. Allein der König hatte das Unglück, sich von Menschen einnehmen zu lassen, die sein Vertrauen nicht verdienten, und die, da sie seine leicht aufbrau-

sende Gemüthsart kannten, seine Schwäche zur Erreichung ihrer Endzweke benuzten.

Wie Seckendorf, der zum ausserordentlichen Gesandten am preussischen Hofe ernannt war, in Berlin ankam, fand er Alles zum Gelingen seiner Absichten gestimmt. Den Anfang machte er damit, sich beim Könige einzuschmeicheln; er kannte ihn noch von der Zeit her, wie er noch in sächsischen Diensten stand, und hatte ihn immer geachtet. Er ermangelte nicht, ein zahlreiches Gefolg von Heiduken mit sich zu bringen, von welchen der kleinste wenigstens sechs Fuß maß. Diese Begleitung wurde dem Könige vorgestellt, und mit einem Gruße von Seiten des Kaisers begleitet, durch welchen er ihm die Werbung in Ungarn einräumte, und noch obendrein die Erlaubniß gab, in allen seinen Staaten die größten Menschen auszusuchen, um sie zu seinem Dienste zu gebrauchen. Der König war ausser sich vor Freude, — prächtige Feste, die ihm Seckendorf noch ausserdem gab, gewannen ihn unbedingt, denn der König liebte das Wohlleben, doch nur auf anderer Kosten. Bei diesen Festen, bei denen nur Sekendorfs und Grumkows Creaturen Zutritt hatten, gelang es, den König für den Kaiser zu gewinnen. Doch der Traktat mit dem König von England sollte noch nicht gebrochen werden, der König selbst war nicht der Meinung, indem er sich immer noch schmeichelte, meine Heirath zu Stande zu bringen.

Alle diese Ränke machten der Königinn unendlich viel Kummer; sie sah die Folgen, die nicht anders als unangenehm seyn konnten, vorher. Mein Vater hörte nicht auf, seine Galle gegen den König von England zu ergiessen, und erwähnte seiner nie ohne die schimpflichsten Beywörter. Meine Mutter konnte so etwas nicht anhören, ohne darauf zu antworten, und so gab es alle Tage Zänkereien, die sich mit Zwiespalten en-

digten. Aber das alles war nur der Anfang unsers Unglüks, hätten wir damals gewußt, was uns drohte, so würden wir unsern Zustand für sehr süß gehalten haben.

Ich muß hier noch eine Begebenheit des Jahres 1725 einschieben. Wie die Königinn in Berlin war, unterhielt sie sich o[illegible]mit dem französischen Gesandten, Grafen von Roten[illegible]g, über die traurigen Verhältnisse, in welchen [illegible] sich rüksichtlich von England befände. Er theilte ihr alle Nachrichten mit, die er in dieser Sache empfieng. Wie sie eines Tages ein Gespräch über diesen Gegenstand mit ihm angefangen hatte, sagte er ihr, daß ungeachtet aller Mühe, die sich Frankreich gegeben hatte, den englischen Hof zur Beschleunigung meiner Heirath zu vermögen, er doch nichts erreicht hätte; daß er wohl sähe, daß eine längere Halsstarrigkeit des Königs von Großbritannien einen Bruch nach sich ziehen würde, daß er aber nicht begriffe, warum sich die Königinn darum so viel grämte, da der Prinz von Wallis doch nicht die einzige Heirath für mich sey, da man mir andere Kronen anbieten könnte, die wohl die englische aufwögen. Diese Rede machte die Königinn ein wenig bestürzt, sie wußte nicht, wohin sie führen sollte. Wie es der Graf von Rotenburg bemerkte, fuhr er fort: unser König ist noch nicht verheirathet, er wäre glüklich, eine Prinzessinn, wie die von Ihrer Majestät, zu besizen. Die Königinn antwortete unverzüglich: Ja, ich habe gegen Ihr Anerbieten nichts einzuwenden. Aber die Religion sezt sich dagegen, und aus dieser Ursache kann ich nie darein willigen. Hierauf brach sie die Unterhaltung ab. Der Graf erforschte den König über denselben Gegenstand, und erhielt ungefähr eine ähnliche Antwort. Dieser Sache ward also nicht weiter erwähnt.

Das folgende Jahr 1727 war um nichts glüklicher. Sekendorfs Ansehen stieg mit jedem Tage; er hatte sich des Gemüthes des Königs dergestalt bemächtigt, daß er zu allen erledigten Stellen ernannte, und dieser Fürst fast nichts ohne ihn beschloß; alle Bediente des Königs standen ihm zu Gebot. Aber troz seines Einflusses durfte ers noch nicht versuchen, den König zum Bruche des Traktats mit England zu bewegen, er begnügte sich also, das Spiel zu verwirren. Um sich noch mehr einzuschmeicheln, schlug er vor, meine zweite Schwester zu verheirathen, und versprach es so einzurichten, daß der Markgraf von Anspach nach Berlin käme, um sie zu sehen. Der König war davon entzükt. Beide Theile waren zum Heirathen noch zu jung; man machte also aus, daß die Sache, bis sie das gehörige Alter erreicht hätten, verborgen bleiben sollte. Der Markgraf kam im Mai nach Berlin, und ward von meinen Eltern mit offenen Armen empfangen. Meine Schwester war sehr schön; aber ihr Geist war nicht sehr ausgezeichnet, und meine Mutter liebte sie von allen ihren Kindern am wenigsten. Sie war ungeheuer launisch und heftig. Der viele Kummer, der sie seitdem drükte, hat sie von diesen Fehlern geheilt, sie ist jezt so sanft und gefällig, daß man sie nicht mehr für das, was sie sonst war, erkennt.

Einige Tage nach der Ankunft dieses Prinzen erfuhr man die traurige Nachricht von dem Tod des Königs von England. Er war in vollkommener Gesundheit von England abgereißt, um sich nach Deutschland zu begeben; nahe bei Osnabrük ward er krank, und starb ungeachtet aller Mittel, die man anwendete, in den Armen seines Bruders, des Herzogs von York, an einem zweiten Anfall von Schlag. Dieser Verlust brachte die Königinn zur Verzweiflung; der König selbst war gerührt; da er, während der Zeit, wo König

Friedrich der Erste, um den Verfolgungen seiner Stiefmutter, der Königinn Dorothea, zu entgehen, nach Hannover floh, seinen Händen anvertraut war, hatte er sich gewöhnt, ihn wie seinen Vater anzusehen. Sein Tod war ihm um so viel empfindlicher, da er bald darauf hörte, daß dieser Fürst entschlossen gewesen war, meine Heirath noch dieses Jah. in Hannover zu feiern. Der Prinz von Wallis, mein Onkel, wurde also zum König von Großbritannien erklärt, und der Herzog von Glocester nahm den Titel eines Prinzen von Wallis an.

Ich habe im Laufe dieser Memoiren schon gesagt, daß mein Vater sehr von Nervenkoliken geplagt gewesen war, und sich durch den Gebrauch der Ipecacuanha davon befreit hatte. Jezt ward man gewahr, daß sich diese Koliken in das hypochondrische Uebel verwandelt hatten. Der König litt an Anfällen von finsterer Schwermuth, in welchen er von nichts anderm sprach, als von seinem Plan, der Welt zu entsagen und seinem Sohn die Regierung zu übergeben. Anfangs machte man sich wenig aus diesen Aeusserungen, endlich sah man aber, daß es sein Ernst sey. *)

In der Hoffnung, daß der König von England den mit seinem verstorbenen Vater abgeschlossenen Traktat vollziehen werde, war mein Vater sehr zuvorkommend gegen ihn. Allein die Königinn, meine Tante, deren Karakter ich oben geschildert habe, war ihm entgegen, und ausserdem spielte der Wiener Hof, der den des Königs sehr gut kannte, in England dieselbe Rolle wie in Berlin. Der General Timar, kaiserlicher Ge-

*) Eine andere Hand hat hier angemerkt. „Er hatte nie „die Absicht, seinem Sohne die Krone zu übergeben, „sonst hätte er sie gewiß ausgeführt. Der König spotstete über Grumkow und Sekendorf, und wollte sie auf „die Probe stellen."

sandter in London, hörte nicht auf, den König gegen meinen Vater zu erbittern; das Gezerr wegen der Werbungen dauerte fort, und alles schien einen nahen Bruch zu verkünden.

Im Jahre 1728, welches interessanter, wie das vorige, war, schien alles diese Begebenheit noch mehr zu beschleunigen.

Grumkow und Sekendorf waren wegen ihres Planes in grosser Verlegenheit. Der König sprach unaufhörlich von seiner Abdankung, und alle Maaßregeln, die er nahm, schienen zu beweisen, daß es ihm ein Ernst sey. Diese beiden Minister hatten ihm in ihren Unterhaltungen oft die Hindernisse dargelegt, welche sich der Niederlegung seines Zepters entgegensezten, und wie sehr er es früh oder spät bereuen würde. Alle diese Vorstellungen hatten bis jezt nichts über ihn vermocht, er ward immer bigotter, und man durfte nicht mehr um ihn lachen noch lustig seyn. Herr Franke, der berühmte Pietiste und Gründer des hallischen Waisenhauses und der Akademie, belagerte ihn unaufhörlich. Wir lebten, zu meinem und meines Bruders grossem Jammer, wie die Trappisten; alle Nachmittage hielt uns der König eine Predigt, der wir so aufmerksam zuhören mußten, als spräch sie der Mund eines Apostels. Oft überwältigte meinen Bruder und mich die Lacheluft dergestalt, daß wir laut ausbrachen, aber dann ergoß sich auch der apostolische Fluch über unsre Häupter, und wir mußten ihn durchdrungen und reuig ertragen.

Da alle Bemühungen von Seiten Grumkows und Seckendorfs, den König aus diesem traurigen Zustande zu ziehen, bisher vergeblich waren, griffen sie es auf eine andere Art an. Der König August von Polen war seit Kurzem dem Wiener Traktate beigetreten. Der Dresdner Hof, wo dieser König damals lebte,

konnte vor den glänzendsten in Deutschland gelten. Der König war sehr galant, großmüthig und höflich. Sie beschlossen also aus mehr wie einer Ursache meinen Vater zu einer Reise dahin zu vermögen; einmal um ihn durch Vergnügungen zu zerstreuen, und ihn von seiner Absicht, die Regierung niederzulegen, abzubringen, zweitens auch, um ihn mit dem sächsischen Hofe, dessen sie zu Erlangung ihres Planes bedurften, näher zu verbinden; drittens aber auch um durch diesen Hof die Vortheile, welche der Kaiser einzuärndten wünschte, zu beschleunigen. Es gelang ihnen, den König durch politische Gründe zu ihren Absichten zu stimmen, und er reißte in der Mitte des Januars von Wusterhausen nach Dresden ab.

Mein Bruder war in Verzweiflung, ihn nicht begleiten zu dürfen. Zu seinem grossen Verdruß sollte er die ganze Zeit von des Königs Abwesenheit Potsdamm nicht verlassen. Die Art, wie er mit mir davon sprach, zeigte mir, wie leid es ihm sey; ich tröstete ihn nach besten Kräften, und versicherte ihn, daß er vielleicht in einigen Tagen zufriedner seyn würde, indem ich noch nicht alle Hoffnung, seine Wünsche erfüllt zu sehen, verloren gäbe. Die Königinn, die nach Berlin zurückgieng, hielt den andern Tag Appartement, bei dem sich auch der sächsische Gesandte, Herr von Suhm, ein Mann von vielem Geist, der mir und meinem Bruder sehr gewogen war, einfand. Sobald ich ihn sah, rief ich ihm scherzend zu: „Ihr König ist gar nicht artig, daß er meinen Bruder vergißt, und ihn ganz allein in Potsdamm schmachten läßt, indeß in Dresden alles in Freuden umher schwimmt.“ Sehr erstaunt versicherte mir Suhm, daß er den Prinzen abgereißt glaubte, daß der König, sein Herr, sich eine wahre Freude daraus machen würde, den Kronprinzen zu sehen, und daß er sogleich

eine Staffette absenden würde, um seinen Herrn zu benachrichtigen, daß der Prinz sich nicht in des Königs Gefolge befinde. „Das wird sehr gut seyn, antwortete ich, aber nennen Sie weder meinen Bruder, noch mich, geben Sie die Nachricht als Ihren eignen Einfall." Tausendmal habe ich mir diesen Schritt vorgeworfen! aber konnte ich die traurigen Folgen, die er haben sollte, voraussehen? Ich liebte meinen Bruder mit Leidenschaft, und suchte nur ihm Freude zu machen. Suhm machte seine Sachen so gut, daß mein Bruder Befehl erhielt, sich nach Dresden zu begeben.

Ich habe schon erwähnt, daß der König von Polen die Weiber sehr liebte. Er hielt sich ein wahres Serail. Seine Ausschweifungen sowohl in diesem Stük, als im Trinken, überstiegen alle Begriffe, und man sagt, daß er von seinen Maitressen 354 Kinder gehabt haben soll. Seine damalige Maitresse, wenigstens die Begünstigtste, war seine eigne Tochter, die er mit einer in Warschau wohnenden französischen Kauffmannsfrau gehabt hatte; er hatte sie zur Gräfinn gemacht, und sie nannte sich Orselska. Sobald der König nach Dresden kam, ward er von Vergnügen zu Vergnügen fortgerissen, wodurch seine Schwermuth und Frömmigkeit ihn verliessen. Die Freuden der Tafel wurden nicht vergessen; der Ungarwein ward nicht gespart, und die Freundschaft der beiden Könige war die innigste.

Wie Grumkow seinen Herrn auf so gutem Wege sah, verzweifelte er nicht, ihn zu Ausschweifungen zu verführen. Zu diesem Endzwek nahm er mit dem Könige von Polen seine Abrede. Eines Tages, wie man waidlich geschmaußt hatte, führte der König von Polen meinen Vater, immerfort schwazend, von einem Zimmer in das andere, wobei ihnen die übrigen

Gäste, und unter ihnen mein Bruder, stets nachfolgten; endlich gelangten sie in ein grosses schön geziertes Zimmer, in welchem alles Geräthe äusserst prächtig war; mein Vater bewunderte alle diese Schönheiten, als plözlich eine Tapetenwand niedersank, und das befremdlichste Schauspiel sich darstellte. Ein Mädchen, schöner wie Venus und die Grazien, lag nachlässig auf einem Ruhebett; in dem Zustand unsrer ersten Eltern vor dem Sündenfall zeigte sie einen Körper, wie Elfenbein so weiß, und schöner als der der medicäischen Venus. Das Cabinet, worinn sie sich befand, war von so vielen Kerzen erhellt, daß sie das Tageslicht übertrafen. Der König von Polen sowohl wie Grumkow glaubten, daß diese Angel, die sie dem Könige zugerichtet hatten, durchaus fassen müßte, — allein es gieng ganz anders; bei dem ersten Blik nahm der König seinen Hut, hielt ihn dem Kronprinzen vor das Gesicht, und befahl ihm, sich zu entfernen — es war zu spät! Der Prinz hatte genug gesehen, um nicht stehen zu bleiben — der König aber wandte sich zum Könige von Polen und sagte: „sie ist recht schön," worauf er fortgieng. Noch an demselben Abend sprach er mit Grumkow, und sagte ihm, daß er solche Dinge nicht liebte, und er möchte dahin sehen, daß sie nicht wiederholt würden.

Mein Bruder war indeß sehr verliebt in die Orselska. Der König von Polen, der ungeheuer eifersüchtig auf seine Maitresse war, merkte, daß sie in ziemlich gutem Einverständnisse stunden, und, um es zu stören, ließ er ihm die schöne Formera, welche die Venus des Cabinets war, anbieten. Mein Bruder nahm sie an, und sie war seine erste Maitresse.

Mein Vater gieng sehr zufrieden von Dresden hinweg, und lud den König von Polen, um der Mu-

sterung der preussischen Truppen beizuwohnen, nach Berlin ein.

Diese ganze Zeit brachte ich in tiefe Betrübniß versunken in Berlin zu. Die Gräfinn Amalie verfolgte mich ohne Unterlaß: von der Königinn ließ ich mich geduldig anfahren, aber von diesem Mädchen war es mir unerträglich, nur mit Mühe enthielt ich mich, darauf zu antworten, und wenn es mir auch gelang, litt mein Herz doch nicht weniger dabei. Ich war ja kein Kind mehr, ich war neunzehn Jahr alt, und recht wohl im Stande, mich selbst zu regieren. Kaum reichte meine Geduld hin, um mich gegen sie sowohl, als gegen ein neues Ungeheuer, welches sich seit Kurzem bei der Königinn als Günstlinginn zu erheben anfieng, zu bewaffnen. Dieses war eine Kammerfrau meiner Mutter, die Nonnen hieß. Sie war Wittwe, oder hatte vielmehr, wie die Samariterinn, mehr wie einen Mann. Die geheuchelte Frömmigkeit dieser Frau, ihre vorgebliche Mildthätigkeit gegen die Armen, die langen moralischen Reden, die sie den Leuten an Kopf warf, hatte Frau von Blaspiel bewogen, sie der Königinn zu empfehlen. Wie sie von meiner Schwester Amalie entbunden ward, hatte sie sich sehr bei ihr eingeschmeichelt, indem sie ihr als Baademutter beistand. Seitdem hatte ihr Ansehen stets zugenommen. Die Gräfinn Amalie und diese Frau beherrschten, eine um die andere, meine Mutter; ihr Einverständniß unter einander war aber darum nicht so gut, wie das mit der Königinn, sie waren Nebenbuhlerinnen in Ruhm, oder vielmehr in der Gunst, aber da sie eine der andern Einfluß kannten, hüteten sie sich, ihren Haß vor der Königinn ausbrechen zu lassen. Ich meines Theils war von dem allen das Opfer, und von beiden Seiten gleich gequält; der Verdruß kostete mir aber auch beinahe den Verstand.

An Höflichkeit ließ ich es gegen diese meine beiden Ruhestörerinnen nicht fehlen, mein Grundsaz war, stets jedem, auch sogar meinen Feinden, was ihm gebührt, zu geben. Einfache Höflichkeit ist keine Falschheit, und man gewinnt seine Feinde viel leichter durch Milde, als durch Schwächen, auch ist die Milde die Eigenschaft, welche unserm Geschlecht am mehrsten zukommt, und sie muß als eines seiner Hauptverdienste anerkannt werden. Ich habe diesen Grundsaz mit Nuzen befolgt, und kann wohl sagen, daß ich dadurch Manchen, der mir nicht wohlwollte, versöhnt habe.

Kurz nach des Königs Rückkehr von Dresden ward der Marschall, Graf von Flemming, Gesandter dieses Hofes in Berlin.*) Er war ein Mann von überlegnem Verdienste, ich kannte ihn seit früher Jugend, und hatte ihm eine besondere Anhänglichkeit an mich eingeflößt. Die Prinzessinn von Radzivil, seine Gemahlinn, war eine sehr liebenswürdige Frau. Obschon ich keine Besuche von Männern annahm, vermochten doch die Verdienste dieses Herrn mit seinem Alter verbunden die Königinn, daß sie sich ihm zu Gunsten über alles Geschwäz hinweg sezte, und ihm erlaubte, mich zu besuchen. Er benuzte dieses Vorrecht oft, und leistete mir mit seiner Gemahlinn, die von lebhafter heiterer Gemüthsart war, häufig Gesellschaft. Den Tag vor seiner Abreise kam er, und nahm Abschied von mir; nach wiederholten Versicherungen seiner Ehrfurcht sagte er: „ich hoffe, Ihnen in Kurzem sprechende Beweise meiner Ergebenheit gegen Ihro Königl. Hoheit zu geben, und Sie so glücklich zu machen, wie Sie es verdienen." Damals glaubte ich,

*) Eine andere Hand bemerkt hier: Graf Flemming war in Berlin, ehe der König nach Dresden gieng; er war es sogar, der ihn zu dieser Reise beredete.

diese Rede deutete nur auf meine Heirath mit England, ich beantwortete sie also nicht, und begnügte mich, ihn meiner Achtung zu versichern.

Wenige Tage darauf giengen wir nach Potsdamm. Diese Reise hätte mir, wegen des traurigen Lebens, welches wir dort führten, zu jeder andern Zeit sehr mißfallen; diesesmal war ich aber froh, Berlin zu verlassen, weil ich dadurch den Verfolgungen der Gräfinn Amalie entgieng. Es half mir aber wenig; die Königinn war gegen mich und meine Hofmeisterinn so erbittert, daß ich beinahe die ganze Zeit durch gemißhandelt ward; das gieng so weit, daß die Königinn sogar mit dem König darüber reden wollte; da sie aber seine ausgezeichnete Achtung für Fräulein von Sonnsfeld kannte, wagte sie es doch nie. Durch meine Unterwürfigkeit, und sogar die Dazwischenkunft des Grafen von Finkenstein, der an den ehrgeizigen Absichten seiner Tochter nicht Theil nahm, ja sie nicht einmal kannte, schloß ich sowohl, wie meine Hofmeisterinn, endlich mit der Königinn Frieden.

Der König fuhr indessen immer fort, auf den König von England zu schimpfen und zu fluchen; er that es sogar an öffentlicher Tafel, wo gewöhnlich die geheimsten Geschäfte abgehandelt wurden. Seckendorf gieng ihm nicht mehr von der Seite. Die Königinn konnte diese Reden nicht ohne Verdruß anhören, und eines Tages brachte es sie dergestalt auf, daß sie Seckendorf tüchtig den Kopf wusch; sie erinnerte ihn an alte, gar nicht rühmliche Begebenheiten seines Lebens, und behandelte ihn wie einen ehrlosen Menschen. Seckendorf ließ nichts auf sich sizen, er gab ihr einige beissende Antworten, die andere nach sich zogen. Niemand fand Freude an diesem Au[illegible]r, wie der König allein; dieser that aber das Seinige, um sie täglich zu wiederholen. Bis jezt hatte sich Seckendorf nur mit den

Geschäften seines Herrn abgegeben, und war bemüht gewesen, die zwei Höfe von England und Preußen zu entzweien; die üble Behandlung der Königinn vermochte ihn aber einen andern Plan zu entwerfen, der den Vortheilen des Kaisers sehr entsprach, und, wie ich nachmals melden werde, beinah, unsern gänzlichen Untergang herbeigezogen hätte.

Mein Bruder war indeß seit seiner Rükkehr von Dresden in eine schwarze Schwermuth versunken; alle meine Versuche um ihn herauszureißen waren vergeblich, und auf meine Fragen gab er die üble Behandlung, die er von seinem Vater ertragen müßte, als ihre Ursache an. Auch die Königinn that, obgleich auch vergeblich, alles Mögliche, um ihn zu trösten. Nach und nach schien er auszuzehren, er verlor alle Eßlust, ward sichtlich mager, und häufige Anfälle von Schwächen machten besorgt, daß er möchte in eine Schwindsucht verfallen. Der König ward davon benachrichtet und hatte die Unvorsichtigkeit zu sagen: „ich glaube, er hat eine schlechte Krankheit, und derjenige, welcher es ihm beweißen kann, soll reichlich von mir dafür belohnt werden." Darauf schikte er ihm seinen Oberchirurg Holzendorf; dieser brachte ihm den Bescheid: daß der Prinz sehr übel wäre, und ohne den Gebrauch eines ernstlichen Heilmittels die Schwindsucht bekommen würde. Diese Nachricht machte dem König viele Unruh, denn er hatte von Natur ein gutes Herz, und ungeachtet des Widerwillens, den ihm Grumkow gegen den armen Prinzen eingeflößt hatte, hörte er die Stimme der Natur, und bereute es, ihn so hart behandelt zu haben. Allein man war weit entfernt, sein Uebel zu errathen, er war einzig nur liebekrank, wie es sich einige Zeit darauf zeigte. Verschiedne wohlgesinnte Leute sprachen mit dem Könige darüber und riethen ihm, den Prinzen zu verheirathen, weil Tem-

peramente wie das seinige der Ehe bedürften, und, wenn man sie ihm nicht bald gestattete, würde er sich durch Ausschweifungen zu Grunde richten; diese Vorstellungen machten auf den König nicht den mindesten Eindruck, und mein Bruder war dergestalt von seinen Hofmeistern bewacht, daß es ihm unmöglich ward, den Mädchen nachzulaufen. Die nahe Ankunft des Königs von Polen gab ihm endlich die Gesundheit wieder, denn er hoffte mit der Gräfinn Orselska, die zu der Reise-Gesellschaft gehören sollte, seine alte Bekanntschaft wieder anzuknüpfen. Obschon er nun sonst nichts vor mir geheim hielt, war ich doch in diesem Stüke nicht seine Vertraute, denn da er meine Denkungsart kannte, hütete er sich wohl, mir Dinge, die mein Mißfallen erregen mußten, mitzutheilen.

Ende Mais giengen wir nach Berlin zurük. Die Königinn fand daselbst Briefe, die sie benachrichtigten, daß der Prinz von Wallis unbekannt nach Berlin kommen wollte, er gedachte die Unruhe und Unordnung, die durch die Gegenwart des Königs von Polen verursacht würde, zu benuzen, um mich zu sehen. Die Königinn war vor Freuden darüber außer sich; sie theilte mir die Nachricht sogleich mit, die mir keine so außerordentliche Zufriedenheit verursachte, denn mir war wenig an der Heirath gelegen, der Ehrgeiz war nie meine Sache und meiner Denkungsart nach fühlte ich wohl, daß mir der englische Hof nicht anstehen würde. So lange ich lebe, habe ich das einfache Leben dem Glanze der großen Welt vorgezogen, und der Zwang hat sich nie mit meiner Gemüthsart vertragen. Was uns diese Nachricht noch bestätigte, war die Ankunft mehrerer Herrn und Damen aus Hannover. Anfangs sagte man der Prinz sei unter ihnen, und einige Tage lang glaubten wir es selbst, allein Briefe, die aus Hannover anlangten, benahmen uns diesen Irrthum. Der Prinz

war noch daselbst und das Geschwäz hatte wahrscheinlich einen Scherz zum Grunde, den er bei Tische gemacht hatte, als wollte er so einen Streich unternehmen.

Der König von Polen kam am 29 Mai an, worauf er sich sogleich zur Königinn begab. Er war damals funfzig Jahr alt, hatte eine majestättsche Haltung und Gesichtszüge, und alle seine Handlungen drükten Güte und Höflichkeit aus. Seine ungeheuren Ausschweifungen hatten ihm ein Uebel am Fuße zugezogen, weßwegen er nicht gehen, und nicht lange stehen konnte. Die Königinn sezte sich mit ihm auf Taburets, der König und wir übrigen standen vor ihnen, obschon er ihn und uns alle oftmals bat, uns niederzulassen. Er betrachtete mich sehr aufmerksam, lobte unsere ganze Familie, und sagte jedem von uns etwas angenehmes. Nach einer Stunde empfahl er sich, und die Königinn begleitete ihn etwas weiter wie ihr Audienz-Zimmer. Darauf kam der Kronprinz von Polen, um die Königinn zu begrüßen. Er ist groß, völlig, und hat ein schönes Gesicht; sein Betragen ist nicht so herablassend wie das seines Vaters, er sieht so gar stolz aus, spricht wenig, und ist seiner Höflichkeit wegen eben nicht sehr zu rühmen. Seit er zur Krone gelangt ist, sagt man ihm viel Gutes nach, seine Verdienste sollen das Unangenehme seines Aeußern ganz vergessen machen. Sein Besuch war kurz. Wir brachten den Abend in unsrer gewöhnlichen Einsamkeit zu, und der König von Polen sowohl wie sein Kronprinz speißten ein jeder in seinem Zimmer.

Den folgenden Morgen versammelten wir uns alle in den Staats-Zimmern des Schloßes; beide Könige trafen bald nach uns ein, der von Polen, von mehr wie dreihundert Großen seines Hofes, sowohl Polen als Sachsen, begleitet. Man stellte sie der Königinn und nachmals mir vor, und unter ihnen war der Prinz

Johann Adolph von Weißenfels, General-Lieutnant von Sachsen, der erste. Obschon ich mich nicht lange mit diesen Herren aufhalten konnte; behielt ich doch alle ihre Namen, so barbarisch auch einige von ihnen lauteten. Es war öffentliche Tafel, der König von Polen und meine Mutter saßen in der Mitte, mein Vater neben seinem erlauchten Gast, dann der Churprinz und alle sowohl sächsische als preußische Prinzen, so viel ihrer waren. Ich saß neben meiner Mutter, mir folgte meine älteste Schwester, und dann alle Prinzeßinnen nach der Reihe. Nach Tisch zog sich ein jeder zurük; Abends war Appartement bei der Königinn, wobei sich die Gräfinnen Orselska und Bilinska, beide Töchter des Königs, auch einstellten. Die erste war, wie ich schon gesagt habe, und so scheuslich die Sache ist, ihres Vaters Maitreße. Ohne eine regelmäßige Schönheit zu seyn, hatte sie viel Einnehmendes, sie fragte wenig nach ihrem alten Liebhaber, und zog ihren Halbbruder, den Sohn einer Türkin, den man den Grafen Rudefsky nannte, bei weitem vor. Die Lästerchronik behauptete, daß sie alle ihre Brüder, deren es einen ganzen Schwarm gab, begünstigte. Die Polen, welche zu der Königinn kamen, waren sehr erstaunt, daß ich sie kannte, und sie beim Namen nannte; es schmeichelte ihnen so sehr, daß sie laut sagten: ich müße ihre Königinn werden. Der arme Graf Flemming, deßen ich weiter oben erwähnte, war nicht dabei, er starb kurz nach seiner Abreise von Berlin auf seinem Wege nach Wien.

Während der Anwesenheit des Königs von Polen dauerten die Feste und Vergnügungen ohne Aufhören, aber wegen der Eifersucht des Königs, der uns nur gezwungen daran Theil nehmen ließ, bekam ich wenig davon zu genießen. Der Prinz von Weißenfels schien sich allezeit viel mit mir zu beschäftigen, ich nahm aber

alle seine Beflißenheit für eine Aeußerung von Höflichkeit auf, und ließ mir gar nicht den Gedanken beikommen, daß er Absichten auf mich hätte.

Den Tag vor des Königs von Polen Abreise speißten die beiden Könige in Charlottenburg, wo wir uns seit einigen Tagen befanden, im vertrauten Zirkel. Man opferte dem Bachus, und beide Könige spürten seinen Götterſaft. — Nach Tisch kamen sie zur Königinn, wo der König von Polen eine Partie Lhombre vorschlug, bei der ich die dritte Karte erhielt. Das ganze Spiel durch sagte er mir die schönsten Sachen, welche ich alle auf die Wirkung des Rausches sezte. Er gab sich alle Mühe mich einige hundert Dukaten gewinnen zu machen, die mir recht wohl zu statten kamen, denn ich besaß keinen Heller, und war nicht im Stande meinen Freunden Freude zu machen. Das Spiel dauerte nicht lange, man nahm gleich darauf von einander Abschied, und der König nebst seiner ganzen Begleitung trat noch an demselben Tage seine Rükreise an.

Der König mein Vater reiste bald darauf nach Preußen, der Kronprinz blieb in Potsdamm und erhielt von ihm Erlaubniß zweimal in der Woche seine Mutter zu besuchen. Die Orselska, die er in geheim besucht hatte, hatte ihn völlig geheilt. Wir vertrieben uns in des Königs Abwesenheit die Zeit ganz herrlich, es waren viele Fremde anwesend, die den Hof glänzend machten, und der König von Polen schikte die besten Musiker seiner Kapelle, um sie die Königinn hören zu lassen.

In dieser Zeit erfuhren wir, daß mein Vater auf dem Punkt gewesen war, mich mit dem König von Polen zu verloben. Der Graf Flemming hatte das Geschäft während seines Aufenthalts in Berlin angeknüpft, nach der Rükkehr des Königs von Polen nach

Dresden war es seiner Abschließung nahe, als sich der Churprinz ihm entgegensezte. Die Sache wär für beide Fürsten vortheilhaft gewesen; mein Vater sollte dem Könige von Polen drei Millionen leihen, und einen ansehnlichen Brautschaz geben, dagegen versprach Polen die Lausiz auf zwanzig Jahre als Schuldpfand, nebst der Verwaltung der Einkünfte dieser Provinz, auch mein sehr ansehnliches Witthum wurde auf sie angewiesen, und um von Seiten der Religion jedes Hinderniß zu heben, sollte ich allzeit zu Dresden verbleiben. Der schöne Plan scheiterte; der Kronprinz von Polen wollte diese Artikel nie unterzeichnen, die ganze Unterhandlung schlug also fehl.

Der Königinn war das sehr lieb; sie hörte nicht auf mit den Gesandten von England und Frankreich zu intriguiren. Dem Könige waren alle diese Schritte nicht unbekannt, die unselige Ramen, die Kammer-Frau der Königinn, die welche ich oben genannt habe, hinterbrachte ihm alles, was geschah. Meine Mutter konnte diesem Weibe nichts verbergen, und sie ermangelte nie alles so schnell wie möglich, durch den Canal des elenden Eversmann, de. des Königs Kammerdiener war, und den Leibchirurgus Holzendorf, meinem Vater zutragen zu lassen. Mein Bruder, ich und die Damen der Königinn wußten es wohl, aber ihr Ansehen war bei der Königinn so groß, daß niemand das Herz hatte, sie davon zu benachrichtigen. Ich erinnere mich sogar, daß der französische Gesandte mir mehreremale mit Empfindlichkeit sagte: daß er nicht begreife, wie man in Grumkows Hause alles, auch das Geheimste, was er der Königinn anvertraue, sogleich erführe. Ich antwortete ihm dann, daß ich es nicht wüßte und sehr froh wäre, wenn ich Dinge, die mich nichts angiengen, nicht erführe. Ich werde, sagte er weiter, der Königinn gar nichts mehr sagen, sondern Ihrer

königl. Hoheit alles mittheilen, welches viel beßer gethan seyn wird. — Nein, sagte ich, ersparen Sie mir solche Mittheilungen, es ist mir jedesmal unangenehm, wenn mir die Königinn etwas anvertraut, und ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich gern unwissend bleibe über diese Geschäfte. — Sie betreffen doch, antwortete er, Ihr Glük, und das Glük einer ganzen Nation. — Das will ich glauben, entgegnete ich, aber bis jezt habe ich mich noch nicht um die Zukunft bekümmert. Glüklicherweise ist mein Ehrgeiz sehr beschränkt, und ich habe über diesen Gegenstand meine eigene Begriffe, die von andrer ihren sehr verschieden seyn mögen.

Alle diese Ränke brachten den König auf. Grumkows und Seckendorfs Plan war noch nicht reif, sie verhinderten ihn loßzubrechen, und legten ihm eine Verstellung auf, die seinem Charakter ganz zuwider war. Kurze Zeit nach des Königs Rükkunft giengen wir von Berlin nach Wusterhausen. Wenige Tage nach unsrer Ankunft schloß sich mein Vater mit der Königinn ein, indeß meine Schwester und ich uns in dem anstoßenden Zimmer befanden. Bald vernahmen wir heftigen Wortwechsel, der König sprach sehr laut, die Königinn weinte. Ich gerieth in eine grausame Unruhe, denn ich begriff nicht, worauf es ankommen möchte? Nach anderthalb Stunden gieng der König mit einem so wüthenden Gesichte fort, daß ich davor zitterte. Die Königinn rief mich sogleich zu sich; ich fand sie in Thränen; sie umarmte mich zärtlich und sagte: Alles ist verloren! man will dich verheirathen — und du erräthst gewiß nicht an wen? — Ich blieb ganz erstarrt, bis ich ihr endlich antwortete: daß ich fürchtete, es sei keine sehr gute Versorgung, weil sie davon so bekümmert scheine. — Nein das ist es nicht! antwortete sie. Dem Prinzen von Weissenfels will der

König dich geben! — Mein Erstaunen war ungeheuer! Er war ein apanagirter Prinz, und hatte kaum genug, um standesmäßig zu leben. Anfangs sagte ich zu der Königinn: daß ich glaubte der König habe nur, um sie zu beunruhigen, von dieser Sache gesprochen, — es könne nicht sein Ernst seyn. — Wenn ich dir nun aber sage, daß er hieher kommt, antwortete sie, und daß deine Verlobung gefeiert werden soll. Waffne dich mit Standhaftigkeit; ich verspreche dich zu unterstüzen, aber was auch vorgehen mag, so willige niemals ein. — Ich versprach es mit dem festen Entschluß auszuhalten, so lange es möglich sei.

Noch an demselben Tage bestätigten uns Briefe aus Berlin diese unangenehme Nachricht. Ich war in der schrecklichsten Unruhe, denn ich sah wohl vorher, welchen Lärm diese Sache in der Familie machen würde, und daß ich dem ganzen Zorn des Königs würde ausgesezt seyn. Mein Bruder und ich sprachen den ganzen Tag von diesen traurigen Aussichten, er sprach mir aber Muth zu und suchte mir auf alle Weise ein Herz fassen zu machen.

Der König mißhandelte ihn je mehr und mehr; es wagte beinahe niemand mehr mit ihm zu reden, aus Furcht meines Vaters Verdacht auf sich zu ziehen. Zwar hatte er seine Hofmeister noch, aber sie durften ihn nicht begleiten, was denn Ursach war, daß er in Ausschweifungen gerieth. Da es ihm an jemand fehlte, der ihm in diesen Dingen zur Hand gieng, wendete er sich an einen Pagen des Königs, der ihm Anfangs bei seinen verliebten Ebentheuren half, sich aber durch seine Aufmerksamkeit bald so bei ihm einschmeichelte, daß er unzertrennlich von ihm ward. Keith, so hieß er, hatte Verstand, aber keine Erziehung, er diente meinem Bruder aus wahrer Zuneigung, und benachrichtete ihn von allen Schritten des Königs, bei dem er sehr in

Gunst war. Uns waren diese schönen Schliche alle unbekannt, und obgleich ich bemerkte, daß mein Bruder mit diesem Pagen auf einem viel vertraulichern Fuße stand als es sein Stand ihm erlaubte, hielt ich ihre Freundschaft doch nicht für so innig. Wie ich ihm meine Bemerkung darüber machte, sagte er mir, daß ihm dieser junge Mensch hinterbrächte, was der König von ihm sage, und ihm so schon manchen Verweiß und üble Behandlung erspart habe. Der Königinn hatte ich nichts davon gesagt. Ich wollte meinem Bruder Verdruß ersparen, ich fürchtete auch ihre Lebhaftigkeit die, ihre Verweiße immer zu weit trieb.

Ich kehre nun wieder zum Prinzen von Weißenfels zurük. Er kam den 27 Sept. in Wusterhausen an. Den ersten Tag sah ich ihn nicht; der König kam aber sogleich zu meiner Mutter und sagte ihr, daß sie ihren und meinen Schmuk von Berlin möchte kommen lassen, um mich damit aufzupuzen, denn er wolle mich verloben. Die Königinn antwortete, daß sie es nicht thue, uud lieber sterben, als in diese Heirath willigen würde. Den folgenden, als am Michaelis Tage, giengen wir in die Kirche; der Herzog wendete während des ganzen Gottesdienstes kein Auge von mir. Ich war in einer schreklichen Unruhe; seit von dieser Sache die Rede war hatte ich weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt, und war mir des Allerschlimmsten gewärtig. Wie die Kirche aus war, stellte man den Herzog der Königinn, vor, die ihm aber, ohne ein Wort zu sagen, den Rücken zukehrte; — ich hatte mich meinerseits davongestohlen, um seine Anrede zu vermeiden. Die Königinn, die in Wusterhausen einige vertraute Personen hatte, beschloß den Herzog benachrichtigen zu lassen, daß er, im Fall er auf seinen Ansprüchen bestehe, öffentlich sollte beschimpft werden, wobei sie zuerst beitragen würde; daß weder sie noch ich, je in

die Heirath willigen würden, und sie ihm daher rieth, sich auf eine gute Art zurükzuziehen und ein Aufsehen zu vermeiden, das ihm auf keine Weise Ehre machen würde. Ungeachtet der Abneigung, die ich immer für diesen Prinzen hatte, muß ich ihm doch Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Es war ein rechtlicher aber eingeschränkter Mensch, der sich dies Hirngespinst ohne fremden Antrieb nie in Kopf gesezt hätte. Er nahm sogleich seinen Entschluß, und schrieb dem Könige, daß er die ihm zugedachte Ehre, ihn zu seinem Schwiegersohn zu wählen, geziemend zu schäzen wissen, sich ihrer aber unwürdig bekenne, und dem Könige gestünde, daß er, wie groß auch das Glük sei mich zu besizen, doch lieber entsagen, als mich gegen meinen Willen heirathen wolle; er bäte also den König mir hierinn meine vollkommmne Freiheit zu lassen, und meiner Neigung keinen Zwang anzulegen."

Kaum hatte mein Vater diesen Brief erhalten, so brachte er ihn der Königinn und der Zank gieng von neuem an. Die Königinn bat und weinte so lange, bis sie endlich einen Aufschub erhielt, — „aber unter der Bedingung, sagte der König, daß Sie an die Königinn von England schreiben, und auf eine entscheidende Erklärung in Rükficht der Heirath meiner Tochter mit dem Prinzen von Wallis dringen. Ist die Antwort so wie ich sie wünsche, so entsage ich allen andern Parthien, die sich für sie anbieten, fahren sie aber fort mich mit schönen Worten zu kirren, so breche ich ohne Umstände, und es soll mich nichts abhalten, sie zu verheirathen, wie es mir gut däucht." Die Königinn sagte, daß sie bereit sei sogleich nach England zu schreiben, und keinen Augenblik zweifelte, daß man keinen Anstand nehmen würde, sie zu befriedigen. „Das wollen wir sehen, antwortete der König; ich sage Ihnen aber voraus, daß, wenn man mich

nicht zufrieden stellt, keine Gnade für ihr Fräulein Tochter mehr zu hoffen ist. Und was Ihren Thunichtgut anbetrift, fuhr er fort, und meinte damit meinen Bruder, so erwarten Sie nicht, daß ich ihn verheirathe; ich will keine Schwiegertochter, die die Nase hoch trägt, und mir den Hof mit Intriguen anfüllt, wie es andre schon thun. Der Roznase von Ihrem Herrn Friz werde ich eher die Peitsche geben lassen, als ihn verheirathen." — Und nun wurde über meinen Bruder, der zum Glüke nicht gegenwärtig war, ein ganzer Strom von Schmähungen ergoßen.

Diese Unterredung ward endlich beschloßen. Nachdem die Königinn über ihren vorhabenden Schritt nachgedacht hatte, verlor sie einen Theil der gegen den König geäußerten Zuversicht; da sie sich aber sehr gern selbst schmeichelte, sagte sie zu mir: „ich gebe den Muth nicht auf, und hoffe es geht gut." Ich antwortete, daß ich daran zweifelte, denn der König von England werde in meine Heirath ohne die meines Bruders nimmermehr einwilligen, das sey aber mein Vater nicht zufrieden, und wenn die Antwort nicht seinem Wunsche gemäß ausfiele, würde es zu Ausbrüchen kommen, die es nicht in ihrer Macht stünde zu verhindern; sie wollte zornig gegen mich werden und sagte: du verlierst schon den Muth, heirathe meinetwegen den dicken Johann Adolph, aber sei denn auch meines Fluches gewiß. Ich antwortete: daß mir mein eigner Vortheil zu wohl bekannt wäre, um das Nachtheilige dieser Heirath nicht zu begreifen, und daß ich mein Möglichstes thun werde, um sie zu vermeiden. Diese Antwort besänftigte sie, aber ich durfte es nun nicht weiter wagen, ihr meine Gedanken zu sagen, denn ich sah wohl, daß es sie nur verdroß.

Dennoch dachte sie eine zeitlang nach, nachher sagte sie: mir fällt ein unfehlbares Mittel ein, unsern

Zwek zu erreichen, aber mein Sohn muß uns zum Werkzeuge dienen. Er muß mit mir zu gleicher Zeit an meine Schwester schreiben, und ihr ein feierliches Versprechen geben niemand anders wie ihre Tochter, die Prinzeßinn Amalie, zu heirathen, doch nur unter der Bedingung, daß sie einwillige, deine Heirath zuerst zu vollziehen. Ich durfte nichts einreden. Mein Bruder, der jezt eintrat, gab sogleich die Hand darauf. Er wünschte leidenschaftlich eine englische Prinzeßinn zu heirathen, damit er eine Stüze habe, und sich vor Mißhandlungen in Schuz sezen könnte. Er schrieb den unseligen Brief unverzüglich, und die Königin schikte ihn in Geheim ab.

Meine Lage war sehr traurig; der Prinz von Wallis war mir ganz gleichgültig, ja ich hatte eher noch Abneigung gegen ihn. Meine Mutter war daran schuld, sie hatte mir eine sehr wenig gefallende Schilderung von ihm gemacht. „Es ist ein guter Prinz, sagte sie mir zuweilen, gutmüthig, aber einfältig, wenn du die Gefälligkeit hast, seine Maitreßen zu leiden, wirst du mit ihm machen können, was du willst — denn liederlich ist er.“ — Für meine Mutter wäre so ein Mann gut gewesen, denn die regierte sehr gern, da ich aber gar wenig nach diesem Glücke fragte, war der Fall bei mir anders. Mein Begriff von der Ehe war sehr verschieden; ich wollte einen Prinzen, den ich aus wirklicher Achtung heirathen, den ich vor einen wahren Freund ansehen könnte. Ich wollte, daß gegenseitige Achtung und Zärtlichkeit die Richtschnur unsrer Handlungen sei, und aus diesen Empfindungen sollten meine Gefälligkeit und mein Bemühen, ihm zu gefallen entstehen. Der Begriff von Pflicht schließt bei einer Frau alle Freundschaft für ihren Mann aus. Wenn man wahrhaftig und aus Grundsäzen liebt wird nichts mehr schwer, um dem geliebten Gegenstand zu

gefallen. Jezt kann ich aus Erfahrung davon sprechen, die Vorsehung hat mir, wie ich in der Folge sagen werde, das was ich wünschte gewährt.

Doch ich lenke wieder ein. Ich hatte einen Abscheu vor diesem Herzog von Weißenfels; mein Vater und meine Mutter waren über diese Versorgung nicht einig, der eine hatte die Gewalt, die andre die Vernunft auf ihrer Seite — was sollte ich in dieser schwierigen Lage thun? Diese Betrachtungen brachten mich zuweilen zur Verzweiflung, denn wohin ich mich wendete, sah ich, daß ich das Opfer des einen oder des andern seyn würde. Der Herzog reisete indeß ab, und gab uns einen kleinen Theil unsrer Ruhe wieder.

Ich kann mich nicht entbrechen, hier eine kleine Begebenheit einzuschalten, die unsre Verfolger je mehr und mehr anreizte. Grumkow hatte in Berlin ein sehr schönes Haus gekauft, das ihm der Kaiser bezahlt hatte. Er bat die Königinn, ihm ihr Portrait zu schenken, um es zu einer der schönsten Zierden seines Hauses zu machen. Die Königinn versprach es ihm; sie hatte sich vor kurzem für den König von Dännemark mahlen lassen, und da das Gemählde noch nicht fertig war, befahl sie eine Copie davon, für Grumkow zu nehmen, indem sie die Originale nur an Fürsten verschenkte. Eines Tages kam er der Königinn dafür zu danken, schwazte viel von der Schönheit der Mahlerei, und daß es eine der schönsten Arbeiten des Mahlers sei. Die Königinn sagte mir heimlich: „Ich hoffe nimmermehr, daß man einen Irrthum begangen und ihm das Original statt der Copie gegeben hat!" — und zugleich fragte sie ihn ohne Umschweife darum. Er antwortete: da er ein Original vom Könige habe, sei es billig auch ein gleiches von ihr zu besizen, er habe es sich also von dem Mahler geben lassen. „Auf wessen Befehl? fragte die Königinn, denn ich begehre

keinen Privatmann auf solche Weise, und gedenke für Sie keine Ausnahme zu machen." Der König verhinderte Grumkow zu antworten, indem er vom Tische aufstand; doch folgte er der Königinn nach, und beschwor sie, ihm das Portrait zu lassen. Eine zweite ziemlich trokne Weigerung zog ihr einige ziemlich scharfe Spizreden zu, worauf sich die Königinn, um dem Gespräch ein Ende zu machen, zurükzog. Kaum war der König, wie er täglich zu thun pflegte, auf die Jagd gegangen, als sie den Grafen Finkenstein holen ließ, dem sie den ganzen Vorgang erzählte. Dieser, der Grumkows geschworner Feind war, freute sich dieser Gelegenheit, ihm einen Streich spielen zu können; er rieth also der Königinn: um noch mehr Aufsehn zu machen, sollte sie verschiedne von ihren Domestiken zu ihm schiken, um das Gemählde zu fordern, und ihm zugleich sagen lassen: daß er nie eine Copie davon erhalten würde, wenn er sich nicht anständiger gegen sie betragen und ihr die Ehrerbietung leisten lernte, die er ihr schuldig sei. Ich war bei diesem Gespräche gegenwärtig; es mißfiel mir sehr, und schien mir sehr unrecht. Die Königinn befolgte gleich am andern Tage pünktlich den erhaltenen Rath. Grumkow ließ ihr sagen, er habe die Gemählde so vieler großen Prinzen und Prinzeßinnen, daß er sich mit diesen über den Verlust des ihrigen trösten würde.

Bald nachher kehrten wir nach Berlin zurük. Meine Mutter hatte tägliche Unterredungen mit dem englischen Gesandten, dem Herrn von Bourguait; bald waren es vier Wochen seit sie schrieb, und unerachtet ihrer erkünstelten Zuversicht war sie in tausend Besorgnissen. Grumkow war äußerst gegen sie erboßt, weder er noch seine Familie sezten den Fuß zu ihr, und er erwähnte ihrer auf die unverschämteste Weise; er hatte sogar den König schriftlich um Genugthuung über den,

von der Königinn erlittnen, Schimpf — wie er es nennte, gebeten. Ich weiß nicht, welcher gute Geist damals meinen Vater regierte, er erhielt auf seine Klagen gar keine Antwort. Mehrere Personen verwendeten sich bei der Königinn für ihn, und er machte ihr Entschuldigungen, die er sich bei dem Könige für ein großes Verdienst anrechnete.

Endlich kam die so sehr gewünschte Antwort aus England an; die Königinn von England schrieb darinn, daß sie und ihr Gemahl sehr geneigt sei, durch eine doppelte Heirath in ihren Familien die Bande ihrer Vereinigung fester zu knüpfen, daß sie aber selbige nicht vollziehen könnten, ohne sie vorher dem Parlamente vorgeschlagen zu haben. Ein anderer geheimer Brief, der für die Königinn beigefügt war, ermahnte sie standhaft zu bleiben, und enthielt allerlei windige Reden, die unsern Umständen sehr wenig angemessen waren. Derjenige an meinen Bruder führte ungefähr dieselbe Sprache, schöne Worte ohne die geringste Zuverläßigkeit. Nie hat das Meduſenhaupt so erstarren gemacht wie diese Briefe meine Mutter! Sie zitterte, sie dem Könige zu zeigen, und war fast entschlossen sie zu unterdrüken, und zum zweitenmale nach England zu schreiben, als darauf Herr von Bourguait kam und sie versicherte, er habe den ihrigen ganz ähnliche Aufträge für den König erhalten, sprach sie ohne Rükhalt mit dem Gesandten von dieser Handelsweise und sagte: daß sie, wenn England so handelte, für nichts mehr stehen könnte, und schon jezt bei der Rükkehr des Königs so viel Verfolgungen erwartete, daß sie ohne eine schleunige Hülfe alles für verloren halten müsse; Herr von Bourguait suchte sie aus allen Kräften zu beruhigen.

Einige Tage nachher langte der König an. Seine erste Frage betraf die aus England zu erwartende Antwort. „Da ist sie, antwortete die Königinn, ohne sich

aus der Fassung bringen zu lassen, ich hoffe Sie werden zufrieden seyn." — Zufrieden, rief er nachdem er gelesen hatte, zufrieden, wenn man mich nochmals zu betrügen versucht? — und hiemit gieng er ohne ein Wort weiter zu sagen aus dem Zimmer. Nach einer sehr langen Unterredung mit Grumkow, die unmittelbar darauf statt hatte, kam er zurük, ließ sich gar nichts anmerken und behandelte uns sehr gut; die Königinn war froh und vergnügt, mir gieng es aber ganz anders, ich kannte den König; trieb man ihn bis zur Verstellung, so war er tausendmal schlimmer als in seinen Ausbrüchen von Zorn. Sein Aufenthalt in Berlin war nicht lang, sondern er gieng bald darauf nach Potsdamm zurük.

Mit dem Jahr 1729 fieng eine neue Epoche an. Ein Herr von Lamotte, der Officier in hannövrischen Diensten und ein naher Verwandter von Sastot, einem von den Kammerherrn der Königinn, war, langte eines Tages heimlich bei diesem lezten an und sagte: ich habe einen Auftrag von der grösten Wichtigkeit, der aber ein unverbrüchliches Geheimniß erfordert. Einmal müssen Sie mich in Ihrer Wohnung verbergen, damit meine Ankunft geheim bleibe, und dann müssen Sie einen meiner Briefe in des Königs Hände gelangen lassen. Sastot gestand ihm alles Geforderte zu, und fragte ihn dann, ob das vorhabende Geschäft gut oder übel sei? — „Gut, sagte Lamotte, wenn man schweigen kann, aber sehr übel wenn man schwazt; da ich aber Ihre Diskretion kenne, und Ihrer bedarf, um mit der Königinn zu sprechen, muß ich Ihnen alles anvertrauen. Spätestens in drei Wochen will der Prinz von Wallis hier seyn; er will heimlich aus Hannover entwischen, um auf die Gefahr, den Zorn seines Vaters auf sich zu ziehen, die Prinzeßinn zu heirathen. Er hat mir die Sorge des ganzen Unternehmens anvertraut,

und mich hierher geschikt, um zu erfahren, ob seine Ankunft dem Könige und der Königinn angenehm seyn wird, und ob man noch immer gesonnen ist, ihn mit der Prinzessinn zu verbinden. Uebernehmen Sie es mit der Königinn, wenn sie im Stande ist, ein Geheimniß zu bewahren, und niemand Verdächtigen um sich hat, davon zu sprechen; allein um nichts zu wagen, sprechen Sie vorher mit Fräulein von Sonnsfeld, deren Discretion mir bekannt ist, und die Sie leiten wird." Noch denselben Abend kam Sastot, wie gewöhnlich zur Königinn, bei der eben kein Appartement war; er zog meine Hofmeisterinn bei Seite, und erzählte ihr den ganzen Vorgang, und bat sie um Rath. Mit Lamotte hätte er, so sezte er hinzu, nicht offenherzig sprechen können, denn er fürchtete sehr, die Königinn von diesen glücklichen Nachrichten zu unterrichten, da er sehr wohl wüßte, sie würde sie sogleich der Ramen mittheilen, welche dann nichts eiligers hätte, als sie der Seckendorfischen Bande zu überbringen. Fräulein von Sonnsfeld war sehr verlegen, allein nach einiger Berathschlagung ward beschlossen, daß Sastot mit der Königinn sprechen sollte. Man begreift leicht, welche Freude ihr diese Nachricht machte. Sie theilte sie sogleich der Gräfinn von Finkenstein und meiner Hofmeisterinn mit, die ihr denn alle beide die größte Verschwiegenheit anempfohlen. Ich war eben sehr krank; auf eine starke Ohnmacht, welche ich den Tag vorher gehabt hatte, war ein starkes Flußfieber gefolgt, welches mich im Bette hielt. Die Königinn befahl Fr. von Sonnsfeld, mich nach und nach auf das glückliche Ereigniß vorzubereiten, worauf sie denn selbst mit mir sprechen wollte, um mir die Sache anzuvertrauen.

Den andern Morgen kam Fräulein von Sonnsfeld, um an meinem Bette den Thee zu trinken. Ich

weiß nicht, sagte sie, was dem Sastot im Kopf stekt? er ist wie thörig, singt, tanzt, und macht alle mögliche Possen, und alles aus Freude, wie er sagt, über eine gute Nachricht, die er niemand mittheilen will. — Er mag vielleicht zu viel getrunken haben, sagte ich, und im Rausche so froh seyn. — Nein, versezte sie, die Nachricht soll Sie angehen, wie er behauptet. — Guter Gott! rief ich, welche gute Nachricht könnte ich in meiner Lage erwarten, und wie sollte sie mir von Sastot kommen? — Aber, fiel Fräulein von Sonnsfeld ein, wenn er sie nun unmittelbar von dem Prinzen von Wallis erhalten hätte? — Nun? würde denn das Glück so groß seyn? — Nein, Ihre Königliche Hoheit, sagte sie, Sie vergehen sich gegen Gott, und er wird Sie strafen, wenn Sie solchergestalt einen Prinzen verachten, der alles fü Sie wagt. Was wollen Sie denn? vergehen und verblühen, oder den liebenswürdigen Prinzen von Weissenfels heirathen? — Meine Hofmeisterinn hätte sich für diese englische Heirath verbrennen lassen, so daß sie schon oft Streit unter uns veranlaßt hatte, ja wir waren in allem einig, ausser über diesen Punkt. Jezt lachte ich über ihre Raschheit, ohne auf ihre ganze Rede weiter sehr aufmerksam zu seyn. Ich dachte, der Prinz von Wallis hätte etwa eine ähnliche Versicherung gegeben, wie die von meinem Bruder an die Königinn von England, und dadurch die Thorheit von Sastot und die allgemeine Freude veranlaßt. Wie die Königinn aber zu mir kam, und mir die schöne Bescheerung mittheilte, ward mir ganz anders zu Muthe. Ich blieb starr wie eine Säule, und erwiederte kein Wort. Sie glaubte, die Freude sei daran schuld, umarmte mich tausendmal und sagte: Ich werde dich also glücklich sehen und meinen Zwek erreichen — welche Freude auf einmal! — Ich küßte ihre Hände, die ich mit

Thränen benezte — Du weinst! rief sie, was fehlt dir? — Ich wollte ihre Glückseeligkeit nicht unterbrechen, und antwortete: der Gedanke, sie zu verlassen, betrübt mich mehr, als alle Kronen der Welt mich erfreuen können. Die Königinn verdoppelte ihre Liebkosungen und begab sich dann hinweg. Ich liebte diese theure Mutter herzlich, und hatte ihr nichts gesagt, als die Wahrheit; allein in welcher fürchterlichen Stimmung ließ sie mich zurück! Ich hatte einen grausamen Kampf zwischen meiner Zärtlichkeit für sie und meinem Abscheu gegen den Prinzen von Wallis zu bestehen, und gelangte endlich dahin, mich den Rathschlägen der Vorsehung blindlings zu unterwerfen.

Denselben Abend war Appartement bei der Königinn. Ihr böser Engel führte den englischen Gesandten herbei, der ihr sogleich die von seinem Hofe erhaltenen Neuigkeiten auskramte. Nach und nach ward das Gespräch lebhafter, und ohne an die Folgen zu denken, vertraute ihm die Königinn des Prinzen von Wallis ganzen Plan. Bourguait fragte sie voll Erstaunen, ob das all wahr sey? — So wahr, antwortete diese, daß er Lamotte hiehergeschikt hat, und der König schon von allem unterrichtet ist. Bourguait zukte nun die Schultern, und sagte: „Mein Gott! Ihro Majestät, warum sagen Sie mir das? Ich bin unendlich unglüklich, denn ich muß es verhindern!" — Voll Schrecken fragte ihn die Königinn, warum dieses nöthig sey? — Weil ich, erwiederte er, Minister meines Königs bin, und meine Stelle mich verbindet, ihn von einer so wichtigen Angelegenheit zu benachrichtigen. Noch diesen Abend muß ich einen Courier nach England abschiken — wollte Gott, ich hätte die Sache nicht gewußt! Die Königinn bat, flehte, that alles in der Welt, aber vergeblich, denn er gieng sogleich, um seinen Courier zu versenden. Ihre Be-

stürzung war unbeschreiblich! Sie war in Verzweiflung; den folgenden Morgen kam die Gräfinn von Finkenstein, und erzählte mir diesen Auftritt, den wir, als das einzige Mittel, das Uebel zu vermindern, vor dem Könige zu verheimlichen bemüht seyn mußten.

Nach acht Tagen kam der König nach Berlin, um den Prinzen von Wallis zu empfangen. Er hatte mit Lamotte eine geheime Unterredung, worauf man täglich dieser so sehnlich gewünschten Ankunft entgegen sah. Eine Staffete, die bald darauf von Hannover eintraf, kehrte diese Freude in Leid; sie meldete, daß der Prinz von Wallis auf Befehl seines Vaters urplözlich von Hannover nach England abgereist sey. — Für den König und die Königinn war diese Nachricht ein Donnerschlag — doch es ist Zeit, daß ich dieses Geheimniß enthülle.

Die englische Nation wünschte die Gegenwart des Prinzen von Wallis in England, und hörte nicht auf, den König darum zu bitten. Der König fand hingegen gar nicht seine Rechnung dabei, diesem Wunsch zu willfahren; er fürchtete einen Theil seines Ansehens zu verlieren, und durch die Ankunft des Prinzen sich Partheien bilden zu sehen, die Unruhen nach sich ziehen könnten. Um mit guter Art seine Ueberkunft zu vermeiden, hatte er selbst dem Prinzen geschrieben, daß er nach Berlin gehen und mich heirathen möchte, damit er ihn unter dem Vorwand, dieses Schrittes wegen mit ihm entzweit zu seyn, noch einige Jahre in Hannover lassen könnte. Der Prinz, der die Verbindung mit mir leidenschaftlich wünschte, wollte mit Freuden seines Vaters Befehle befolgen, als Bourguair's Courier alles verdarb. Er war an das englische Sekretariat gerichtet, so daß sich der König, um der Nation keinen Verdacht zu geben, gezwungen sah, dem Prinzen einen Befehl zu seiner Rückkehr zu sen-

den. Der arme Lamotte mußte die Zeche bezahlen; er ward auf zwei Jahre auf die Festung von Hameln gesezt, und dann cassirt; nachmals trat er in preussische Dienste, wo er noch ein Regiment besizt.

Mein Vater war indeß heftig gereizt, wie er sich abermals von England getäuscht sah. Wenige Tage nach der Entscheidung dieser Sache kehrte er nach Potsdamm zurük, wohin wir ihn begleiteten.

Gleich nach unsrer Ankunft hatte er einen heftigen Anfall von Podagra, das ihn seit einiger Zeit plagte; diese Krankheit, mit dem Unwillen über seine betrogenen Hoffnungen verbunden, gab ihm eine unerträgliche Laune. Mich nannte er gar nicht mehr anders, als die englische Canaille, und mißhandelte mich, so wie meinen Bruder, auf das härteste. Keinen Augenblik den ganzen Tag lang durften wir ihn verlassen; wir nahmen alle Mahlzeiten neben seinem Bett ein, und um uns noch mehr zu plagen, ließ er mir und meinem Bruder nur solche Dinge zu essen und trinken geben, vor denen wir einen entschiednen Abscheu hatten. Gut oder übel mußten wir sie hinunter schlukken, [illegible] die Gefahr, das Fieber zu bekommen, oder uns den ganzen Tag zu erbrechen. Kein Tag vergieng, ohne daß ihn irgend ein unseeliges Ereigniß bezeichnete, und man konnte die Augen nicht aufheben, ohne einige Unglüklichen zu sehen, die man auf irgend eine Weise marterte. Die Ungeduld erlaubte dem König nicht, lange das Bett zu hüten, sondern er sezte sich auf einen Stuhl mit Rollen, auf dem er sich durch das ganze Schloß herum ziehen ließ, dabei hielt er immer in jeder Hand eine Krüke, um sich zu unterstüzen, und wir folgten diesem Triumphwagen wie arme Gefangene, die ihr Urtheil erwarten.

Eines Tages, wie seine Laune ganz besonders schlimm war, erzählte er der Königinn, daß er Briefe

aus Anspach habe, die ihm entdeken, daß der Markgraf im Mai nach Berlin kommen werde, um meine Schwester zu heirathen, und daß er einen seiner Minister mit dem Verlobungsring vorausschiken würde. Darauf fragte er meine Schwester: ob ihr das Freude mache, und wie sie ihre Wirthschaft einrichten wolle? Meine Schwester hatte sich mit ihm auf den Fuß gesezt, ihm alles, was ihr in Kopf kam, zu sagen, sogar rechte derbe Wahrheiten, ohne daß er es übel aufnahm; in dem Zutrauen, daß sie es jezt eben auch thun könnte, sagte sie: wenn ich meinen Haushalt einrichte, so halte ich mir einen guten wohlbesezten Tisch, der sicher besser seyn soll, als der Ihrige, und habe ich Kinder, so quäle ich sie nicht, wie Sie die Ihrigen, indem Sie sie zwingen, Dinge zu essen, die ihnen widerstehen. — Was fehlt meinem Tisch? fragte der König, dem das Blut ins Gesicht trat. Was ihm fehlt? versezte sie, nicht genug zu essen ist darauf, und was da ist, sind Kohl und Rüben, die wir nicht ausstehen können. — Schon ihre erste Antwort hatte ihn angefangen zu ärgern, jezt ward er wüthend vor Zorn, aber anstatt sie zu strafen, fiel er über die Königinn, meinen Bruder und mich her. Zum Anfang warf er seinen Teller meinem Bruder an den Kopf, der ihm nur mit Mühe auswich; ein zweiter flog auf mich zu, und ich war eben so glüklich; ein Strom von Schimpfreden folgte diesen ersten Feindseeligkeiten nach. Der Königinn warf er die üble Erziehung vor, die sie ihren Kindern gäbe, und zu meinem Bruder sagte er: du solltest deiner Mutter fluchen, sie ist daran schuld, daß du ein Taugenichts bist. In Karthago, fuhr er fort, ward ein Mann einiger Verbrechen wegen zum Tode verurtheilt; wie er zum Richtplaz geführt war, forderte er seine Mutter zu sehen; sie kam, er näherte sich ihr, unter dem Vor-

wande, leise mit ihr zu reden, und biß ihr ein Stük vom Ohr ab, wobei er ihr sagte: so behandle ich dich, damit du allen Müttern zum Beispiel dienest, die ihre Kinder nicht in der Uebung der Tugend erziehen. So kannst du auch thun, fuhr er, immer noch an meinen Bruder gerichtet, fort." Nun stand er auf, oder vielmehr: er ließ sich auf seinem Stuhle fortziehen, wie wir aber, mein Bruder und ich, neben ihm vorbei gehen wollten, um das Zimmer zu verlassen, versezte er uns mit seiner Krüke einen Schlag, der uns, hätten wir ihn nicht abgewehrt, niedergestrekt hätte. Wir entkamen endlich glüklich aus dem Zimmer. Die Gemüthsbewegung verursachte mir ein solches Zittern, daß ich mich, unfähig, aufrecht zu stehen, niedersezen mußte. Kaum konnte man einer Ohnmacht abwehren. Die Königinn kam uns nach, tröstete uns, und that ihr Möglichstes, um uns zu bewegen, daß wir zum König zurükgiengen. Aber die Teller und Krücken machten uns so angst, daß wir nicht die mindeste Lust dazu hatten. Endlich mußte es aber doch geschehen, und wir fanden den König, wie er sich sehr kaltblütig und ruhig mit seinen Offiziers unterhielt.

Nichts desto weniger befand ich mich sehr übel; ich mußte mich in der Königinn Zimmer begeben, wo mich eine neue Ohnmacht befiel. Meiner Mutter Kammerfrau rief: Mein Gott! was fehlt Ihrer Königlichen Hoheit? Sie sehen ja fürchterlich aus! ich blikte in Spiegel, und sah meinen Hals und Gesicht mit rothen Flecken bedekt. Ich antwortete ihr, daß ich eine heftige Gemüthsbewegung gehabt hätte, der ich die Schuld davon gäbe. Dieser Zufall wiederholte sich mehrere Male; wenn ich in der Kälte war, verschwanden diese Flecken, in der Hize kamen sie zum Vorschein. Dennoch mußte ich den ganzen Tag aushalten, ohne mich zur Ruhe begeben zu dürfen. Die Nacht befiel mich

ein heftiges Fieber, und den folgenden Morgen fand ich mich so ermattet, daß ich die Königinn um Entschuldigung bitten mußte, nicht auszukommen. Sie ließ mir sagen: Todt oder lebendig, müßte ich zu ihr kommen. Ich erwiederte, daß ich einen Ausschlag habe, der es unthunlich mache, aber sie wiederholte ihren Befehl. Man trug mich also zu Vieren in ihr Zimmer, wo ich von einer Ohnmacht in die andere fiel, dennoch schleppte man mich zum König, wo aber meine Schwester, da sie mich so schlecht und auf dem Punkt sah, den Geist aufzugeben, zum König sagte: ich beschwöre Sie, mein lieber Vater, lassen Sie meine Schwester in ihr Zimmer geben! sie hat das Fieber, und kann sich nicht aufrecht halten. — Der König fragte mich: ob das wahr sey? Du siehst sehr schlimm aus, sagte er, aber ich will dich heilen — und damit ließ er mir einen grossen Becher alten, sehr starken Rheinwein geben, den ich mit Gewalt trinken mußte. Mein Ausschlag war zurükgetreten, und ich rang mit dem Tode. Kaum hatte ich den Wein getrunken, so fieng ich an, irre zu reden; ich beschwor die Königinn, mich hinwegbegeben zu dürfen, und unter der Bedingung, daß ich am Abend wieder auszugehen verspräche, ward mir das endlich erlaubt.

Ich legte mich also mit meinem Kopfpuz nieder, aber kaum war ich zu Bett, so nahm das Fieber dergestalt überhand, daß es mich der Vernunft völlig beraubte. Der Arzt, den man herbei rufte, hielt mein Uebel für ein hiziges Fieber, und gab mir drei, meiner Krankheit ganz, widerstrebende Mittel. Von Zeit zu Zeit kehrte meine Vernunft zurük; dann bat ich Gott, mich zu sich zu nehmen, und sagte zu meiner, in Thränen zerflieſſenden, Hofmeisterinn: „Warum weinen Sie? die Vorsehung hat mich durch alle Leiden, die über mich ergiengen, gegen die Welt gleich-

gültig gemacht, und nun will sie mir das höchste Glück gewähren. Ich bin an allem Kummer meiner Mutter, meines Bruders Schuld; mein Tod wird ihn beendigen. In diesem Fall sagen Sie dem König, daß ich ihn um zwei Dinge bitte, einmal, daß er mir seine väterliche Liebe wieder schenke, und daß er gütiger gegen meine Mutter und meinen Bruder sey, und ihren Zwist mit mir ins Grab lege." — Sechs und dreissig Stunden blieb ich zwischen Leben und Tod, und endlich zeigte es sich, daß ich die Kinderpocken habe.

Der König hatte sich seit dem Anfang meiner Krankheit nie nach mir erkundigen lassen. Sobald er hörte, welches mein Uebel sey, schikte er mir seinen Oberchirurg, um sich zu unterrichten, ob es wirklich die Kinderblattern wären? Dieser Grobian sagte mir tausend harte Dinge im Namen des Königs und seiner eignen widrigen Person. In jedem andern Augenblik hätte er mir Galle erregt, jezt lirt ich zu sehr, um auf seine Unverschämtheiten zu merken. Sobald er meine Krankheit bestätigt hatte, kam man, mir von Seiten des Königs Arrest anzukündigen. Alle Zugänge zu meinen Zimmern wurden versiegelt, und befohlen, daß niemand, der von dem König oder der Königinn käme, den Fuß zu mir sezen solle. So sah ich mich also wie eine Pestkranke behandelt, und hatte keine Hülfe, als meine Hofmeisterinn, und meine Kammerfrau, welche leztere schwanger, und also wenig im Stande war, Mühseeligkeit zu ertragen. In einer Kammer, wo es fror, um Steine zu sprengen, und von aller Welt verlassen, war ichs dennoch nicht von meinem Bruder, der die Blattern schon gehabt hatte; täglich kam dieser zu mir, und brachte die Stunden, wo er sich von dem König entfernen konnte, bei mir zu. Die Königinn ließ sich alle Augenblike

nach mir erkundigen, durfte mich aber nicht sehen. Neun Tage lang war ich sehr schlecht, alle Umstände meiner Krankheit waren tödlich, und wer mich sah, meinte, ich würde für mein ganzes Leben entstellt seyn. Dennoch entgieng ich dem Tode, und behielt von dieser grausamen Krankheit keine Spur.

Indeß kam Herr von Bremer nach Berlin, um sich im Namen des Markgrafen von Anspach mit meiner Schwester zu verloben. Die Ceremonie ward ohne alles Gepränge vollzogen. Der König war seine Gicht und seine üble Laune loß, nur gegen mich hatte er sie behalten, und nie trat der liebenswürdige Holzendorf in mein Zimmer, ohne mir in seinem Namen die unangenehmsten Dinge zu sagen. Dieser böse Mensch war damals in der höchsten Gunst, alle Welt beugte die Knie vor ihm; aber er benuzte seine Lage nur, um allen rechtlichen Leuten zu schaden, besonders aber der Königinn, meinem Bruder und mir. Er war Seckendorf's Creatur — das ist genug gesagt.

Der König behandelte meinen Bruder jezt etwas milder, aber blos aus Politik, und auf Grumkows Zurathen, der ihn ganz in Händen hatte. Graf Finkenstein und Oberst Kalkstein standen beide seinen Planen im Wege, man mußte sie also von meinem Bruder entfernen, und zwar unter dem Vorwand, daß er keiner Hofmeister mehr bedürfe; er trug dem König seine Ursachen vor, und gewann ihn ganz für seine Meinung; beide Hofmeister wurden ehrenvoll abgedankt, und erhielten ein ansehnliches Jahrgeld für ihre Dienste. An ihre Stelle traten zween Offiziere, jedoch ohne die geringste Gewalt über meinen Bruder zu erhalten, der eine war der Oberst Rochow, der andere Herr von Kaiserling, beides rechtliche Leute, der erste, wie es der Verfolg dieser Memoiren zeigen wird, von wenig Genie, der andere aber hatte unendlich viel

Verstand, allein keine Religion; er hatte sehr viel gelesen, und that sich etwas darauf zu gut, ein Dichter zu seyn. Aus dieser Darstellung begreift man leicht, daß Kaiserling meinem Bruder viel besser wie Rochow gefiel, denn er liebte die Wissenschaften sehr, und fand bei diesem jungen Mann seine Rechnung. Nur kurze Zeit waren sie beisammen, so kamen sie auf religiöse Gegenstände zu sprechen; Kaiserling erregte bei meinem Bruder Zweifel, die ein andrer Mensch, den ich nächstens schildern werde, bald unausrottbar befestigte.

Er kam fast täglich zu mir. Wir beschäfftigten uns mit Lesen und Schreiben. Ich erinnere mich noch, wie wir Scarrons komischen Roman lasen, und Satyren daraus zogen, die wir auf die ganze kaiserliche Bande anwendeten. Grumkow nannten wir: La Rancune, den Markgrafen von Schwedt, der mit seinen Ansprüchen wieder herauszurücken anfieng, Saldagne; Seckendorf: La Rapiniere; sogar der König ward in diesem feinen Machwerk nicht geschont, und ich darf gar nicht sagen, welche Rolle er darinn spielte. Wir zeigten es der Königinn, die sich sehr daran ergözte. Sicherlich hätten wir vielmehr einen derben Verweis verdient; Kinder sollen die, ihren Eltern schuldige, Ehrerbietung nie aus den Augen sezen, und ich habe es mir seitdem tausendmal vorgeworfen, damals so sehr gegen diesen Grundsaz gefehlt zu haben. Unsre Jugend und der Beifall, den man diesen schönen Geistesfrüchtchen gab, muß uns einigermaßen entschuldigen. Madame Bouvillon wurde in unserm satyrischen Romane nicht vergessen; wegen der Aehnlichkeit ihrer Gestalt, erhielt die Hofmeisterinn der Königinn diesen Namen. Wir scherzten mehrmals in ihrer Gegenwart darüber, so daß sie neugierig ward, zu wissen, wer diese Madame Bouvillon sey? Ich antwortete ihr, daß man die Camera Major der Königinn von Spanien

so nenne, und sie alle von dieser Familie seyn müßten. Sechs Wochen darauf, wie eben bei der Königinn Appartement war, ward von dem spanischen Hofe gesprochen, und sie glaubte nichts Schöneres in der Welt sagen zu können, als wenn sie versicherte, daß alle Camera Majors von der Familie Bouvillon wären. Die ganze Gesellschaft lachte ihr ins Gesicht; sie merkte nun, daß ich ihr etwas weis gemacht hatte, und wie sie sich weiter erkundigte, erfuhr sie die Geschichte der Heldinn, die ich zur Würde der Camera Major erhob. Sie begriff sogleich, daß ich über sie gespottet hatte, und ward so böß, daß ich sie nur mit vieler Mühe versöhnen konnte. Ich hatte sie gerne, und schäzte sie; was ich gethan hatte, geschah einzig, um die Königinn zu ergözen. Seitdem habe ich diese Spottsucht abgelegt; man thut besser, sich, als andere zu bekritteln; ihre Fehler fallen uns in die Augen, indeß die unsern uns entgehen. Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurük.

Da der Markgraf von Ansspach in acht Tagen ankommen sollte, und weder er, noch meine Schwester die Blattern gehabt hatten, schaffte man mich vor seiner Ankunft aus Potsdamm weg. Vor meiner Abreise gieng ich zum König, allein meine Mutter ließ mich nicht lange bei ihm, er mißhandelte mich gewöhnlich, und meine Mutter fürchtete, die Gemüthsbewegung möchte mir, da ich noch nicht ganz hergestellt war, zu schädlich werden. Wie ich in Berlin ankam, fand ich die Gräfinn Amalie mit dem Staatsminister von Viereck versprochen. Ihr alter Liebhaber war vor einem Jahre in England gestorben; wie sie die Nachricht erhielt, befand sie sich am Hof, mitten im Zirkel; sie ergriff sie so heftig, daß sie ohnmächtig niedersank. Diese Begebenheit hatte ihrer Gunst bei der Königinn geschadet, und sie tröstete sich über

den Verlust, indem sie einen andern Mann nahm. Der König, die Königinn und die ganze Familie kam mir bald nach. Die Hochzeit meiner Schwester ward mit Pomp und Gepränge gefeyert, und nachdem sie vierzehen Tage darauf mit ihrem Gemahl abreißte, ward ich meiner Einsamkeit entlassen.

Wir blieben nicht lange in Berlin, sondern folgten dem König nach Wusterhausen. Dort giengen die Zänkereien von neuem loß; täglich gab es Streit, und der Zorn meines Vaters gegen meinen Bruder und mich gieng endlich so weit, daß er uns, die Mahlzeiten ausgenommen, aus seiner und der Königinn Gegenwart verbannte. Kaum gestand er uns das Nothwendige zu; von früh bis Abend plagte uns der Hunger, und wir nährten uns, mein Bruder und ich, von nichts als Milch und Kaffee, und Mittags und Abends erhielten wir dabei vor aller Welt die schönst möglichsten Ehrentitel. Nachmittags ließ uns die Königinn heimlich zu sich kommen; ihre Spione paßten indeß allezeit auf, um sie von der Rückkehr des Königs zu benachrichtigen. Eines Tages, wie wir auch bei ihr waren, hatten sie die Nachlässigkeit, es zu unterlassen, und da das Zimmer, wo wir uns befanden, keinen andern Ausgang hatte, mußten wir einen schnellen Entschluß fassen. Mein Bruder verbarg sich in einen Wandschrank, und ich schlüpfte unter der Königinn Bett. Kaum hatten wir Zeit dazu, als der König eintrat. Unglücklicher Weise war er sehr müde; er schlief ein, und schlief zwei Stunden lang. Ich befand mich in der lästigsten Stellung, und erstikte fast unter dem sehr niedrigen Bett. Von Zeit zu Zeit kukte ich leise mit dem Kopf heraus, um zu sehen, wie lange der Schlaf dauerte. Hätte jemand den Auftritt mit angesehen, er hätte sich des Lachens nicht enthalten können. Endlich wachte der König

auf, und gieng seiner Wege; wir krochen aus unsern Hölen heraus, und baten die Königinn inständig, uns keiner solchen Comödie mehr auszusezen. Mehrmals bat ich die Königinn, meinem Vater schreiben zu dürfen, um die Ursache seines Zorns zu erfahren, und wenn ich ihn beleidigt hätte, seine Verzeihung zu erlangen. Sie verbot es mir aber jederzeit — was hülfe es, sagte sie, er würde dir seine Gunst versprechen, aber unter der Bedingung, den Markgrafen von Schwedt, oder den Herzog von Weissenfels zu heirathen — was würdest du alsdann thun können? Diese Gründe waren nicht ohne Gewicht, und ich mußte mich fügen.

Auf diese Stürme folgten ein paar gute Tage, aber nur, um noch bösern Plaz zu machen. Der König gieng nach Libnow, wo er eine Zusammenkunft mit dem König von Polen und seinem ältesten Sohn hatte. Ohnerachtet aller Hinderniſſe, die man ihm in den Weg gestellt hatte, hoffte mein Vater noch immer, meine Heirath mit dem Könige von Polen zu Stande zu bringen. Der Kronprinz von Polen widerstand allen Bitten der beiden Könige, und war nicht zur Unterzeichnung des Contrakts zu bewegen; mein Vater, der sich demnach gezwungen sah, diesen Plan aufzugeben, fand es für gut, mich sogleich, noch in Gegenwart des Königs von Polen, feierlich an den Herzog von Weissenfels zu versprechen. Bei seiner Rückreise kam er durch Dam, ein kleines Städtchen, das diesem Prinzen gehörte, und hielt sich einige Tage daselbst auf. Während dieser Zeit waren wir in Wusterhausen geblieben, wo wir, da wir keinen Mißhandlungen ausgesezt waren, einer Art von Ruhe genossen. Dies gieng aber mit der Rückkehr des Königs zu Ende; er sah meinen Bruder gar nicht mehr, ohne ihm mit dem Stocke zu drohen, und die-

ser sagte mir oft: die Mißhandlungen würde er immer mit Ehrerbietung ertragen, käme es aber je zu Schlägen, so lief er davon, denn diese gedächte er nie zu ertragen.

Keith, der Page des Königs, war indeß Offizier geworden, bei einem Regimente, das im Clevischen lag. Uns hatte diese Beförderung sehr gefreut, denn wir hofften, mein Bruder sollte nach seiner Entfernung wieder auf die gute Bahn zurückkehren, und seine Ausschweifungen unterlassen. Aber leider traf das Gegentheil ein. Er fand einen andern, noch viel gefährlichern Liebling, den Sohn des Feldmarschalls von Katt, und Enkel des Feldmarschalls von Wartensleben. Sein Vater hatte ihn sehr gut studieren lassen, und seines ausgezeichneten Genies wegen zum Civildienst bestimmt, das hatte aber dem Könige nicht gefallen; er versezte ihn also in Kriegsstand, worinn er damals Capitän der Gensdarmes war. Der häufige Verkehr in dem Hause des französischen Gesandten, Grafen von Rotenburg, verschiedne Reisen, Fleiß und Lekrüre hatten seinen Geist und seine Sitten verfeinert; er war sehr gebildet, und besaß dabei einen höchst angenehmen und leichten Gesprächston. Zugleich war er sehr häßlich von Gesicht, braun und voll Näthe, die ihm die Kinderblattern zurükgelassen hatten; seine dicken schwarzen Augbraunen, die ihm fast das Auge bedekten, und sich über der Nase vereinigten, gaben ihm eine unglückseelige Phisionomie. Er war ungeheuer ausschweifend, und machte den starken Geist. Bei ihm verlohr mein Bruder alles Christenthum, und ließ sich zur zügellosesten Liederlichkeit hinreissen. Ich merkte wohl hie und da etwas in meines Bruders Gesprächen, und widerlegte oft sein System einer Vorherbestimmung, durch welches er behauptete, daß man sich der Sünde nicht erwehren

könnte, sobald man für sie vorher bestimmt sey. Ich dachte aber nicht, daß er mit diesem Saz alle Religionsbegriffe umstürzen würde.

Endlich verliessen wir Wusterhausen, um nach Berlin zurückzukehren. Da der König meiner Heirath mit dem Herzog von Weissenfels gar nicht mehr erwähnt hatte, glaubte sich meine Mutter in vollkommener Sicherheit. Eines Abends bekam sie einen Brief von meinem Bruder, den ihr einer seiner Leute insgeheim überreichte; er sagte ihr darinn, daß er in Verzweiflung sey, denn der König habe sich endlich bis zu Thätlichkeiten hinreissen lassen, und habe ihn aufs Grausamste mit dem Stocke mißhandelt, so daß er geglaubt habe, er würde ihn in seiner Wuth umbringen. Zum Schluß sagte er, daß seine Geduld zu Ende sey, er habe zu viel Ehre, um sich wie ein Elender behandeln zu lassen, und erlange er nicht bald von Seiten Englands das Ende seiner Leiden, so würde er gezwungen seyn, andere, entschiedne Wege einzuschlagen, deren er sich gerne enthoben sähte. Man denke sich die Würkung dieses Briefes auf mich und die Königinn! Unser Schmerz war unbeschreiblich; ich ahnete seine traurigen Folgen, und verstand besser, wie die Königinn, was mein Bruder darinn andeutete, und daß von einer Flucht die Rede sey. Flehend wagte ich es, meine Mutter zu bitten, daß sie dem König seinen Willen ließ, sie sähe ja die Uneinigkeit, die in der Familie herrschte, die Art, wie mein Bruder vom König behandelt würde, und wie sehr der König seit einem Jahre erbittert worden wäre; ich wolle gern das Opfer von diesem allen seyn, und es gäbe keinen Schritt, wie schwer er auch wäre, zu dem ich mich nicht lieber mit Freuden entschlösse, als diesen Zwiespalt und den Kummer, der daraus für meinen Bruder entstünde, länger zu ertragen. Diese Reden

brachten sie sehr gegen mich auf — Willst du mir das Herz durchbohren, rief sie, und Niederträchtigkeiten begehen, die deiner und meiner unwürdig sind? Thue dann, was du willst, ich aber gebe dir unverzüglich meinen Fluch, und verleugne dich als meine Tochter. Bei diesen Worten gerieth sie in so eine Heftigkeit, daß sie mich erschrekte, und ich hatte alle Mühe von der Welt, sie zu beruhigen, und meinen Frieden mit ihr zu machen.

Seit der Heirath der Gräfinn Amalie hatte Fräulein von Bülow, der Königinn erste Hofdame, den Plaz in der Gunst dieser Fürstinn, den jene verlohren hatte, gewonnen. Der Karakter dieses Fräuleins war dem der ersten ganz entgegengesezt; sie war gut, dienstfertig, und that niemanden Schaden; ihr einziger Fehler war eine unermeßliche Intriguensucht. Sie war mit Herrn von Bourguait, dem englischen Gesandten, und seiner Frau in sehr freundschaftlichen Verhältnissen, und noch mehr mit Herrn von Kniephausen, dem ersten Staatsminister des Berliner Hofes, wodurch es der Königinn sehr leicht ward, alle, auch die geheimsten Geschäfte zu erfahren. Die boshafte Ramen gieng auch ihren Weg fort; sie brachte der Königinn falsche Nachrichten über den König zu, indeß sie sie selbst verrieth, und ihren Feinden gleichsam verkaufte. Seit dem Briefe meines Bruders wußte die Königinn nicht mehr, welchen Heiligen sie anrufen sollte. Eversmann, dessen ich in diesen Memoiren schon öfters erwähnt habe, war damals des Königs inniger Günstling. Meine Mutter wußte, daß dieser Mensch, von Seckendorf und Grumkow bezahlt, alles Mögliche tha., um den König bei aller Gelegenheit gegen seine Familie zu erbittern; sie beschloß also, ihn um jeden Preis zu gewinnen, und ließ darüber mit Herrn von Bourguait sprechen. Fünfhundert Thaler war

alles, was sie von ihm erhalten konnte; sie legte eben so viel von dem ihrigen hinzu, und nachdem sie freundschaftlich mit Eversmann gesprochen, und ihm prächtige Versprechungen gethan hatte, gab sie ihm diese Summe, und sagte ihm dabei: daß sie in Vergleich der Vortheile, die ihm in der Zukunft bevorstünden, wenn er sich an ihre Parthie anschlöße, und seine Pflicht thäte, eine blosse Kleinigkeit sey. Er versprach alles, verrieth es aber sogleich an den König, bei dem er sich ein grosses Verdienst aus seiner treulosen Anhänglichkeit machte; dadurch ward der König noch mehr gegen meine Mutter erbittert, und wir sanken in einen Abgrund, aus dem wir uns nur mühsam wieder aufhelfen konnten.

Jezt komme ich zu dem kritischsten Zeitpunkt dieser Memoiren, zu dem Jahr 1730, welches wohl das allergrausamste meines Lebens war. Der König kam zum Neujahrsfest nach Berlin; die ganze Zeit seines Aufenthalts war er gut gelaunt, und die Heurathsgeschichten wurden gar nicht berührt; wir hatten Mittel gefunden, meinen Bruder zu beruhigen, und schmeichelten uns nun nach den vielen ausgestandenen Widerwärtigkeiten, ein wenig zu ruhen. Allein wer kennt die Falten des menschlichen Herzens, und wer dürfte auf ein dauerndes Glück rechnen? Der König verließ Berlin, um sich nach Potsdamm zu begeben; nach einigen Tagen empfieng der Graf von Finkenstein ein Billet von ihm, mit einer Ordre, die er nur in Gegenwart von Grumkow und des Feldmarschalls von Bork, welche beide Staatsminister waren, erbrechen sollte. Diese beiden Männer hatten Befehl erhalten, sich zu Finkenstein zu begeben. Sobald sie versammelt waren, lasen sie die Ordre, in welcher ein Brief des Königs an die Königinn enthalten, und der folgenden Inhalts war: „Sobald ihr alle drei, nämlich: Grumkow,

Bork und Finkenstein, versammelt seyd, begebt euch zu meiner Frau, und sagt ihr in meinem Namen, daß ich ihrer Intrignen müde bin, daß ich durchaus nicht mehr das Spielwerk Englands, welches mich und meine Familie entehrt, seyn will; daß ich entschlossen bin, meine Tochter Wilhelmine Allen zum Troz zu verheirathen, aber aus ausserordentlicher Gnade gegen meine Frau ihr erlaube, zum lezten Male nach England zu schreiben, um zu erfahren, ob man die einfache Heirath eingehen wolle, oder nicht, aber dagegen auch fordre, daß meine Frau, wenn die Antwort nicht nach Wunsche ausfällt, ihr Ehrenwort gebe, sich der Heirath meiner Tochter nicht mehr zu widersezen. Sie kann zwischen dem Markgrafen von Schwedt und dem Herzog von Weissenfels wählen. Wenn sie aber diese Bedingungen nicht eingeht, saget ihr, daß ich auf immer mit ihr breche, und sie sich mit ihrer unwürdigen Tochter, die ich dann nicht mehr für die meinige anerkennen will, nach ihrem Wittwensiz Oranienburg zurückziehen kann. Thut eure Pflicht, wie es treuen Unterthanen ziemt, und wendet alle Kräfte an, sie zur Fügung in meinen Willen zu bewegen. Ich werde euch dafür Dank wissen, es aber im entgegengesezten Fall an euch und euren Familien ahnden, und bin euer gewogener König, Wilhelm."

Sogleich nach Lesung dieses Briefs begaben sie sich zu der Königinn. Diese erwartete nichts weniger, als das; der Graf von Finkenstein fand aber doch Mittel, sie zu benachrichtigen. Sie überreichten ihr den Brief des Königs, der in so harten Ausdrücken abgefaßt war, daß ich ihn lieber mit Stillschweigen übergehe; darauf übergaben sie ihr den erhaltenen Befehl, und sprachen mit ihr, wie sein Inhalt sie anwieß. Grumkow zeichnete sich bei dieser Gelegenheit ganz besonders aus. Er folgte dem Beispiel des Teu-

fels; denn nachdem er ihr vergeblich alle politischen Ursachen angeführt hatte, warum der Vortheil des Königs dieses Opfer erheische, wollte er ihr aus der heiligen Schrift beweisen, daß die Weiber ihren Männern unterthan seyn sollen, und daß, wenn es auf kindlichen Gehorsam ankäme, die Kinder ihn dem Vater, Vorzugsweise vor der Mutter, schuldig wären, auch daß ein Vater das Recht habe, seine Tochter ohne ihre Neigung zu einer Heirath zu zwingen. Die Königinn antwortete ihm dagegen mit dem Beispiele Bethuels, der den Dienern Abrahams, wie sie für seinen Sohn Isaak um Rebecka anhielten, antwortete: lasset das Mägdlein holen, und fordert ihre Einwilligung. Sie kenne, sezte sie hinzu, die Unterwerfung, welche das Weib ihrem Manne schuldig sey, daß sie sich aber nur auf vernünftige Dinge beschränke, welche weder der P. . zkeit, noch Gerechtigkeit widerstrebten; daß aber n. . weder die eine, noch die andere damit bestünden, wenn man mich an einen rohen, wüthenden, ausschw.ifenden, von Lastern gebrandmarkten Menschen verh.irathete, der über dieses der jüngste des Brandenburgischen Hauses wäre, polnischer General, apanagirter Prinz, kaum fähig, selbst Standesmäßig zu leben, noch viel weniger mich anständig zu erhalten; in einem ganz unverhältnißmäsigen Alter, von einer höchst unangenehmen Gestalt, und endlich von jedem Vortheil entblößt, der eine Neigung zu ihm einflössen könnte. Was hingegen des Königs Drohungen, sich von ihr scheiden zu lassen, anbeträfe, so wären sie nichtig, und die ganze Sache stünde gar nicht in des Königs Gewalt. Sie habe ihm nie, weder durch ihr Betragen, noch ihre Handlungen Ursache zu klagen gegeben; sie hielt es also unter ihrer Würde, auf diesen Artikel weitläuftiger zu antworten. Den Befehlen des Königs gemäß, würde ' übrigens

nach England schreiben, aber nie in eine der beiden vorgeschlagenen Heirathen willigen; viel lieber würde sie mich todt, als in ein solches Unglück gestürzt sehen. Am Ende dieser Erklärung sagte sie: mir ist nicht wohl; man sollte mir in meinem Zustande mehr Schonung beweisen. Hierauf sagte sie Grumkow noch einige Anzüglichkeiten, und begab sich in sehr heftiger Bewegung hinweg.

Sobald sie ihren Abtritt genommen hatten, ließ mich die Königinn rufen, sie weinte heftig, theilte mir den ganzen, so eben erzählten Vorgang mit, und zeigte mir den Brief des Königs, auf den ich nur mit meinen Thränen antworten konnte. Dieser schrekliche Brief mußte jedoch beantwortet werden; was sie schrieb, war rührend, und wiederholte alles, was sie den drei Marschällen gesagt hatte. Nachher gieng sie mit der Gräfinn von Finkenstein, meiner Hofmeisterinn und mir über den zu nehmenden Entschluß zu Rath. Man kam einstimmig dahin überein, daß sie die Kranke so gut spielen solle, daß ihre Kammerfrauen selber betrogen würden. Die Gräfinn Finkenstein sagte ihr bei dieser Gelegenheit, daß sie nicht wüßte, wer die Personen wären, die alles, was bei ihr vorgieng, selbst die Gespräche, welche die Königinn allein mit ihr führte, ausschwazten. „Ihro Majestät, fuhr sie fort, kann in diesem kritischen Zeitpunkt nicht vorsichtig genug seyn, man horcht an allen Thüren, und Menschen, die Ihnen zugethan scheinen, verrathen Sie.“ Die Königinn antwortete: sie können von meinen Geheimnissen nichts verrathen, denn sie wissen sie nicht, und von der Ramen bin ich gewiß. Wir sahen uns alle drei auf eine Weise an, die ihr unsre Gedanken verrathen mußte; allein obschon sie es sehr wohl bemerkte, wollte sie doch nichts davon wissen.

Noch an demselben Abend, bei Tisch, that sie,

als sey sie unpäßlich. Wir spielten alle unsre Rollen so gut, daß jedermann getäuscht wurde, die Namen ausgenommen, die man vom ersten Augenblik an von der Komödie benachrichtigte. Tages darauf blieb sie zu Bett, und beobachtete allen Brauch einer förmlich Kranken. Das alles hinderte sie aber nicht, meinem Bruder heimlich zu antworten, ihm den ganzen Vorgang mitzutheilen, und den Entwurf eines Briefes, den er an die Königinn von England schreiben sollte, zu schicken. Er sollte darinn sagen, daß er sich meiner Heirath wegen zwar schon an sie, wenn gleich ganz ohne Erfolg, gewendet hätte, aber dadurch nicht muthlos gemacht sey, indem er ihr gutes Herz und das des Königs von England, nebst ihrer Zärtlichkeit für die Königinn, seine Mutter, und ihre Familie zu wohl kenne, um zu glauben, daß sie bei dem Zustand, in welchen wir gerathen wären, länger anstehen sollten, ihre Einwilligung zu meiner Heirath mit dem Prinzen von Wallis zu geben; daß sie dadurch nichts wagten, weil er sein Wort gäbe, nie eine andere, als die Prinzessinn Amalie, ihre Tochter, zu heirathen; wenn sie aber diese Sache im Gegentheil noch mehr in die Länge zögen, würde er sich nicht nur seines Versprechens entbunden halten, sondern den ersten Heurathsvorschlag annehmen, den ihm sein Vater mache. Mein Bruder stand nicht an, diesen Brief abzuschreiben, der zu gleicher Zeit, wie der meiner Mutter, der sehr stark war, abgesandt wurde. So viel Abscheu ich gegen diese Heurath gehabt hatte, so sehr wünschte ich nun, offenherzig gesagt, daß sie stattfinden möchte. Unter drei mir drohenden Uebeln war sie das geringste; und ich sah nur zu deutlich voraus, welch ein Schiksal uns erwartete, wenn sie fehlschlagen sollte.

So währte es einige Tage. Die Königinn verließ Nachmittags das Bett, und speißte mit uns zu

Nachr; allein den fünf und zwanzigsten begann die Crisis. Sie erhielt nämlich eine neue Gesandtschaft vom König, die aus denselben Personen wie die erste bestand, aber ihre Aufträge waren dieses Mal viel stärker als das vorige; der König beharrte auf seiner Drohung, sie auf ihren Wittwensiz zu schiken; zugleich drohte er aber, mich zwischen vier Mauern einzusperren, und meinen Bruder ins Unglück zu stürzen. Englands that er gar nicht mehr Erwähnung, sondern sagte, daß er nichts mehr davon hören wollte; selbst wenn es noch nachgeben sollte, würde er mich ihm abschlagen, sie sollte also gutwillig einen der . . hanen Vorschläge wählen, oder der Ahndung des Königs für ihren Eigensinn, deren ganze Last auf mich fallen würde, gewiß seyn. Alles dieses von einem zweiten, noch weit heftigern, Briefe des Königs begleitet, erschütterte die Königinn nicht, sie beharrte fest auf ihrer Weigerung, und sagte: der König könne sie eher tödten, als ihre Einwilligung erlangen. Den folgenden Tag legte sie sich wieder nieder, um von Neuem die Kranke zu spielen. Von einem Augenblik zum andern sahen wir gewaltsamen Maaßregeln entgegen, Unruh und Kummer griffen meine ohnehin zarte Gesundheit auch dergestalt an, daß ich weder schlafen, noch essen konnte, und sichtbar magerer ward.

Acht Tage verstrichen in dieser peinlichen Lage, als endlich die Antwort von England ankam. Sie folgte ganz der alten Weise: der König und die Königinn von England waren sehr geneigt, meine Heirath zu vollziehen, vorausgesezt, daß die meines Bruders zu gleicher Zeit statt fände. Der Brief der Königinn, welcher an meinen Bruder gerichtet war, enthielt blosse Complimente. Meine Mutter theilte mir diese Nachrichten gleich mit, war aber so davon angegriffen, daß wir für ihre Gesundheit fürchteten. Sie begleitete die-

sen schönen Bescheid, der dem König dennoch vorgelegt werden mußte, mit einem sehr rührenden Brief, in der Hoffnung, ihn zu erweichen; er schikte ihr aber Brief und Einschluß, ohne es gelesen zu haben, zurük; denn die Ramen, der die Königinn alles anvertraut hatte, war ihr zuvorgekommen, und hatte ihn von allem unterrichtet.

Den Abend kam Eversmann von Potsdamm; er begab sich sogleich zur Königinn, und sagte ihr, daß der König gegen sie und mich im äussersten Zorn sey, und geschworen hätte, die entschiedenste Gewalt anzuwenden, wenn sie nicht in seine Wünsche einstimmte. Jedermann litt, sezte er hinzu, von seiner übelsten Laune, und er habe meinen Bruder auf das grausamste gemißhandelt, denn er habe ihn bei den Haaren gepakt, durch das Zimmer geschleift, und völlig blutig geschlagen. Wie er sie darauf verließ, kam er im Vorzimmer zu mir, und sagte in einem unverschämten Tone: „wie lange wollen Sie doch die Uneinigkeit in der Familie erhalten, und den Zorn des Königs sich zuziehen? Ich sage es Ihnen als Freund, unterwerfen Sie sich gutwillig seinem Befehl, oder erwarten Sie die abscheulichste Schmach. Ich weiß, was im Vorschlag ist; Ihnen bleibt kein Augenblik zu verlieren; Geben Sie mir einen Brief für den König, und sezen Sie sich über alles, was Ihnen die Königinn sagen könnte, hinweg. Ich sage Ihnen das alles nicht für meinen eigenen Kopf, sondern auf des Königs Befehl." — Man seze sich an meine Stelle, und urtheile, was ich empfand, da ein elender Kammerdiener mich also behandelte! Dennoch mußte ich kaltes Blut erhalten; ich antwortete also: „die Ungnade des Königs ist das Schmerzlichste, was mir begegnen kann, und ich werde alles thun, um seine Gunst wieder zu gewinnen. Ich kenne das gute Herz

meines Vaters, und seine väterliche Zärtlichkeit zu wohl, um zu glauben, daß er mich leichtsinnig wolle ins Unglück stürzen, aber dennoch werde ich mich seinen Befehlen, so hart sie auch seyn mögen, unterwerfen, sobald er nur mit meiner Mutter übereinstimmt. Ich weiß es, daß er als Vater alle Rechte über mich hat, allein die Ansprüche meiner Mutter sind nicht weniger gültig. Ich bin auch bereit, mit jedem Eid, den mir der König vorlegen wird, zu versichern, daß ich nie den Prinzen von Wallis heirathen will, wenn er mich nur dann mit den zwei Menschen, vor denen ich einen unübersteiglichen Widerwillen habe, zu verschonen verspricht. —" Nun wendete er sich an meine Hofmeisterinn, und sagte: der König befiehlt Ihnen, die Prinzessinn zu der Heirath mit dem Herzog von Weissenfels zu bereden, und im Fall, daß sie diesen durchaus nicht wolle, mit dem Markgrafen von Schwedt. Wenn Sie aber die Befehle der Königinn den seinigen vorziehen, will er sie auf Wasser und Brod nach Spandau schicken, und Ihre ganze Familie zu Grunde richten. — Das hat der König in seiner Gewalt, antwortete sie sehr kaltblütig; er hat mich in Pflicht genommen, die Prinzessinn zu erziehen, aber nicht sie zu einer Heirath zu bereden. Ich mische mich nicht darein, ihr weder die eine, noch die andere Parthie in Kopf zu sezen, und bitte Gott, daß er sie leiten möge, das ihr Zuträglichste zu erwählen. — Wissen Sie denn aber, fuhr er fort, was der König vor hat, und wozu er entschlossen ist, wenn sie in ihrer Halsstarrigkeit fortfährt. — Nein, antwortete sie, ich mische mich in nichts, und will es nicht wissen. — Ich wills Ihnen aber dennoch sagen, fuhr er fort, der König giebt der Prinzessinn drei Tage Bedenkzeit, und wenn sie dann noch auf ihrer Weigerung beharrt, will er die beiden Prinzen nach Wusterhausen kommen

lassen, und die Prinzessinn zwingen, einen von ihnen zu heirathen. Willigt sie nicht freiwillig ein, so erwartet man die priesterliche Einsegnung nicht, sondern sperrt sie mit dem Herzog ein, und dann ist sie glücklich, wenn er sie nachher noch heirathen will. — Fräulein von Sonnsfeld und Frau von Konnken, die Hofmeisterinn der Königinn, waren über diese Rede, die ich von ferne auch mit anhörte, vor Erstaunen ganz erstarrt! Frau von Konnken konnte es aber nicht ertragen, und wusch ihm waidlich den Kopf, er beharrte aber auf seiner Aussage, und versicherte, daß es kein Mittel gäbe, dem Uebel zu entgehen. Giebt es denn aber, sagte endlich Frau von Konnken, in der ganzen Welt keine andere anständige Heirath für die Prinzessinn, daß man sie gerade zu einer von diesen beiden zwingen will? — Wenn die Königinn, antwortete er, mit Ausschluß des Prinzen von Wallis eine bessere weiß, wird es, glaube ich, dem Könige, obschon er von Herzen wünscht, sie mit dem Herzog von Weissenfels zu verbinden, dennoch ziemlich einerlei sey.

Der Befehl der Königinn, die uns zu sich rief, machte dieser Unterredung ein Ende. Sie sah an meinem Gesichte, daß etwas Besonderes vorgefallen seyn mußte, und ich theilte ihr mit möglichster Schonung Ey smann's Predigt mit. Nach langer Berathschlagung beschloß sie des folgenden Tages mit dem Marschall von Bork zu reden; er war ein sehr redlicher Mann, und konnte ihr über ihre damalige Lage Licht geben. Sie ließ ihn also zu sich berufen, und erzählte ihm in Beyseyn ihrer Hofmeisterinn alles, was den Tag vorher vorgegangen war. Sie haben sich, fuhr sie fort, Ihrer Aufträge von Seiten des Königs erledigt, und ich habe Ihnen, als seinem Gesandten, geantwortet; jezt haben Sie mit jener Sache nichts mehr zu thun; ich fordre Ihren Rath wie eines

Freundes, und will, daß Sie mir gewissenhaft antworten. — Der Marschall zukte die Schultern; ich bin in Verzweiflung, sagte er, die königliche Familie in solchem Zwiespalt zu sehen, und zu erfahren, welchen bittern Verdruß Ihro Majestät ertragen müssen. Bis jezt hoffte ich immer, England würde endlich einen günstigen Entschluß fassen, da es aber in seinen Antworten beharrt, sehe ich nicht, wie sich Ihro Majestät aus dieser Verlegenheit ziehen können. Was Eversmann gestern von den gewaltthätigen Schritten gesagt hat, die der König gegen die Prinzessinn im Sinne hat, scheint mir nur zu wohl gegründet; der Markgraf von Schwedt ist incognito hier, einer meiner Leute sah ihn, und auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß er schon drei Tage anwesend ist, er wohnt in der Neustadt, und geht nur Abends spät aus; Briefe von Dresden melden mir, daß sich der Herzog von Weissenfels in einem kleinen Dorfe nahe bei Wusterhausen befindet; man kann also von der Heftigkeit des Königs alles erwarten. Ihre Majestät kennen seine Gemüthsart; einmal aufgebracht, ist es schwer, ihn wieder zu besänftigen. Gegen den Kronprinzen hat er sich schon zu Thätlichkeiten, gegen Ihre Majestät zu gewaltsamen Ausbrüchen hinreissen lassen; die folgenden Schritte kosten ihn nun nicht mehr so viel; da mir aber Ihre Majestät befiehlt, meine Meinung zu sagen, so däucht mir, Sie können in dieser traurigen Lage nichts thun, als Zeit zu gewinnen suchen. — Allein, rief die Königinn, meine Tochter soll übermorgen ihren Entschluß erklären, wie soll man da Zeit gewinnen? — Es bleibt da nichts übrig, antwortete der Marschall, als einen dritten zu nennen. Ich bin überzeugt, daß weder Grumkow noch Seckendorf darein willigt, Ihre Majestät wagen also nichts, Sie gewinnen Zeit, und besänftigen den König. Die Königinn stimmte dem

Rathe sehr bei, und nachdem sie eine Zeitlang über die Wahl des vorzuschlagenden Prinzen nachgedacht hatten, wählten sie den Erbprinzen von Bayreuth. Der Marschall übernahm es, dem König einen Wink über diese Veränderung zukommen zu lassen; wenn alle Stricke reissen, sezte er hinzu, taugt diese Heirath immer unendlich mehr, wie die andere. Man lobt diesen Prinzen sehr, er wird regierender Herr, hat ein schönes Land, und sein Alter paßt sich zu dem der Prinzessinn. — Nun so bin ich zufrieden, und wenn denn endlich der lezte Versuch, den ich in England mache, nicht hilft, so mag sie ihn in Gottes Namen heirathen! Wenigstens haben dann meine Feinde nicht die Freude, über mich zu triumphiren.

Nach zwei Tagen kam der König nach Berlin. Wie ein Wüthender kam er in der Königinn Zimmer — weder ich noch meine Schwestern waren zugegen, und die Königinn spielte in ihrem Bette noch immer die Kranke. Sie ließ ihm sein ganzes Gesez abbeten, ohne ihn mit einem Worte zu unterbrechen; wie er aber fertig war, suchte sie ihn durch die rührendsten Worte zu besänftigen. Alles war vergebens; wählen Sie, sagte er endlich, und zum leztenmale, den Markgrafen von Schwedt, oder den Herzog Johann Adolph; wollen Sie mir aber Vergnügen machen, so fällt Ihre Wahl auf den lezten. — Dafür behüte mich Gott! rief die Königinn — Gut dann, sagte der König, so geh ich diesen Augenblik zu der Markgräfinn Philipp (der Mutter des Markgrafen von Schwedt) gebe ihr mein Wort, und trage ihr die Zurüstungen zur Hochzeit auf. — Hierauf ließ er der Königinn gar nicht Zeit, zu antworten, sondern gieng fort.

Ohne Aufschub gieng er zur Markgräfinn, und sagte: „Ihro Hoheit erstaunen vielleicht über meinen Besuch, aber ich bringe Ihnen eine Nachricht, die

Sie freuen wird," — und ohne ihre Antwort zu erwarten, fuhr er fort: „ich komme, um Ihnen meinen Entschluß zu melden, dem zu Folge ich meine älteste Tochter mit Ihrem Sohne verheirathe; ich zweifle keinen Augenblik an Ihrer Zufriedenheit über diese Verbindung, noch an Ihrer Einwilligung dazu; schreiben Sie ihm, er ist heute nach Schwedt zurükgereist, benachrichtigen Sie ihn von meinen Absichten, und daß er nichts fürchten soll; ich will ihm schon zeigen, daß ich in meinem Hause Herr bin." — Diese würdige Frau, welche beim Anfang seiner Rede von Freude durchdrungen war, änderte bei deren Ende bald ihre Meinung. Ich erkenne, wie ich soll, antwortete sie dem König, die Ehre, welche Ihro Majestät meinem Sohn durch Ihre Wahl erzeigt, ich erkenne den Werth des Glückes, das Sie ihm bestimmen, und die Vortheile, die für ihn und mich daraus erwachsen; dieser Sohn ist mir theuer wie mein Leben, gern thät ich auch das Schwerste für sein Glük, allein in Verzweiflung würde ich seyn, wenn er es auf Unkosten der Prinzessinn erlangte — ich muß nicht allein einer solchen Heirath meine Einwilligung versagen, sondern werde mich, falls mein Sohn schlecht genug dächte, um die Prinzessinn gegen ihren Willen zu heirathen, als seine ärgste Feindinn erklären. — Ists Ihnen denn lieber, sagte der König, daß sie den Herzog von Weissenfels heirathet? — Sie mag heirathen, wen sie will, antwortete die Markgräfinn, das ist mir einerlei, wenn nur mein Sohn und ich an ihrem Unglück nicht schuld sind. — Wie der König nichts über sie gewinnen konnte, begab er sich hinweg. Noch an demselben Abend schikte die Markgräfinn einen vertrauten Diener zu mir, der mir ein Billet von ihr zustellte, welches alle so eben erzählte Umstände enthielt, und worinn sie mich bat, sie der Königinn mitzutheilen. So viel Großmuth ver-

diente eine angemessene Dankbarkeit; meine Antwort drükte ihr dieses Gefühl in meinem und der Königinn Namen auf das innigste und stärkste aus.

Noch hatte ich den König nicht gesehen; meine Mutter wagte es nicht, mich seiner Gegenwart auszusezen, aus Furcht, er möchte zu Thätlichkeiten schreiten. Ihr ganzes Zimmer war voll spanischer Wände, die eine Art Labyrinth bildeten, damit konnte ich dem Könige, im Fall er mich bei ihr überraschte, entwischen. Die Ramen, die immer wach wie Satan war, wenns darauf ankam, jemanden zu schaden, veränderte, ohne daß ich es wahrnahm, die Stellung dieser Wandschirme; der König trat ein, ich wollte wie gewöhnlich fortschlüpfen, verirrte mich aber in den spanischen Wänden, und fand durchaus keinen Ausgang. Das Geräusch, welches ich machte, verrieth mich bald, der König sah mich, und sogleich goß er einen Strom von Schimpfreden über mich her, die er mit Faust und Stockschlägen zu begleiten auf dem besten Weg war. Mir blieb nichts übrig, als mich hinter meine Hofmeisterinn zu flüchten; der König drang auf sie ein, sie zog sich zurük, und stieß mich immer weiter mit sich fort; der König, indem er uns immer näher auf den Leib rükte, drükte uns endlich beide bis an das Kamin zurück, wo wir, wollten wir nicht ins Feuer springen, endlich wohl Halt machen mußten. Nun stekte er seinen Kopf über Fräulein von Sonnsfeld ihre Schultern zu mir hin, und schimpfte aus allen Kräften, und jedesmal, daß er sich herüber neigte, tauchte ich unter, und schlüpfte auf die entgegengesezte Seite. Da er nun wohl sah, daß er mich nicht erwischen konnte, und troz seines Zorns über die komischen Figuren, die wir alle drei darstellten, lachen mußte, verließ er endlich das Zimmer.

Den folgenden Tag wiederholte er alle seine Bit-

ten und seine Drohungen; nach einer Menge vergeblicher Bemühungen, ihn auf andere Gedanken zu bringen, sagte ihm die Königinn: lasset uns doch beide vernünftig seyn! ich willige in den Bruch mit England ein, sprechen Sie mir dagegen nie mehr von den beiden verhaßten Parthien mit Weissenfels und Schwedt. Ich mache mich dagegen verbindlich, meine Tochter einem jeden zu geben, der ihr nur eine anständige Versorgung anbieten kann. — Nun gut, antwortete mein Vater, können Sie mir einen solchen nennen, so sind wir einig. — Da ist, nahm die Königinn wieder das Wort, der Erbprinz von Bayreuth, er gehört Ihrem Hause an, er hat ein hübsches Land, paßt sich dem Alter nach zu meiner Tochter, und soll ein sehr artiger Prinz seyn — — Wohl! Ich bins zufrieden! rief der König, aber ich gebe ihr weder Mitgift, noch Hochzeitsfest, noch Aussteuer, sobald sie sich nach ihrem Sinne verheirathet; gehorcht sie aber mir, so werde ich sie in jedem Sinne begünstigen. — Was soll ich denn aber noch mehr für Sie thun? sagte die Königinn, ich gebe in allem nach, und Sie sind nicht zufrieden. Wollen Sie mich denn zu Tode quälen? Meinetwegen mag meine Tochter den dicken Johann Adolph heirathen, aber hat sie die geringste Liebe für mich, so thut sie es nun und nimmermehr. — Sie sollen ihren Willen haben, sagte der König, morgen schreibe ich dem Markgrafen von Bayreuth, und Sie sollen meinen Brief sehen.

Kaum war diese Unterredung zu Ende, so ließ mich die Königinn rufen. Ich fand sie ganz entzükt, sie rief mir, mich umarmend zu: alles geht nach Wunsch! der König und ich haben einstimmig den Erbprinzen von Bayreuth zu deinem Gemahl gewählt, morgen wird der König dem Markgrafen darüber schreiben. Nur ein Umstand beunruhigt mich, den ich aber

zu ändern hoffe; der König will dir, weil ich es bin, die dich verheirathet, weder eine Mitgift geben, noch die Hochzeit ausrichten, aber ich hoffe, darüber sezest du dich hinweg. — Diese Entscheidung brachte mich aus aller Fassung. Ich antwortete, daß ich ihr in allen Stücken gehorchen würde, sie möchte aber bedenken, wessen sie mich aussezte. Was wird, sagte ich, die Welt denken, daß ich mich ohne den Willen des Königs verheirathe, und was kann mir denn Empfindlicheres begegnen, als daß man mich wie ein schlechtes Mädchen aus dem väterlichen Hause ausstosse? Welchen Begriff kann man selbst dem Prinzen geben, dem man mich bestimmt hat? Ich habe die beiden Vorschläge, welche der König mir machte, beharrlich abgewiesen; Ihre Majestät kann nicht dagegen seyn, wenn ich auch den abschlage, den Sie mir jezt thun. Sobald Sie und der König bei irgend einer Wahl ganz einig sind, will ich mich blindlings unterwerfen, aber so, wie die Sachen jezt stehen, kann ich es nicht. — Nun so heirathe den türkischen Kaiser, oder den grossen Mogul! rief meine Mutter, und folge deinem Kopf. Hätte ich dich besser gekannt, so würde ich mir nicht so viel Kummer zugezogen haben. Verheirathe dich meinetwegen nach des Königs Kopfe, ich werde mich nicht mehr in deine Angelegenheiten mischen, und du kannst völlig handeln, wie du willst. — Ich wollte antworten, sie gebot mir aber Stillschweigen, und schikte mich fort. Nun ließ sie meine Hofmeisterinn kommen. „Bereden Sie meine Tochter, sagte sie zu dieser, mir nachzugeben, ich bestehe darauf, daß sie den Prinzen von Bayreuth heurathe, und will keine abschlägige Antwort. Diese Heurath macht mir so viel Freude, als versorgte ich sie in England. — In demselben Ton sprach sie mit meinem Bruder, und dieser, den die Verzögerung von Seiten Eng-

lands zu ermüden anfieng, redete mir sehr ernsthaft zu. Ich bin, antwortete ich, bereit, mich bei jeder Gelegenheit für dich aufzuopfern, aber bei dieser gegenwärtigen steht meine Ehre auf dem Spiel. Wenn der König seine Erklärung zurücknimmt, mir meine Mitgift verabfolgen läßt, mich mit gebührender Ehre aus seinem Hause verabschiedet, so will ich keinen Augenblick anstehen, den Prinzen von Bayreuth zu heirathen; besteht er aber auf seinem Willen, so wird mich nichts in der Welt dazu bewegen. Mein Bruder ward zornig, und sagte mir einige so harte Dinge, daß ich vollends in Verzweiflung gerieth. Die Bülow, die bei diesem ganzen Auftritt gegenwärtig war, sagte: Ich beschwöre Ihre königliche Hoheit, sich zu beruhigen, alles ist noch nicht verloren. Ich weiß ein sichres Mittel, die Königinn zu bereden, lassen Sie nur ihre erste Heftigkeit verrauchen, so bald ich sie dann gesprochen habe, verspreche ich Ihnen, sie Ihnen wieder zuzuwenden. — Vergeblich drang ich in sie, mir das Mittel, welches sie anzuwenden gedächte, um mich aus meiner grausamen Verlegenheit zu reissen, zu entdecken, sie wollte sich nie darüber erklären.

Den folgenden Morgen brachte der König meiner Mutter seinen Brief an den Markgrafen von Bayreuth; er war in sehr höflichen Ausdrücken abgefaßt, und lud diesen Fürsten ein, ihre beiden Häuser durch eine Heirath zwischen seinem Sohne und mir noch enger zu verbinden. Ich werde diesen Brief, sagte der König, allein nur unter den Ihnen schon mitgetheilten Bedingungen absenden. Sie mögen Ihre Tochter aussteuern, einrichten und ihr die Hochzeit geben, denn von mir bekommt sie nie einen Heller. — Die Königinn war mit diesem allem zufrieden, noch mehr aber wie ihr an demselben Abend der Marschall von Bork heimlich sagen ließ: daß der König seine Meinung

geändert, und durch Seckendorfs und Grumbkows Anliegen vermocht, den Brief nicht abgeschickt hätte. Die Bülow sagte ihr zu gleicher Zeit, daß Herr von Kniephausen und der englische Gesandte beschlossen hätten, den englischen Gesandtschafts-Caplan (der mein Lehrmeister in der englischen Sprache war) nach London abzuschicken, um einen lezten Versuch zu machen; daß die Briefe, mit denen er an das englische Sekretariat beauftragt sey, so drängend wären, daß sie sie nothwendig aus ihrer gegenwärtigen Schlafsucht wecken müßten; da dieser Mensch von allem Vorgefallenen Zeuge gewesen war, und jeden Umstand unsrer peinlichen Lage kennte, so konnte er eine Darstellung davon machen, die nothwendig die Nation rühren und sie endlich bewegen mußte, in die so sehr gewünschte Heirath zu willigen. Die Königinn gab diesem Entschluß ihren ganzen Beifall, sie gab dem Caplan Briefe an die Königinn von England mit, in welchem sie ihr Vorwürfe machte über ihren Mangel an Freundschaft, und ihr den traurigen Zustand, wohin sie gebracht sey, schilderte.

Mein Vater schien jezt besänftigt; er sprach nicht mehr von diesen verhaßten Heirathen, und behandelte die Königinn nicht mehr so schlecht. Mein Bruder und ich waren stets in Ungnade, nur mit dem Unterschied, daß ich nicht vor ihm erscheinen durfte, mein Bruder aber stets um ihn seyn mußte, wo er denn beständiger Mißhandlung und Stockschlägen ausgesezt war. Wir hatten uns wieder versöhnt, und ich litt unaussprechlich, wenn ich ihn, über die Art wie ihm begegnet ward, ganz außer sich, und der Verzweiflung nahe sah.

Den 18. Februar begab sich der König nach Dresden, wo er mit dem Könige mehrmals eine Zusammenkunft hatte, die man sehr geheim hielt. Während

seiner Abwesenheit ward meine Mutter so krank, daß sie dem Tode nahe war, ihre Schmerzen waren ungeheuer, und so viel Standhaftigkeit sie hatte, entrissen sie ihr doch ein lautes Geschrei. Ich litt so viel wie sie, und wich nicht einen Augenblick von ihrem Bette. Sobald der König wieder in Potsdam eingetroffen war, benachrichtigten ihn ihr Arzt und ihre Oberhofmeisterinn von der Gefahr, in welcher sie schwebte; er erschrack sehr und würde sogleich zu ihr geeilt seyn, hätte er nicht Briefe von Eversmann und der Ramen bekommen, in denen sie ihn versicherten, die ganze Krankheit der Königinn sey ein Possenspiel, und sie befinde sich vollkommen wohl auf. Da ihr Uebel aber zunahm, und der Arzt sie in augenscheinlicher Gefahr sah, schickte man dem König des Nachts eine Staffette, um ihn davon zu benachrichtigen. Er reiste sogleich ab, und kam Nachmittags an. Er fand die Königinn in dem traurigsten Zustande; sein Oberwundarzt, den man nicht gehörig unterrichtet hatte, stimmte der Meinung der Aerzte bei, und brachte dadurch den König vollends zur Verzweiflung. Meine Mutter nahm der Zeit wahr, um mit ihm über sein vergangenes Betragen zu sprechen, über den Kummer, den er ihr verursacht, und der sie, wie sie sagte, endlich in den Zustand versezt hätte, in welchem er sie sähe. Sie beschwor ihn darauf, mir zu verzeihen und mir seine väterliche Liebe wieder zu schenken. Er ließ mich sogleich rufen. Der Auftritt war unendlich rührend! Ich kniete vor ihm, küßte und benezte seine Hände mit meinen Thränen, und sagte ihm die beweglichsten Dinge. Um die Königinn zu vergnügen, umarmte er mich endlich, aber so bald sie den Kopf abgewendet hatte, stieß er mich mit einem so zornigen Ausdruck zurück, daß mir das Herz davon zitterte. Diese scheinbare Versöhnung zwischen dem

König und mir machte ihr so viel Freude, daß ihre Gefahr in drei Tagen vorüber war.

Kaum waren wir einer Crisis entgangen, so fielen wir in eine andere. Mein Bruder war von den Mißhandlungen des Königs so aufgebracht, daß er auf andere Maaßregeln sann. Vor der Königinn ließ er sich nichts merken, aber mich besuchte er alle Tage insgeheim. „Man predigt mir alle Tage Geduld," sagte er, „allein niemand weiß, was ich ertragen muß. Täglich bekomme ich Schläge, werde behandelt wie ein Sklave, und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, ich darf fast mit niemand mehr sprechen, bin beständig in Lebensgefahr, von lauter Aufpassern umgeben, mir fehlts selbst an der nöthigen Kleidung, noch mehr an jedem andern Bedürfniß, und was mich endlich ganz überwältigt hat, ist der lezte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem König hatte. Er läßt mich des Morgens rufen; so wie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden, und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und meinem ganzen Leib erprobt hatte, schleppte er mich an das Fenster, und legt mir den Vorhangstrang um den Hals. Glücklicherweise hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und seine beiden Hände zu fassen, da er aber den Vorhangstrang aus allen Kräften zuzog, und ich mich erdrosseln fühlte, rief ich endlich um Hülfe. Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus des Königs Händen. Sage nun selbst, ob mir ein andres Mittel übrig bleibt, als die Flucht? Katt und Keith sind bereit, mir bis ans Ende der Welt zu folgen; ich habe Päße und Wechsel, und habe alles so gut eingerichtet, daß ich nicht die geringste Gefahr laufe. Ich entfliehe nach England, dort empfängt man mich mit offnen Armen,

und ich habe von des Königs Zorn nichts mehr zu fürchten. Der Königinn vertraue ich von allem diesen nichts; einmal, wegen ihrer Schwazhaftigkeit gegen die Ramen, und weil sie, wenn der Fall eintritt, im Stande seyn soll, einen Schwur abzulegen, daß sie nichts von der Sache gewußt hat. So bald der König wieder eine Reise außer seinen Staaten macht — denn das giebt mir viel mehr Sicherheit — ist alles zur Ausführung bereit." — Während dieser ganzen Rede hörte ich nicht auf zu weinen; nachher stellte ich ihm alle Folgen dieses Unternehmens vor, und die traurige Wirkung, die es haben müße. Meine Hofmeisterinn, die gegenwärtig war, sprach eben so eindringend wie ich; aber wir nahmen beide wohl wahr, daß wir nichts über ihn gewannen.

Bald darauf begab sich der König nach Potsdam. Ich benuzte diese Zeit, um das Abendmahl zu genießen, und wie ich Sonntags aus der Domkirche kam, fand ich beim Aussteigen aus dem Wagen Katt, der mich erwartete. Der Ramen ihre Zimmer waren uns gegenüber, und sie stand vor der Thür, Katt hatte aber die Unvorsichtigkeit, mir in ihrer Gegenwart einen Brief von meinem Bruder zu übergeben. Ich komme, sagte er, von Potsdam, wo ich, um den Kronprinzen zu sehen, drei Tage ingeheim zugebracht habe, er hat mich mit diesem Briefe beauftragt, der viel Neues enthält. Ich nahm ihn ohne ein Wort zu sagen, und gieng meines Wegs, nicht ohne, wie man leicht denken kann, über diese Rücksichtslosigkeit sehr betroffen zu seyn. Kaum war ich in meinem Zimmer angelangt, so öffnete ich ihn und fand ihn folgenden Inhalts.

Liebste Schwester!

„Ich bin in Verzweiflung! der König hat seine Mißhandlungen gegen mich verdoppelt. Ich kann

dieses traurige Leben nicht mehr ertragen. Um das Uebel noch zu vollenden, verdirbt die Königinn alles durch ihre Verblendung gegen die Ramen; der König weiß täglich alles, was in ihren Zimmern vorgeht, denn die Ramen läßt ihn, durch Hülfe der Kammerdiener, von allem unterrichten. Das Racker sollte an den höchsten Galgen gehangen werden. Der König kehrt Dienstag nach Berlin zurück. Das ist noch ein Geheimniß, also sage es der Königinn nicht, sie theilt es sonst sogleich dem boshaften Thier mit. Adieu, liebe Schwester, ganz der Deinige."

Nun war ich in der äußersten Verlegenheit. Der Königinn durfte ich den Brief nicht zeigen, und doch mußte ich fürchten, daß ihr die Ramen sagte, daß ich einen bekommen hätte. Nach einigem Nachdenken warf ich ihn ins Feuer, und beschloß, nichts davon zu sagen. Glücklicherweise erwähnte das boshafte Weib seiner gar nicht. Vielleicht ist das die beste That ihres Lebens. Diese Umstände scheinen vielleicht nicht hierher zu gehören, aber man wird im Verfolg dieser Memoiren sehen, daß ich sie anführen mußte.

Der englische Caplan war indessen in London angekommen; er hatte unsre Lage so rührend dargestellt, und eine so vortheilhafte Beschreibung von meinem Bruder gemacht, daß er die ganze Nation für uns gewonnen hatte. Der Prinz von Wallis, mit dem er eine lange Unterhaltung hatte, erklärte dem König, seinem Vater, daß er nie eine andere, wie mich, heirathen würde, und forderte ihn auf, seine Verbindung endlich zu vollziehen. Der König ernannte also den Ritter Hotham zu seinem außerordentlichen Gesandten nach Berlin, woselbst er auch im Mai ankam. Die Königinn, welche noch immer krank war, konnte ihr Bett vor Schwäche nicht verlassen, die Sendung des Ritters verursachte ihr aber die größte Freude. Gleich

nach seiner Ankunft forderte er eine Audienz bei dem König, zu welcher er auch sogleich nach Charlottenburg beschieden ward, wohin die Königinn einige getreue Diener schickte, um sie von allem, was dort vorfallen würde, zu benachrichtigen. Der Ritter hielt in aller Form um meine Hand an; er sagte zu meinem Vater, daß der König, sein Herr, und die ganze Nation vollkommen überzeugt sey, daß der König nach diesem Beweiß, den sie ihm von ihrem Vertrauen gäbe, auch in die Heirath meines Bruders willigen würde. Uebrigens wäre mans zufrieden, daß meine Hochzeit zuerst statt hätte, und überließ es dem Könige, die Zeit, wo meines Bruders seine statt haben sollte, zu bestimmen. Mein Vater war vor Freude entzückt und umarmte den Gesandten tausend Mal, und überschüttete ihn mit Freundschafts-Versicherungen für seinen Herrn. Darauf gieng man zur Tafel, wozu Seckendorf und Grumbkow auch zugelassen wurden. Der König war von der besten Laune, ließ sich nach Tisch ein grosses Glas geben, und brachte dem Ritter „die Gesundheit seines lieben Schwiegersohns, des Prinzen von Wallis." Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, als alle Gäste aufstanden und ihm glückwünschten, wobei er bis zu Thränen gerührt war. Nach der Tafel nahm der König vom Gesandten Abschied; dieser bat ihn, von meiner Heirath nicht so viel Aufheben zu machen, sondern ihm vorher noch eine Audienz zuzugestehen. Grumbkow und Seckendorf waren inzwischen wie vom Donner gerührt, und hatten alle Mühe, ihre Bestürzung zu verbergen.

Sobald der König von Charlottenburg abgereist war, kamen der Königinn vertraute Leute mit verhängtem Zügel gesprengt, um ihr diese angenehmen Nachrichten zu bringen. Ich war in meinem Zimmer, arbeitete und ließ mir vorlesen, als plötzlich mehr wie dreißig Damen, Herrn

und Bediente eindrangen, um mir, einer um den andern, nach englischer Sitte ein Knie am Boden, Glück zu wünschen. Erstaunt fragte ich, was sie wollten, oder ob sie verrückt wären? Indeß fiengen sie an, alle zu rufen: es lebe die Prinzessinn von Wallis! — und erzählten mir was vorgefallen sey. Weiter ist es nichts? sagte ich, und sezte mich, zu aller Welt Erstaunen, wieder an meine Arbeit. Einige Augenblicke darauf kamen meine Schwestern, verschiedne Damen aus der Stadt, nebst verschiednen andern Personen, um mir ihre Theilnahme zu bezeigen. Ich war sehr geliebt; alle Welt weinte aus Freude und Herzlichkeit. Ich lehnte alle diese Komplimente ab, versicherte, daß ich nichts wüßte, und auf den Bericht einiger Bedienten ihre Glückwünsche durchaus nicht annehmen könnte. Des Abends gieng ich zur Königinn, ihr Herz schwamm in Freude, sie begrüßte mich gleich beim Eintritt als ihre liebe Prinzessinn von Wallis. Fräulein von Sonnsfeld nahm sich die Freiheit, ihr mehr Vorsicht zu empfehlen, der König, sagte sie, kann sich für beleidigt halten, daß Ihro Majestät von einer Sache, von welcher er Sie noch nicht benachrichtigt hat, so viel Aufhebens machen. Um Gotteswillen beobachten Sie sich doch mehr wie jemals! die größte Kleinigkeit ist noch fähig, unsre Hoffnungen zu zerstören. Da die Gräfinn Finkenstein ihrer Meinung beitrat, versprach sie, sich zu mäßigen.

Nach drei Tagen kam der König nach Berlin. Er that gegen die Königinn von allem Vorgefallnen keine Erwähnung, weßhalb wir denn von dieser ganzen Unterhandlung gar keine gute Meinung hatten. Dagegen theilte er ihr die Nachricht mit, daß er meine zweite Schwester an den ältesten Sohn des Herzogs von Braunschweig Bevern versprochen habe, der, wie er hinzusezte, den folgenden Tag mit seinem Vater

eintreffen würde. Seckendorf hatte bei dieser Heirath den Unterhändler gemacht; er dehnte seine Absichten weiter aus, und diese Verbindung zeichnete nur die ersten Grundzüge seines Plans. Der Herzog war der Kaiserinn Schwager, und damals nur ein appanagirter Prinz, sein Schwiegervater aber, der Herzog von Blankenburg, wahrscheinlicher Erbe des Herzogthums Braunschweig. Ich will mich nicht dabei aufhalten, sein Gemälde zu machen, es reicht hin, zu sagen, daß er ein schäzenswürdiger, von allen braven Leuten geachteter, Fürst war. Sein Sohn tritt in seine Fußtapfen. Zwei Tage nach seiner Ankunft hatte seine Verlobung mit meiner Schwester statt, da aber meine Mutter hochschwanger war, wurde sie ohne alle die sonst gewöhnlichen Ceremonien vollzogen, auch war außer Seckendorf keiner der fremden Minister dabei gegenwärtig, und so fehlte es uns an einer Gelegenheit, den Herrn Hotham zu sehen, indem sich die Königinn nicht mehr im Stande befand, ihr Zimmer zu verlassen und bei dem König zur Tafel zu ge[illegible].

Obgleich nun Herr Hotham nicht bei dem Könige speiste, hatte er doch häufige Conferenzen mit ihm, die folgende Gegenstände betrafen: Der König von England forderte zur Erkenntlichkeit für die Schritte, die er zu seinen Gunsten gethan hatte, daß er ihm sollte Grumbkow preiß geben. Er ließ dem Könige vorstellen, daß dieser Mensch allein der Unheilstifter zwischen den beiden Höfen und die Ursache aller Mißhelligkeiten sey, daß er seinen Herrn auf das schwärzeste verrieth, wie man bereit wäre, dem Könige durch aufgefangene Briefe zu beweisen, die er dem Reichenbach, dem preußischen Residenten in London, geschrieben habe; diese Briefe hatte man dechiffrirt, und ich werde den Inhalt zu seiner Zeit anführen. Weiter erzählte er ihm alle Kniffe und Schliche des Wiener

Hofes in England, und bestand zulezt auf der Heirath meines Bruders. Nur das Verlöbniß forderte er, er bot sogar an, daß man mich ohne Mitgift annehme, ja im Gegentheil eine von hunderttausend Pfund Sterling der Prinzessinn Amalie geben wollte. Alle diese Dinge machten den König sehr betroffen; in Rücksicht Grumbkows antwortete er: wenn man ihm Briefe vorlegen könnte, deren Inhalt Grumbkow hinreichend überführe, so wäre er bereit, ihn aufzugeben, was aber die Heirath meines Bruders anbeträfe, so wollte er es überlegen; in Absicht auf mich nähme er aber alle Vorschläge, die man ihm thue, mit Vergnügen an. Nach einigen Tagen ließ er dem Ritter sagen, daß er mit der Heirath meines Bruders auch zufrieden seyn würde, wenn man ihn zum Statthalter von Hannover machen, und bis sein Tod ihm die Führung des Reichs übergäbe, für seinen Unterhalt sorgen wolle. Herr Hotham antwortete: daß er sogleich darüber nach England schreiben wollte, aber nicht glaubte, daß dieser Punkt die geringsten Hindernisse finden würde.

So lange dieser Minister in Berlin war, empfieng er mit jedem Posttag Briefe von dem Prinzen von Wallis, von denen er meiner Mutter mehrere mittheilte. Ich bekam sie auch zu sehen, und der Endreim eines jeden war stets: „Ich bitte Sie, lieber Hotham, bringen Sie meine Heirath zu Stande, meine Ungeduld steigt aufs höchste, denn ich bin ganz närrisch verliebt.“ Es ist nicht zu leugnen, daß das sehr romantische Gesinnungen waren; er hatte mich ja niemals gesehen, ich glaube auch, es war vielmehr Eigensinn als Liebe, und halte es daher gar nicht vor besonders schmeichelhaft für mich.

Der Verdacht, welchen Hotham dem Könige gegen Grumbkow eingeflößt hatte, fieng an seine Wirkung zu thun; er redete beinahe nie mehr mit ihm,

und zog vor Leuten gegen ihn los, von denen er gewiß war, daß sie es ihm wiedersagen würden. Sekkendorf stand sehr niedrig, und allem Anschein nach war meine Heirath unfehlbar gewiß. — Den 23. ward die Königinn von einem Prinzen entbunden, er ward August Ferdinand genannt, und die ganze Braunschweig'sche Familie stand zu Gevatter. Den 30. reiste der König ins Lager bei Mühlberg ab. Die Prachtliebe des Königs von Polen ward bei dieser Gelegenheit recht sichtbar; beinahe die ganze sächsische Armee war dort versammelt, und machte alle Evolutionen und Manoeuvres, welche im Polybius enthalten sind. Die Uniformen, Livreen, Equipagen und die Tafel waren von einem unendlichen Reichthum, so daß man sagte, dieses Lager habe das Lager von Goldstoff welches in Frankreich statt hatte, bei weitem übertroffen. *)

Den Abend vor seiner Abreise kam mein Bruder zu mir. Ich erschrack, ihn zu sehen; er war in französischer Kleidung, welches doch den Prinzen und Offizieren, die nichts wie ihre Uniform tragen durften, bei Strafe der Cassation verboten war. Man könnte sagen, daß es meinem Bruder doch wohl ziemlich gleichgültig hätte seyn können, kassirt zu werden, aber bei meines Vaters Gemüthsart hätte ein solcher Ungehorsam die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen können. „Ich komme," sagte mein Bruder, „um Abschied zu nehmen, nicht ohne den tiefsten Schmerz! — Denn Gott weiß, wann wir uns wiedersehen." Diese Worte schienen mir ein Donnerschlag, so daß ich wie versteinert stehen blieb. Meine Hofmeisterinn hatte mehr Geistesstärke, sie bewieß ihm aufs eindringendste, welches Unrecht er sich mit dem vorhabenden Schritte

*) Die Zusammenkunft Heinrichs des Vierten und Karls des Fünften.

thäte, und welche grausame Folgen er für uns nach sich ziehen könnte; wie der König sich anfienge, mit England auszusöhnen; wie Grumbkow und Seckendorf anfiengen, an ihrem Ansehen zu verlieren, und alles sich zu seinem Glücke zu fügen schien. Alle diese schönen Erwartungen würde er nun aber durch die Ausführung seines Vorhabens zerstören, und da der König unser herzliches Verhältniß viel zu gut kenne, um mich nicht in Verdacht der Theilnahme zu haben, so würde ich das erste Opfer davon seyn. Schon jezt wäre es sichtbar, wie sehr ihn unsre Einigkeit verdröße, und alles überzeuge sie, daß er unsre ganze Familie in das Unglück zu stürzen auf dem Punkt sey. Ich vereinigte mich mit meiner Hofmeisterinn; unsre Gründe, unsre Bitten und Thränen erweichten ihn endlich, und er versprach auf sein Ehrenwort, wieder zurückkehren zu wollen.

Kaum war der König in Mühlberg angelangt, so fieng man an, ihm beizubringen, daß alle Schritte Englands nur ein berechnetes Spiel wären, das dahin abzweckte, alle ihm am meisten ergebnen Diener von ihm zu entfernen; dieser Hof, gab man zu verstehen, würde, um seine Einwilligung zu der Heirath meines Bruders zu erhalten, gerne alle, auch die schwersten, Bedingnisse eingehen, aber sein eigentlicher Zweck sey, den König vom Thron zu stoßen, um meinem Bruder die Regierung zu verschaffen. Ich habe schon mehreremals erwähnt, daß Verdacht und Mistrauen Hauptzüge in des Königs Charakter ausmachten; seine Abneigung gegen meinen Bruder erlaubte ihm nicht, die Grundlosigkeit alles dieses Geschwäzes zu prüfen, also kam er mit einer Erbitterung, welche den Unterhandlungen des Herrn Hotham einen sehr schlechten Ausgang versprach, nach Berlin zurück.

Er sprach endlich mit der Königinn von der Sa-

che, und gestand ihr, daß er mich von ganzem Herzen versorgt wünschte, meines Bruders Heirath hingegen nie erlauben würde. Meine Mutter that alles Mögliche, ihn zu beruhigen und seinen Verdacht zu zerstreuen; endlich schien es ihr auch zu gelingen. Der Gesandte von Dänemark, ein gescheuter Mann, auf den der König viel hielt, bot ihr redlich die Hand dazu, [illegible] vollendete ihr Werk. Er sprach ihm von Grumbkow in den stärksten Ausdrücken, und legte ihm alle seine Ränke vor Augen. Der König antwortete: daß er bereit sey, ihn zu verabschieden und noch strenger zu behandeln aber nicht eher, als bis die Heirath öffentlich erklärt worden sey. England aber wollte, daß man ihm Grumbkow vor der Heirath aufopfere. Der König verließ indeß Berlin in einer sehr günstigen Stimmung.

Grumbkow, der allenthalben seine Aufpasser hatte, erfuhr den ganzen Inhalt von Löveners — so hieß der dänische Gesandte — Gespräch mit dem Köni , und sein Gewissen sagte ihm laut genug, welcher Behandlung er gewärtig seyn könnte, wenn seine Schurkereien alle an Tag kämen. Grade in diesen Tagen hielt die Königinn Appartement, er hatte die Unvorsichtigkeit, sich dabei einzufinden, allein seine Haltung lehrte wohl, was in seinem Herzen vorgieng; er sah aus wie ein armer Sünder, blaß und niedergeschlagen, kaum daß er sich getraute, die Augen aufzuheben. Die Königinn wollte ihn weder sprechen, noch an die Tafel ziehen, er stand in dem Winkel des Zimmers, ohne daß ein Mensch sich ihm nahte. Ein so grausamer Fall eines Menschen, der noch vor wenigen Tagen geehrt und gefürchtet war, wie der König selbst, gab mir viel nachzudenken, sein Schicksal erregte mein Mitleid, und ich beschloß ihn anzureden. Ich unterhielt mich lange mit ihm von gleichgültigen Dingen,

und behandelte ih so höflich, wie ich es immer gewohnt war. Herr Lövener kam nachher zu mir und bezeigte mir seine Verwunderung, daß ich mit so einem Schurken nur sprechen möchte, und daß der englische Gesandte, wenn er es erführe, sehr unzufrieden damit seyn möchte. „Ich bin nicht in England," sagte ich, „und habe bis jetzt nicht nöthig, mein Betragen nach den Begriffen dieser Nation einzurichten. Mir ist Grumbkow als ein schlechter Mensch, und als mein grausamster Feind bekannt, aber sobald er unglücklich ist, muß er mein Mitleid erregen. Auch glauben Sie mir, ein Feind, wie tief er auch gesunken sey, bleibt immer noch gefährlich; übrigens wünsche ich ihm gar keine andere Strafe, als die, nicht mehr schaden zu können. Herr von Lövener hat mich seitdem oft an diese Unterredung erinnert und gesagt, daß ich damals nur zu richtig geweißagt hätte."

Bald nachher kam der König nach Berlin zurück. Ich fand meinen Bruder in der gewaltsamsten Stimmung, sein Gemüth war durch die fortwährenden Mißhandlungen so erbittert, daß es nicht mehr möglich war, ihn zu besänftigen. Ich habe schon Gelegenheit genommen, den Obersten Rochow, der ihm zugegeben war, zu nennen — vor diesem konnte er sich nicht enthalten, in Anfällen von Verzweiflung einige Worte über seinen Entweichungs-Plan fallen zu lassen. Diese Unvorsichtigkeit machte Rochow aufmerksam, er beobachtete ihn genauer, und fand, daß es nicht bloße wilde Reden gewesen waren, sondern daß der Prinz alles zur Ausführung seines Vorhabens bereitete. Er begab sich zur Bülow und bat sie, die Königinn davon zu benachrichtigen. Ein kluger Mann hätte es dabei bewenden lassen, da es aber ein beschränkter Mensch und seine Lage sehr kizlich war, gieng er von Haus zu Haus, vertraute jedem seine Verlegenheit an,

und sein Geheimniß ward das der Fabel. Wie die Bülow mit meiner Mutter von der Sache sprach, war ich gegenwärtig, sie erschrack sehr, und fragte gleich, ob ich etwas davon wisse? Ich antwortete, daß mir die Verzweiflung meines Bruders nur zu wohl bekannt sey, und daß er sie ihr nur verberge, um ihr Kummer zu ersparen; allein zu dem ihm schuldgegebenen Anschlag hielt ich ihn nicht fähig. Der Ramen wegen durft ich nicht offen mit ihr sprechen, ich beschwor sie aber, mit meinem Bruder zu reden, allein so sanft und herzlich wie möglich; denn ich war überzeugt', daß sie dann alles über ihn vermögen würde. Sie folgte meinem Rathe, und die Versicherungen, welche er ihr gab, verscheuchten alle ihre Furcht. Die meine ward darum nicht geringer, ich war in der schrecklichsten Angst, der Namen wegen durfte ich mich der Königinn nicht anvertrauen, und doch wußte ich gar kein Mittel, den Schlag abzuwenden.

Die Antworten von England kamen indessen an. Alles, was der König in Betreff meines Bruders gefordert hatte, ward zugestanden, aber der Londner Hof bestand aufs Neue darauf, daß Grumbkow fortgeschickt werde, weil er, wie er sagte, bis man ihn nicht verjagte, nie eine Hochzeit bewilligen könnte. Zugleich schickte man unterschlagne Briefe von ihm. Seckendorf, der überall Spionen hatte, erfuhr bald ihren Inhalt; um dem Schlag zuvorzukommen, begehrte er Audienz beim König, in welcher er ihm mit der größten Weitläuftigkeit vorstellte, welche Mühe und Sorge der Kaiser sich gegeben hätte, um seine Freundschaft zu gewinnen, wie er ihm nicht nur freie Werbung in seinen Staaten zugestanden hätte, sondern auch die Bürgschaft für die Herzogthümer Jülich und Berg, wie er nun in Verzweiflung sey, daß er sich, troz aller seinen Bemühungen, ganz in die Arme von England

wärfe, wenn ihm aber meine Heirath so gar sehr am Herzen läge, so sey der Kaiser bereit, daran arbeiten zu lassen — und nun fuhr er mit einem heuchlerischen Ton fort: ich bin ein redlicher Mann, und Ihnen außerdem schon seit vielen Jahren ergeben, Ihr Zustand setzt mich in die äußerste Bestürzung — sehen Sie hier Briefe, die ich von England erhielt; der Kronprinz ist mit diesem Hofe im genausten Einverständniß, die Königinn hat sich über den Schritt, den er gethan hat, auf das unvorsichtigste erklärt; er hat sich ohne ihr Wissen mit der Prinzessinn Amalie versprochen, und über diesen Gegenstand der Königinn von England zu zweien Malen geschrieben. Grumbkow hat darüber noch genauere Nachrichten erhalten, die er bereit ist, Ihrer Majestät vorzulegen. Urtheilen Ihre Majestät nun selber, welcher Gefahr Sie sich aussetzen, wenn Sie des Kronprinzen Heirath bewilligen und ihre treuesten Diener entfernen. Sie erhalten eine Schwiegertochter, für deren Aufwand das Einkommen des Staats nicht hinreicht, Ihr Hof wird mit Intriganten und heimlichen Ränkeschmieden angefüllt, der Kronprinz wird sich bald der Regierung bemächtigen, und Ihrer Majestät den königlichen Titel lassen, indeß er das Amt des Königs verwaltet. Sie werden die Wahrheit alles dessen, was ich Ihnen sage um so mehr fühlen, da Sie den Anfang aller meiner Vorhersagungen schon vor Augen sehen. England behandelt Sie schon wie ein Kind, es schreibt Ihnen Gesetze vor, es scheint Ihnen ein Stück Zucker vorzuhalten und zu sagen: „wenn du Grumbkow fortjagst, bekommst du Zucker, sonst wird nichts draus.“ Diese große Rede, die mit allem dazu gehörigen Gesichterschneiden vorgetragen wurde, that ihre Wirkung; der König blieb nachdenkend und unruhig, und obschon

er ihm nicht viel antwortete, bemerkte Seckendorf wohl, daß es ihm gelungen sey, ihn zu erschüttern.

Den vierzehnten Julius, welches der Tag nach dieser Unterredung war, hatte Herr Hotham seine Audienz. Er fieng damit an: daß England sehr geneigt sey, ihm alle seine Bedingungen zuzugestehen, daß es alle seine Absichten gern befördern wolle, daß sein König aber auch nicht zweifle, daß mein Vater seinerseits ihm zu seiner Befriedigung Grumbkow aufopfern würde, und zugleich zeigte er ihm die aufgefangenen Briefe dieses Ministers. Der König nahm sie voll Zorn, und warf sie Herrn Hotham ins Gesicht; weil er zugleich ein Bein aufhob, glaubte dieser, daß er ihm Fußtritte geben wollte, allein er verließ das Zimmer, indem er die Thüre wüthend hinter sich zuwarf. Nicht weniger wüthend verließ Herr Hotham das Schloß. — Man kennt die Gemüthsart der Engländer — er gieng nach Hause, spie Feuer und Flammen, und ließ sogleich den dänischen und holländischen Gesandten rufen, denen er den Vorgang mittheilte, und zugleich erklärte, daß er den folgenden Morgen abreisen würde, und alle Unterhandlung vor abgebrochen ansähe. Nur mühsam gelang es diesen Herren endlich, ihn zu bereden, daß er seine Reise um etliche Tage noch aufschöbe.

Der König war indessen kaum in seinem Zimmer angelangt, so reute ihn sein Betragen; er gerieth in Verzweiflung, und fühlte sehr gut, was dessen Folgen seyn würden. Die Königinn erfuhr die Sache sogleich durch ein Billet, das Herr Hotham an die Bülow schrieb, — wie sehr es sie betrübte, kann man sich denken. Man gieng endlich zur Tafel. Der König sprach wenig, und war sehr übler Laune; gleich nachdem er aufgestanden war, ließ er den holländischen und dänischen Gesandten rufen, und bat um ihre Ver-

mittlung bei Herrn Hotham. Während des ganzen Tages, der mit Hin- und Herschicken vergieng, quälte der König meine Mutter, indem er ihr beständig wiederholte: daß mit England alles abgebrochen sey, daß ich nun, da er gar nicht wüßte, mit welcher Brühe er mich auftischen sollte, Aebtissinn von Herfort werden sollte. Die Königinn antwortete ihm, sie sei es zufrieden — und nun schrieb er der Markgräfinn Philipp, die damals Aebtissinn von Herfort war, und bat sie, mir den Plaz zu geben, den zu der Zeit meine jüngste Schwester besaß. Daß sie den Wünschen des Königs leicht Gehör gab, ist wohl zu denken.

Da mein Vater erfuhr, daß alle Bemühungen, Herrn Hotham zu besänftigen, vergebens waren, ließ er ihm endlich durch die beiden oben erwähnten Gesandten eine förmliche Ehrenerklärung anbieten. Mein Bruder, der durch Lövener gleich davon unterrichtet ward, schrieb es meiner Mutter, und zugleich, daß dieser Minister ihn gebeten habe, dem englischen Gesandten einige Zeilen zu schreiben, in welchen er ihn bäte, den Vorschlag des Königs anzunehmen. Die Königinn gab diesem Entwurf ihren vollen Beifall, und mein Bruder schrieb folgende Zeilen.

Mein Herr!

„Ich habe von Herrn von Lövener die lezten Vorschläge des Königs, meines Vaters, erfahren, und zweifle nicht, daß Sie seinen Wünschen nachgeben werden. Bedenken Sie, mein Herr, daß mein und meiner Schwester Glück sowohl, wie die Verbindung der beiden Häuser von Ihrer Antwort abhangen. Ich zweifle nicht, daß sie unserm Verlangen entsprechen, und unsern Bitten nachgeben werden. Nie werde ich diesen Dienst vergessen, und ihn lebenslang durch die vollkommenste Hochachtung erkennen. Seyn Sie da-

von überzeugt, so wie daß ich Zeitlebens verharren werde."

Mein Herr

Ihr sehr zugethaner und herzlicher Freund.

Katt war der Ueberbringer dieses Briefs. Die Königinn hatte auf des Prinzen drinzende und vielfältige Empfehlung diesen jungen Mann liebgewonnen — eine halbe Stunde darauf empfieng mein Bruder von dem Minister folgende Antwort:

Gnädigster Herr!

„Herr von Katt stellt mir so eben Ihrer königl. Hoheit Brief zu. Ich bin von Dankbarkeit über das mir darinn geäusserte Vertrauen durchdrungen; beträfe die Sache mich nur persönlich, so würde ich selbst das Unmögliche versuchen, um Ihnen meine Ehrerbietung und meine Achtung Ihrer Befehle zu beweisen, allein der Schimpf, den ich erlitten habe, trift den König, meinen Herrn; ich kann also den Wünschen Ihrer königl. Hoheit nicht nachgeben. Ich werde dieser Sache die bestmöglichste Wendung geben, und obschon sie die vorhabenden Unterhandlungen unterbricht, hoffe ich doch, daß sie nicht ganz dadurch abgebrochen werden sollen. Ich bin u. s. w."

Man kann leicht denken, daß diese Antwort die Königinn sehr betrübte. Mein Bruder warf den Kopf in die Höhe und sagte: Im Grund ist ja auch das Unglück nicht so groß. Werde du Aebtissinn, so hast du nichts mehr zu fürchten, weder von dem Herzog von Weissenfels, noch dem Markgrafen von Schwedt. Es ist ja gar nicht der Mühe werth, daß die Königinn so ein Aufhebens davon macht! Ich bin der ganzen Wirthschaft müde, und will mich schon aus ihr heraus ziehen. Thue du, was du willst; ich habe mir in Rüksicht deiner nichts vorzuwerfen, ich habe alles gethan, um dich in England zu versorgen, nun ist es

Zeit, daß ich an mich denke. Die Zeit, mir durch Bitten und Thränen in den Ohren zu liegen, ist vorbei, ich habe nun genug gelitten, und du magst selbst sehen, wie du fertig wirst. — Diese Worte, die er mit einem scharfen spöttischen Wesen begleitete, thaten mir innig weh; anfangs suchte ich ihn zu besänftigen, aber seine rauhen und verächtlichen Antworten brachten mich endlich auch auf, ich sagte ihm einige Anzüglichkeiten, und wir gingen entzweit aus einander. Er sollte des folgenden Morgens sehr früh mit dem König nach Anspach abreisen; meines Unwillens ungeachtet, wollte ich zur Abwendung des gefürchteten Streiches noch einen Versuch machen, ich liebte ihn auch zu sehr, um lange über ihn zu zürnen, also ließ ich mich nach der Abendtafel noch einmal mit ihm ins Gespräch ein. Seine Antworten blieben immer gleich kalt, endlich sagte er: Ich weiß nicht, warum du mich quälst, dir mein Wort zu geben, daß ich zurückkehren will. Wer sagt dir denn, daß ich entfliehen will? Ich habe darüber nachgedacht, und den Plan aufgegeben. — Weil der König eintrat, hatte ich nicht Zeit, ihm zu antworten, sondern schloß ihn blos in die Arme. Er sagte mir leise: daß er vielleicht noch zu mir käme; aber ich erwartete ihn vergeblich in meinem Zimmer, noch mehr als eine Stunde lang, endlich brachte mir sein Kammerdiener ein Billet, das mit Entschuldigungen über sein Ausbleiben und Freundschaftsversicherungen angefüllt war.

Dieser Kammerdiener war ein junger Mensch, der, so lange er lebte, meinen Bruder bediente, und alle seine Leibesübungen, und sogar sein Exercitium mit ihm gemacht hatte; er hatte Verstand, und war ihm bis dahin unverbrüchlich treu gewesen. Unglücklicher Weise verliebte er sich in eine Kammerfrau der Königinn, eine geschwornen Feindinn der Ramen. Da ihn mein

Bruder sehr liebte, erlaubte er ihm, sie zu heirathen; kaum war das geschehen, so machte ihr die Ramen alle mögliche Schmeicheleien, und versprach ihr sogar, ihr Glück zu machen, wenn sie sich anheischig machte, ihren Mann dahin zu bewegen, daß er seinen Herrn an den König verrieth. Sie ließ sich von den Einblasungen der Megäre gewinnen, und erhielt von ihrem Mann, daß er des Königs Spion ward. Bis jezt hatte weder mein Bruder, noch sonst jemand etwas davon gemerkt, nun erfuhr er es bald auf eine, nur zu grausame, Weise.

Den folgenden Tag reiste der König nach Anspach ab. Die Unterredung, die ich mit meinem Bruder gehabt hatte, seine Art zu handeln, und meine Furcht, ließ mich diese Nacht kein Auge schliessen. Ich brachte sie mit meiner Hofmeisterinn in Gespräch und Thränen zu, denn wir sahen voraus, welches Unglück uns erwartete.

Des folgenden Tags schikte Herr Hotham meiner Mutter Grumbkows Briefe, die sie, nachdem sie selbige gelesen hatte, mir mittheilte. Es waren deren sechs oder sieben, drei in dem Monat Februar geschrieben, in welchem die Königinn, wie ich oben erzählte, so krank war. In jedem Brief sagte er: „Man spricht hier viel von der gefährlichen Krankheit der Königinn; es ist eine Komödie, die man spielt, um den König von England zu erweichen. Die ist wohl wie ein Fisch im Wasser (das war sein eigner Ausdruk); lassen Sie das nur, wenn Sie können, den König von England erfahren. Ich habe schon wieder zween meiner Creaturen angestellt, um dem Kronprinzen Possen zu spielen; fahren Sie nur fort, mir alles, was Sie von dieser Listigen Treiben an Ihrem Hofe merken, zu schreiben." — In einem andern Briefe sagte er: „Ich habe mit dem Freund — (das war Seckendorf) —

verabredet, daß er dem König sage, der Kronprinz sey mit dem Londoner Hofe in Briefwechsel. Schreiben Sie mir darüber einen Brief, den ich dem Dicken (das war der König) zeigen kann. Sorgen Sie nur für nichts, ich will Sie schon zu unterstüzen wissen, und dennoch sehen, daß wir nicht entdekt werden, denn ich mache ja mit dem Dicken alles, was ich will." Und dabei immer den Schlußreim: „Die Königinn befindet sich wie der Fisch im Wasser." Die andern Briefe waren vom Merz. Er schrieb: „Die Schritte von Seiten Englands, aber besonders des Prinzen von Wallis, sezen mich in das höchste Erstaunen. Was in aller Welt, lieber Reichenbach, soll die Gesandtschaft des Ritters Hotham heissen? Warum gibt man sich denn so viele Mühe, eine Prinzessinn zu heirathen, die so häßlich ist, wie der Teufel, kupfrig, ekelhaft und stumpfsinnig? ich begreife es nicht, wie dieser Prinz, der unter allem, was schön ist, die Wahl hat, sich mit so einem Mondkalb abgeben kann. Sein Schicksal thut mir in der Seele weh, und man sollte ihn wohl davon benachrichtigen. Ich überlasse Ihnen diese Sorge." Alle andern Briefe waren in einem ähnlichen Style geschrieben. Der Schreiber dieser Blätter drükte sich hinlänglich durch ihren Inhalt aus, er thats aber, wie die Zeitfolge bewieß, noch mehr.

Die Königinn nahm viermal die Woche in Monbijou Gesellschaft an. Dieses war ein kleiner Garten vor der Stadt, den sie nach ihrem Sinne verschönert hatte. Dort stellte sich Grumbkow fast allezeit ein, und zeigte durch seine Fassung mehr als zu gut, daß er fester wie jemals, in Gunst stehe.

An einem dieser Tage kam Katt zu mir, fragend, ob ich nichts an meinen Bruder zu bestellen hätte? er schicke ihm eine Staffete, und die Gelegenheit sey vollkommen sicher. Ich antwortete ihm, daß

ich erstaunt sey, ihn solche Dinge wagen zu sehen; wenn es der König erführe, kostete es ihn sein ganzes Glück, und zöge meinem Bruder bittern Verdruß zu; ich wenigstens würde dieser Staffete nichts anvertrauen. Einige Tage nachher kam die Bülow und einige andere wohlgesinnte Personen, und sagten, daß Katt in der ganzen Stadt die Nachricht ausprenge, der Kronprinz wolle entwischen; er rühme sich dabei der Gunst, in der er bei ihm stünde, und habe alles dieses Geschwäz vor durchaus verdächtigen Personen gewagt; er zeige zugleich allenthalben eine Dose mit meinem und meines Bruders Brustbild, und gebe sich dadurch ein Ansehen, welches ihm durchaus nicht gebühre. Ich war der Meinung, man sollte es der Königinn sagen, sowohl, um ihm Stillschweigen aufzulegen, als um ihm die Dose aus den Händen zu ziehen. Die Königinn erzürnte sich sehr über ihn, befahl der Bülow, ihm die Miniatur-Gemählde abzufordern, und ihm tüchtig den Kopf zu waschen. Er verweigerte standhaft, sie herauszugeben, versprach aber, sie nicht mehr zu zeigen. Er gestand Fräulein von Sonnsfeld, daß er das meinige nach einer Miniatur gemahlt hätte, die sie meinem Bruder geschenkt hatte, und dieser ihm aufzuheben anvertraute. Seit dieser Zeit mochte ihn weder die Königinn, noch ich, mehr recht leiden.

Eines Morgens bei meinem Erwachen sah ich die Ramen zu mir eintreten. Sie sagte mir, sie sey ausdrüklich gekommen, um mir etwas, das sie auf dem Herzen habe, anzuvertraun. Fräulein von Sonnsfeld wollte sich hinwegbegeben, allein sie bat sie, zu bleiben, weil die Sache sie anbeträfe. „Sie sind, sagte sie darauf, so betrübt, weil die Königinn Ihnen so schlecht begegnet? Danken Sie Gott dafür, denn es ist genug bei ihr gut angeschrieben zu seyn,

um fortgejagt zu werden. Ich habe nun davon nichts zu fürchten, denn ich habe einen guten Halt. Ich sehe wohl, daß Ihnen meine Schliche nicht fremd sind, und will sie Ihnen also eingestehen, aber hüten Sie sich wohl, davon mit der Königinn zu sprechen, sonst mögen Sie sich nur vor meiner Rache in Acht nehmen. Glauben Sies nur, der König erführe es sogleich, und würde gar keine Grenzen mehr kennen; die Königinn von der andern Seite, hat kein sehr grosses Genie, bei der erklärte ich alles, was Sie von mir sagen könnten, vor Verläumdung, und machte, daß alles Uebel, was Sie mir thun wollen, auf Sie zurückfiel. Es werden hier schrekliche Dinge vorgehen, und Sie werden in schrekliches Unglück gerathen. Nehmen Sie einen herzhaften Entschluß, denn Sie können sich nicht anders helfen, als indem Sie den Herzog von Weissenfels heirathen. Es ist ja auch endlich nicht eine so wichtige Sache, sich zu verheirathen! Die Königinn kenne ich, die tröstet sich endlich gewiß; der König wird Sie freundlich ansehen, und dann ist ihr alles andere recht." Hätte ich gedurft, so würde ich dieses unverschämte Weib aus dem Fenster geworfen haben; so mußte ich aber meinem Zorn zum Troz sanft mit ihr umgehen. Ich verstand ihr Geschwäz sogleich, und leider traf alles, was sie sagte, nur zu gut ein.

Ich komme nun wieder auf Grumbkow. Sein Schiksal war das eines Jeden, der sich Vorwürfe zu machen hat. Es gab Zeiten, wo ihn sein Gewissen nagte, dann war er finster. Er sollte, sowohl wie ich, den nächsten Sonntag das Abendmahl nehmen, und hatte den ganzen Tag den Hofprediger Jablonsky bei sich gehabt. Ich hatte diesen Tag den Kopf so voll von Geschäfften, daß ich dem Spiele früher ein Ende machte, und mich mit der Bülow ganz hinten im Garten niedersezte, um meinen schwermüthigen Ge-

danken ruhiger nachzuhängen. Unerwartet gesellte sich Grumbkow zu uns, und begann anfangs mit einer moralischen Rede, die mir in seinem Munde vorkam, wie die heilige Schrift im Munde des Teufels. Ich wollte meinen Plaz nicht sogleich verlassen, da ich aber das Mißtrauen der Königinn kannte, brach ich bald ab, und gieng wieder aufs Haus zu. Er folgte mir immer nach, und sagte endlich, daß es ihm sehr leid gethan hätte, mich und meinen Bruder von dem Könige so hart behandelt zu sehen, allein, fuhr er fort, der Prinz sollte auch dem Könige mehr nachgeben — und nun hielt er lezterem eine Lobrede. Ich schritt immer schneller zu, aber er ließ sich nicht unterbrechen, und sagte: ich hätte so viel Einfluß auf meinen Bruder, daß ich ihn gewiß zu seiner Pflicht zurükrufen könnte, er sey ein sehr liebenswürdiger Prinz, aber in schlechten Händen. Ich antwortete: daß mir die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern bekannt wären; wenn mein Bruder meinem Rathe folgte, würde er sie nie verlezen, und des Königs Willen, sobald er ihm bekannt wäre, gewiß immer erfüllen. Er wollte mir etwas erwiedern, allein verschiedne Damen, die uns entgegen kamen, brachen zu meiner grossen Freude das Gespräch ab. Herr Jablonsky hat mir seitdem gesagt, daß er diesen ganzen Tag in einer heftigen Bewegung war, und alles, was er ihm sagte, stand mit den nachmaligen Vorfällen in Verbindung.

An demselben Abend — es war der eilfte August, wie die Königinn neben der Bülow saß, und ihren Kopfpuz abnahm, hörten sie in dem Kabinet dieser Prinzessinn einen fürchterlichen Lärm. Das Cabinet war sehr schön, von oben bis unten mit Porzlanstreifen belegt, und mit vielen merkwürdigen Stücken, sowohl Steinen als Cristallen ausgeziert; alles goldne Geräthe der Krone, so wie der Schmuckkasten der Kö-

niginn befand sich darinn. Sie rief sogleich: ihr ganzes Porzellain wäre zerschlagen, man möchte sich darnach umsehen. Die Bülow gieng mit drei Kammerfrauen sogleich hinein, fanden aber nichts zerbrochen, noch in Unordnung gebracht. Dieser Lärm ward dreimal wiederholt, und darauf hörte man ein grosses Geräusch in einer Gallerie, die sich zwischen des Königs und der Königinn Zimmer befand, und an deren Ende eine Schildwache stand. Die Königinn sagte: Jezt wirds zu arg, ich muß selbst sehen, was das ist. Darauf nahmen sie alle Lichter in die Hand, und kaum waren sie aus der Thüre getreten, so hörten sie ganz nahe neben sich seufzen und ächzen, ohne irgend etwas zu sehen. Die Schildwache, die ganz nahe stand, antwortete auf die Frage, ob sie niemand wahrgenommen hätte? mit Nein, sagte aber, daß sie eben dasselbe Geräusch gehört hätte. Meine Mutter hatte viel Muth und Festigkeit, sie ließ rund umher alles durchsuchen, sogar die Zimmer des Königs, allein man fand nichts. Sie sowohl, als die, welche gegenwärtig waren, erzählten mir den folgenden Tag diesen Vorfall.

Wenige Tage darauf war bei der Königinn Concert. Ich begleitete dabei gewöhnlich mit dem Clavier und der Laute, und was in der Stadt von Liebhabern war, durfte sich daselbst einfinden. Wie ich lange genug Musik gemacht hatte, wollte ich mich in ein Zimmer begeben, wo die Damen Karte spielten, plözlich hält mich Katt auf, und sagt: um Gottes willen! geben Sie mir aus Liebe zum Kronprinzen einen Augenblik Gehör! ich bin in Verzweiflung, denn man hat mich bei der Königinn und Ihrer königl. Hoheit angeschwärzt, als hätte ich dem Kronprinzen den Plan zu entfliehen in Kopf gesezt. Ich schwöre es Ihrer königl. Hoheit, fuhr er fort, bei allem, was

es heiliges giebt, daß ohne mich die Sache schon geschehen wäre. Sie können von meiner Seite der Königinn keck versichern, daß ich dem Kronprinzen schlechtweg geschrieben habe, daß ich ihm, wenn er einen solchen Schritt thut, nicht folgen werde, und ich stehe mit meinem Kopf dafür, daß diesesmal nichts zu fürchten ist. — Ich sehe ihn schon, antwortete ich, auf den Schultern wackeln, und fürchte, er liegt Ihnen nächstens zu Füssen. Welche Freude finden Sie denn daran, überall auszusprengen, der Prinz wolle entfliehen, und wer hat Ihnen erlaubt, mein Bildniß in einer Dose zu tragen? — Was den ersten Punkt anbetrift, so habe ich nur mit Herrn von Levener davon gesprochen, und einigen andern Personen, die ich nicht für verdächtig hielt, den zweiten hielt ich nicht für wichtig, da ich das Portrait Ihrer königl. Hoheit selbst gemahlt, und es als meine Arbeit gezeigt habe. — Sie spielen ein gewagtes Spiel, antwortete ich, und ich fürchte, daß ich nur ein zu guter Prophet seyn werde! — Er veränderte die Farbe, und sagte nach einigem Nachdenken: Wenn ich unglüklich werde, ist es für eine gute Sach und der Kronprinz wird mich nicht verlassen. — Das war meine lezte Unterredung mit ihm, und das leztemal, daß ich ihn sah. Damals dachte ich nicht, daß ich so gut wahrsagen könnte! ich sagte ihm das alles, nur um ihn bescheidner und vorsichtiger zu machen.

Den folgenden Tag, als am fünfzehnten August, welches des Königs Geburtstag war, kam alles, um der Königinn Glück zu wünschen. Bei solchen Gelegenheiten war der Hof sehr zahlreich. Ich hatte abermals eine lange Unterredung mit Grumbkow, er hatte seine finstere Laune verabschiedet, und sein Gespräch betraf diesesmal die grossen Eigenschaften des Königs; er beschloß es mit den Worten: ich werde Ihnen näch-

stens zeigen, wie sehr ich Ihrer königl. Hoheit zugethan bin. Er sagte das auf eine so ausdrucksvolle Art, daß es mich erstaunte, und ich nicht begriff, was er sagen wollte. Die Bülow war auf dem Fuß, sich stets mit ihm zu necken, zuweilen gieng ihr Spaß sogar zu weit, so daß ich ihr oft sagte, sie sollte sich in Acht nehmen, aber ihre Lebhaftigkeit riß sie immer fort. Heute stritten sie wie gewöhnlich mit einander; Grumbkow beschloß aber sein Gespräch mit ihr, so wie er gegen mich gethan hatte, mit den Worten: „Sie werden in Kurzem erfahren, wie sehr ich ihr Freund bin."

Die Königinn hatte beschlossen, uns den folgenden Tag in Monbijou mit einem kleinen Feste zu überraschen, das gleichsam die zweite Feier von des Königs Geburtstag seyn sollte. Nie vergesse ich diesen Tag! — Sie hatte den Speise-Saal sowohl, wie die Tafel auf das Niedlichste verzieren lassen, und jeder fand unter seiner Serviette ein artiges Geschenk. Wir waren alle in der besten Laune, die beiden Hofmeisterinnen, die Gräfinn Finkenstein und die Bülow ausgenommen, welche den Mund nicht aufthaten. Nach der Abendtafel war Ball, und weil ich den Tanz sehr liebte, that ich mir, ohne nur zu sehen, was sonst um mich vorgieng, etwas Rechtes zu Gute. Die Bülow sagte verschiedne Male: „es ist spät, ich wollte, man hörte auf." — Ey, sagte ich, lassen Sie mir die Freude, heute recht satt zu tanzen, es wird so bald nicht wieder geschehen. — „Das möchte wohl möglich seyn!" antwortete sie, und ich fieng wieder von vorne an. Nach einer halben Stunde zog sie mich am Ermel: „Machen Sie doch einmal ein Ende! nun haben Sie genug. Sie sind so beschäfftigt, daß Sie weder hören noch sehen." — Aber was giebt es denn? fragte ich verwundert. — Sehen Sie doch die Königinn an! antwortete sie, und deutete auf meine Mutter, die in

einem Winkel des Zimmers mit ihrer Hofmeisterinn, der meinigen, und der Gräfinn Finkenstein leise sprach. Alle viere, blaß wie der Tod und in der sichtbarsten Bestürzung. Ich fragte sogleich, worauf es ankäme, und ob es meinen Bruder angienge? — Sie zukte die Achseln, und sagte, daß sie es nicht wüßte. Die Königinn wünschte endlich der ganzen Gesellschaft gute Nacht, und stieg mit mir in Wagen, sprach aber den ganzen Weg durch kein Wort. Ich bekam ein fürchterliches Herzklopfen, und befand mich in der unaussprechlichsten Unruhe, ohne ihr eine Frage machen zu dürfen. Kaum war ich in meinem Zimmer angelangt, so folterte ich meine Hofmeisterinn mit meinen Fragen, was vorgefallen sey? sie sagte mit Thränen im Auge: „Sie werden es früh genug erfahren.“ Da sie aber meine Beängstigung sah, fügte sie hinzu: „die Königinn habe ihr, um meiner Ruhe zu schonen, verboten, mir etwas von dem Vorgefallenen zu entdecken, da sie mich aber in diesem Zustande sähe, sey es besser, mir die Sache zu gestehen, als mich etwas noch Fürchterlicheres voraussezen zu lassen.“ Der König, fuhr sie fort, hat heute früh der Hofmeisterinn von Konnken eine Staffete mit der Nachricht geschikt, daß er, weil der Kronprinz habe entfliehen wollen, für gut gefunden habe, ihn festzusezen; sie sollte diesen Vorfall der Königinn um ihrer Gesundheit willen so behutsam wie möglich beibringen, und ihr dann den eingeschlossenen Brief überreichen. Es war, sezte sie hinzu, den eilften, daß der Kronprinz festgesezt ward, an eben dem Tage, wie die Königinn all' den Lärm in ihrem Kabinette, und in der Gallerie hörte.“ — Ich glaubte bei dieser traurigen Erzählung in Ohnmacht zu sinken. Mein Schmerz über das Unglück meines Bruders war ohne Grenzen, und ich brachte eine fürchterliche Nacht zu.

Gleich den andern Morgen ließ mich die Königinn rufen, und zeigte mir den Brief meines Vaters, dem man wohl ansah, daß er in der ersten Hize geschrieben war. „Ich habe, schrieb er, den Schurken festsezen lassen, und werde ihn, so wie es sein Verbrechen und seine Feigheit verdient, behandeln. Ich erkenne ihn nicht mehr für meinen Sohn, er hat sowohl mich, wie meine ganze Familie entehrt. — So ein Elender verdient nicht zu leben." — Die Königinn und ich waren in einem so fürchterlichen Zustande, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen. Die Königinn sagte mir weiter: daß Katt den vorigen Tag sehr in Geheim aufgehoben, und alle seine Papiere und Habschaft unter Siegel gelegt sey. Der Marschall Natzmer hatte, wie sie mir sagte, den Auftrag dazu gehabt. Da dieser Umstand sehr sonderbar ist, will ich ihn erläutern. Grumbkow war seit dem fünfzehnten von meines Bruders Verhaftnehmung unterrichtet, und hatte sich nicht enthalten können, gegen einige Personen, die ihn besuchten, seine Freude darüber an den Tag zu legen. Der dänische Gesandte, Herr Löwener, ward durch seine Spione davon unterrichtet, und rieth ihm sogleich in einem Billet, sich, so lange es noch Zeit sey, aus dem Staube zu machen. Katt gieng unverzüglich zu dem Marschall Natzmer, und bat um Erlaubniß, des folgenden Tages sehr früh nach Friedrichsfeld gehen zu dürfen, wohin ihn der Markgraf Albert zum Mittagsessen habe einladen lassen. Da Natzmer den Befehl des Königs noch nicht empfangen hatte, willigte er in seine Forderung. Katt hatte sich einen ganz besondern Sattel machen lassen, in welchem man Geld und allerlei Kleidung verwahren konnte; dieser war unglücklicher Weise noch nicht fertig, und hielt ihn lange auf; er verbrannte indeß seine Papiere, und eben wie er aufs Pferd steigen wollte, um

zu entfliehen, kam der Marschall und forderte ihm seinen Degen ab. Er hatte, nachdem er den Befehl des Königs erhielt, noch drei Stunden vergehen lassen, damit sie dieser Unglückliche zu seiner Flucht benuze, so daß er ganz erstaunt war, wie er ihn noch zugegen fand.

Wie der erste Schmerz bei der Königinn vorüber war, fragte sie mich, ob er mit mir von seinem Vorhaben gesprochen habe? Ich bejahte es, und erzählte ihr alle die Auftritte, die wir bei dieser Veranlassung gehabt hatten, und daß ich ihr nichts davon entdekt hätte, damit sie, wenn der Fall je statt fände, nicht mit darein verwikelt werden möchte, daß ich aber, nach den Versicherungen, die mir Katt vor zwei Tagen gegeben hatte, auf nichts wenigers, wie dieses, gefaßt gewesen sey. Was hat er aber, fuhr sie fort, aus unsern Briefen gemacht? wir sind verlohren, wenn man sie findet. — Ich habe ihn oft darüber gesprochen, war meine Antwort, und er versicherte mich immer, daß er sie verbrannt habe. — Ich kenne ihn besser, sagte die Königinn, und wollte wohl wetten, sie sind alle unter Katt's Papieren. — Das ist möglich, erwiederte ich, und in dem Fall ists um meinen Kopf geschehen. — Und um den meinen, antwortete meine Mutter; ich habe die Gräfinn Finkenstein holen lassen, um mit ihr und der Sonnsfeld zu sehen, was zu thun ist. — Wirklich erfuhren wir auch des andern Tages, daß meines Bruders Sachen alle bei Katt wären; die Offiziers, welche bei der Versieglung gegenwärtig gewesen waren, beschrieben mir sogar alle da vorgefundnen Kisten, und ich erkannte die Schatulle, die unsre Briefe enthielt. Nach vielem Nachsinnen beschloß endlich die Königinn, ihren Kapplan Reinbeck in dieser Sache zu gebrauchen. Er sollte den Marschall bitten, daß er ein Mittel auffinden

möchte, sie aus Katts Hause zu entfernen. Aber Reinbeck, der krank war, konnte nicht kommen. — Diese Briefe waren für uns von der äussersten Wichtigkeit; mehrere redeten von dem König in ziemlich starken Ausdrücken — ich wiederhole es nochmals, ich bereue tausendmal, daß ich es an Ehrfurcht gegen ihn habe fehlen lassen, aber ungeachtet meiner bösen Zunge behielt ich ihn immer lieb, und es war vielmehr, um durch einige gute Einfälle meinen Verstand zu zeigen, als aus bösem Herzen, daß ich es that. Doch ich lenke wieder ein.

Des andern Morgens sah ich die Gräfinn Finkenstein mit allen Zeichen der Bestürzung in mein Zimmer kommen. Sie rief mir zu: ich bin verloren! gestern, wie ich von der Königinn zu Hause komme, finde ich ein Kästchen mit Katts Wappen gesiegelt und an die Königinn adressirt in meinem Hause, bei beiden war dieses Billet. Sie reichte es mir zum Lesen, und ich fand folgende Worte darinn.

„Haben Sie die Güte, beigehende Schatulle der Königinn zu übergeben; sie enthält ihre und der Prinzessinn Briefe an den Kronprinzen." — Vier vertraute Männer, fuhr Frau von Finkenstein fort, brachten sie meinem Gesinde. Ich weiß mich zu nichts zu entschliessen, — soll ich der Königinn etwas davon sagen? soll ich sie dem König schicken? denn wenn ich das lezte nicht thue, kann ich mich nur gefaßt machen, Katt Gesellschaft zu leisten. — Wir baten und quälten sie so lange, daß sie sich endlich, obschon mit Furcht und Zittern, entschloß, die Königinn davon zu unterrichten. Meine Mutter war über diese gute Nachricht höchst erfreut, bis ein reiferes Nachdenken sie aufmerksam machte: wo sie diese Kiste hin thun sollte? Wenn man ein Geheimniß daraus machte, und Katt in seinem Verhör ihrer erwähnte, stürzte

man die Gräfinn Finkenstein ins Unglück, und die Königin stellte sich jedem Verdacht, und also der ganzen Wuth des Königs bloß, schaffte man sie aber öffentlich zur Königinn, so mußte es dem Könige zu Ohren kommen, und er würde die Königinn gezwungen haben, ihm die unselige Briefe als Werkzeug ihres eignen Unglücks auszuliefern. Nach manchem Hin und Herreden und sattsamen Abwägen entschloß man sich endlich zu dem Lezten, die Schatulle ward in Pontifikal der Königinn gebracht, und sie verschloß sie in Gegenwart aller ihrer Leute in ihr Kabinet.

Kaum war ein Hinderniß beseitigt, so entstand ein anderes: jezt kam es darauf an, sich der Briefe zu bemeistern. Die Königinn war der Meinung, sie zu verbrennen, und dem König ganz einfach zu sagen: da sie von gar keiner Wichtigkeit gewesen wären, hätte sie es nicht für nöthig gehalten, sie ihm zu zeigen. Dieser Vorschlag ward allgemein verworfen, und der Tag gieng mit lauter Debatten hin, ohne daß etwas beschlossen ward. Den folgenden Tag überlegte ich mit der Sonnsfeld von neuem, und endlich sagte ich: mir fällt noch ein Mittel ein, aber man müßte sich, um nichts zu wagen, sehr gut dabei benehmen. Man müßte das Siegel von diesem Kistchen, das nur von Leder ist, abnehmen, das Vorlegeschloß erbrechen, unsre Briefe herausnehmen, und andere schreiben, die wir an ihre Stelle legten. Ich glaube sogar, man wird das Siegel nicht zu zerbrechen brauchen, und wenn die Königinn verspricht, der Ramen nichts davon zu sagen, so mache ich mich anheischig, es ins Werk zu sezen. Fräulein von Sonnsfeld gab mir grossen Beifall, man schlug es der Königinn vor, und sie war es zufrieden; man machte ihr nun begreiflich, daß alles auf das Geheimniß ankäme, daß die Ramen, die viele Menschen sähe, ein Wort, das

Verdacht veranlaßte, entwischen lassen könnte, — die Königinn versprach ihr nichts zu sagen, und hielt Wort. Nachmittags schikte sie alle ihre Damen fort, und behielt mich allein bei sich. Da die Kiste für sie und mich zu schwer war, um sie zu tragen, mußten wir den Kammerdiener der Königinn mit in das Geheimniß ziehen; aber dabei wagten wir nichts, denn es war ein alter Diener von erprobter Zuneigung und Treue. Es war nicht möglich, die Stricke abzunehmen, ohne das Siegel zu zerbrechen, und dieses Hinderniß machte uns zittern! indem wir aber das Wappen betrachteten, welches sehr einfach war, und einen Hund, von vielem Waffengeräth umgeben, vorstellte, glaubten wir leicht, ein ähnliches finden zu können, wirklich ergab sichs auch, daß des Kammerdieners Pettschaft diesem sehr ähnlich war. Das Vorlegeschloß ward nun erbrochen, und wir kamen an die Untersuchung der Briefe.

Der Anblik dieser Papiere verursachte mir eine tödtliche Angst. Ich hatte oftmals heimlich an meinen Bruder geschrieben, und um nichts zu fürchten zu haben im Fall, daß die Briefe dem König in die Hände fielen, schrieben wir mit Zitronsaft; hielt man sie dann über das Feuer, so ward die Schrift leserlich. Meine Briefe enthielten meistens Schmähungen gegen die Ramen, und Klagen über ihren Einfluß über die Königinn. Der Eindruck, den die Königinn empfangen mußte, wenn sie ihr zu Gesichte kamen, konnte mir nicht anders, als sehr nachtheilig seyn. Das wäre aber bei alle dem doch geschehen, hätte mich nicht die Ankunft des Predigers Reinbeck, der sich in diesem Augenblick melden ließ, aus dieser Verlegenheit befreit. Da ihn die Königinn einige Tage vorher hatte rufen lassen, konnte sie sich nicht entbrechen, ihn zu empfangen. Sie war über alles, was vorgieng, so

bestürzt, daß sie mir beim Weggehen sagte: um Gottes Willen! verbrenne alle die verfluchten Briefe, und laß keinen einzigen übrig." — Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, sondern alle die meinigen, deren nicht weniger als fünfhundert an der Zahl waren, wurden dem Vulkan zum Opfer gebracht. Auf sie folgten die der Königinn, und sie kehrte eben zurük, als dieses schöne Stück Arbeit vollendet war. Jezt schritten wir zu der Durchsicht der übrigen Papiere. Wir fanden zwei Reisepässe eines Franzosen mit Namen: Ferrand, einen Brief meines Bruders an Katt, verschiedne andre ziemlich gleichgültige, einen Beutel mit tausend Pistolen, eine Menge Anmerkungen und Betrachtungen, die mein Bruder sowohl über die Moral als Geschichte gemacht hatte, und einige Kleinodien, sowohl von Gold als Edelsteinen. Der an Katt gerichtete Brief enthielt ungefähr folgende Ausdrücke: „Ich reise ab, lieber Katt, und habe meine Maßregeln so gut genommen, daß mir nichts droht. Meine Reise geht durch Leipzig, wo ich mich für einen Marquis d'Ambreville ausgebe. Keith ist schon benachrichtigt, und geht gerades Wegs nach England. Verlieren Sie keine Zeit, denn ich denke Sie in Leipzig zu finden. Adieu! Seyn Sie gutes Muths." Wir hielten es für gut, alles dieses zu verbrennen. Nun brachten wir mehrere Tage damit hin, Briefe von vielerley Datums zu schreiben. Aber wie wärs möglich gewesen, deren zwölf oder fünfzehnhundert heraus zu bringen? Wir nahmen Papier von jedem Jahrgang, und das Ganze ward so genau zusammengepreßt, daß der Teufel selbst nichts gemerkt haben würde. Ungeachtet aller unsrer Sorgfalt war die Kiste aber dennoch so leer, daß dieser Umstand uns verrathen hätte; die Königinn kam darauf, einen ganzen Kram von Dosen und andern Kleinigkeiten hinein zu stopfen — mir war

das nicht recht, ich hätte sie lieber mit Briefen ausgefüllt, und ich bot mich an; vor der Rückkehr des Königs noch einige hundert Stück zu schreiben, allein sie wollte es nicht. Der Kasten wurde also wieder zugeschlossen, und man sah gar nicht, daß er berührt worden war.

Der König kam den sieben und zwanzigsten Abends sieben Uhr an, sein Gesinde eine Weile vor ihm. Vergebens fragten wir nach meinem Bruder; niemand konnte uns von ihm Nachricht geben, noch sagen, wo er sey. Nur die Art, wie er gefangen genommen war, erzählten sie uns; da dieser Bericht mit allem, was mir mein Bruder mehrmals darüber sagte, übereinstimmt, so will ich ihn, nebst manchem andern Umstand, den er mir ausser diesem erzählte, jezt einrücken.

Wie er in Anspach ankam, beklagte er sich sogleich bei dem Markgrafen sehr bitter über die schlechte Behandlung des Königs. Nicht zufrieden, ihn im Innern des Familienkreises zu mißhandeln, hatte dieser ihn auch öffentlich beschimpft; er hatte ihm sogar mehrere Male wiederholt, was ich auch öfters gehört hatte: „hätte mein Vater mir begegnet, wie ich dir, so wär ich tausendmal davon gelaufen; aber du hast keinen Muth, und bist ein blosser Schurke." — Diese so oft wiederholten Worte brachten endlich den Prinzen zum Entschlusse. Er bat den Markgrafen, unter dem Vorwand eines Spazierritts, ihm eines seiner besten Pferde zu geben; da dieser aber etwas von seinem Vorhaben ahndete; wich er immer aus, und verschob diesen Ritt bis zu des Königs Abreise. Da mein Bruder diesen Anschlag vernichtet sah, machte er sogleich einen andern. Einige Meilen vor Anspach erhielt er die Staffete von Katt, deren ich schon erwähnt habe, den Inhalt der Briefe, welche sie ihm brachte, erfuhr ich

aber nie; er antwortete auf der Stelle, daß er in zweien Tagen zu entfliehen gedächte, und daß er sollte ein Gleiches thun. Im Haag wollten sie zusammen treffen; zugleich versicherte er ihn, daß seine Flucht gar nicht fehlschlagen könnte, und sezte man ihm nach, so böten ihm die Klöster auf seinem Wege eine Zuflucht dar. Er sendete die Antwort mit einer Staffete ab, vergaß aber unglücklicher Weise die Aufschrift nach Berlin zu machen; ein Vetter von Katt stand zehn oder zwölf Meilen davon auf Werbung, und die Staffete, anstatt nach Berlin zu gehen, lieferte diese Briefe diesem Katt aus.

Der König war indeß bis in die Nähe von Frankfurth gereist, wo er in einem Dorfe übernachtete, und genöthigt war, mit seinem ganzen Gefolg sein Lager in Scheunen aufzuschlagen. Meinem Bruder ward auch eine zu Theil, die er mit dem Obersten Rochow und seinem Kammerdiener theilen sollte. Der König hatte Keith's Bruder zum Pagen angenommen; da der junge Mensch sehr dumm war, hatte mein Bruder nicht für gut befunden, ihn von seinem Vorhaben zu unterrichten, wollte aber demunerachtet aus seiner Dummheit Vortheil ziehen; unter dem Vorwand in einem benachbarten Dorfe auf verliebte Abentheuer auszugehen, befahl er ihm, ihn früh um vier Uhr aufzuwecken, und ihm Pferde zu verschaffen, welches, weil den Tag gerade ein Pferdemarkt einfiel, sehr leicht war. Der Knabe that es, aber anstatt meinen Bruder zu wecken, verfehlte er das Bett, und wekte den Kammerdiener. Dieser Mensch hatte die Geistesgegenwart, nicht zu thun, als ob er etwas merke, und blieb ruhig liegen, um den Verfolg der Komödie abzuwarten. Mein Bruder sprang indeß auf, kleidete sich selbst an, und statt seiner Uniform, zog er eiu französisches Kleid an, worauf er ausgieng. Unverzüg-

lich benachrichtigte der Kammerdiener Rochow'n von dem Vorgang, der augenblicklich in der größten Bestürzung zu den Generalen von des Königs Gefolg lief, nämlich: den Generalen Bedenbruck, Waldow und Derchow; dieser lezte war der größte Spizbube, den die Erde je trug, er hatte alle Verdienste des Satanas, und war ausserdem meines Bruders geschworner Feind. Sogleich giengen sie alle viere aus, um ihn zu suchen, und nachdem sie den ganzen Flecken vergeblich durchgestöbert hatten, fanden sie ihn auf dem Pferdemarkt auf einen Wagen gelehnt. Seine französische Kleidung befremdete sie sogleich; anfangs fragten sie ihn sehr ehrerbietig, was er da mache? mein Bruder hat mir oft gesagt, daß ihn damals Wuth und Verzweiflung, sich entdekt zu sehen, zu dem Aeussersten hingerissen hätten; allein es fehlte ihm an Waffen. Er antwortete ihnen also sehr rauh. Rochow sagte ihm darauf: „Gnädiger Herr, der König ist aufgewacht, und will in einer halben Stunde abreisen, verändern Sie also, um Gottes Willen! Ihre Kleidung, ehe er Sie sieht." Mein Bruder verweigerte es, und sagte, er wolle spazieren gehen, und ehe der König abreise, wieder zurückkehren. Sie stritten noch, als Keith mit den Pferden, die mein Bruder bestellt hatte, ankam; er wollte sich auf eines derselben werfen, allein die Herrn umgaben ihn, führten ihn, mochte er wollen oder nicht, in die Scheune zurück, und zwangen ihn, seine Uniform wieder anzulegen. Er war wie ein Rasender, mußte sich aber doch bemeistern lassen. Abends kamen sie nach Frankfurth, und den Morgen darauf erhielt der König eine Staffete von Katt's Vetter, die ihm die Briefe meines Bruders überbrachte. Der König berief sogleich Rochow und Waldow, und theilte ihnen die empfangenen schönen Nachrichten mit. Wie man sagt, soll ihm der Kam-

merdiener damals schon den Vorgang des vergange-nen Morgens gemeldet haben; er befahl den beiden Herrn, auf meinen Bruder acht zu geben, und mit ihren Köpfen für ihn zu stehen; dann gebot er, ihn unverzüglich in die Yacht zu bringen, auf welcher er den Weg von Frankfurth nach Wesel zu Wasser zu-rückzulegen gedachte. Seine Befehle wurden sogleich vollzogen — es war der eilfte August.

Der König bestieg die Yacht erst den folgenden Morgen. Sobald er meinen Bruder erblikte, warf er sich auf ihn, und würde ihn erdrosselt haben, hätte ihn der General Waldow nicht seinen Händen entzo-gen. Er riß ihm die Haare aus, und schlug ihn in einem Augenblik ganz blutig. Auf die dringende Bitte dieser Herrn erhielten sie es endlich, meinen Bruder in ein anderes Schiff führen zu dürfen. Man nahm ihm seinen Degen, und alle seine Kleider, fand aber kein einziges Papier bei ihm; denn der Kammerdiener mei-nes Bruders hatte sich ihrer, ehe die Untersuchung vor-genommen wurde, bemächtigt, und sie in seiner Ge-genwart verbrannt — wodurch er denn der Königinn und mir einen grossen Dienst leistete. Ausserdem fiel während des ganzen Wegs nichts Merkwürdiges vor. Der König sah meinen Bruder nicht, schwor aber alle Tage, daß er sterben solle, und mein Bruder sann unaufhörlich auf Mittel, der Wachsamkeit seiner bei-den Begleiter zu entgehen.

Auf diese Weise kamen sie in Wesel an, wo ihm der König ausser den beiden schon erwähnten Herrn eine starke Wache gab, und ihn als Staatsgefangenen be-handelte. Tags darauf rief er ihn vor sich; es war niemand bei ihm, wie der General Mosel, ein tapfe-rer Offizier, und sehr redlicher Mann. Der König fragte ihn zum Anfang in wüthendem Tone, „warum er habe desertiren wollen?" das waren seine eignen

Ausdrücke. — Weil, antwortete der Prinz mit festem und sichern Ton, weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen Sklaven behandelt haben. — Du bist ein feiger Ausreisser, rief der König, der weder Ehre noch Muth hat. — Ich habe dessen so viel wie Sie, erwiederte der Prinz, und that nur was Sie, wie Sie mir mehr wie hundertmal gesagt haben, an meinem Plaze gethan haben würden. Durch diesen Ton auf das Aeusserste getrieben, zog der König seinen Degen, und würde meinen Bruder, ohne den General Mosel, der sich zwischen sie warf, durchbohrt haben. Dieser redliche Mann rief: tödten Sie mich mein König! aber schonen Sie Ihren Sohn! — Allen Bemühungen des Königs zum Troz, dekte er meinen Bruder so gut mit seinem Körper, daß er ihm nichts anhaben konnte. Seit diesem Tage ließ man sie nicht mehr zusammen kommen; man stellte dem Könige vor, daß er ja immer über das Leben meines Bruders verfügen könne, allein solche Behandlung sey durch das Christenthum verboten. Auf diese Vorstellung hin, verlangte der König nicht mehr, ihn zu sehen.

Er blieb nur einige Tage in Wesel, und sezte dann seinen Weg nach Berlin fort. Mein Bruder sollte ihm, auf seinen Befehl, nach vier Tagen folgen, weil er aber seinen beiden Argus nicht recht traute, gesellte er ihnen einen dritten, den General Dostowbey, der ein eben so grosser Schurke wie Derchow war. Ungeachtet des Königs Verbot erlaubten ihm Waldow und Rochow, Besuche anzunehmen; mein Bruder war in jenen Gegenden angebetet; seine Großmuth, Herablassung und Güte hatte ihm alle Herzen gewonnen. Die grausame Behandlung, die er vom König erfahren hatte, entschuldigte ihn, machte aber auch alles für sein Leben fürchten; auf diese Weise

fand er Leute genug, die ihr Leben gewagt hätten, um ihn zu befreien. Man hatte ihm schon Stricke verschaft, um aus den Fenstern zu steigen, und eine Bäuerinnen-Kleidung, um zu entfliehen, als der General Dostow alle seine schönen Plane zerstörte. Dieser, der einer von des Königs Günstlingen war, gedachte ihm recht den Hof zu machen, und nahm zu diesem Endzweck, unter dem Vorwand, Rochow und Waldow ihre Last zu erleichtern, die Bewachung des Prinzen über sich. Von dieser Zeit an war er so belagert, daß es ihm nicht mehr möglich war, sein Vorhaben ins Werk zu sezen. Man reiste also vier Tage nach dem König mit ihm ab, und führte ihn, seinen Befehlen zufolge, in einen kleinen, sechs oder sieben Meilen von Berlin gelegenen Ort.

Sobald der König angelangt war, begab sich meine Mutter allein zu ihm in sein Cabinet. Bei ihrem ersten Anblik sagte er ihr mit wüthendem Ton: Ihr Sohn ist todt — und gleich dazu: wo ist das Kistchen mit den Briefen? — Die Königinn brach sogleich in ein lautes Geschrei aus, und fragte, wie es möglich sey, daß er seinen Sohn seiner barbarischen Wuth aufgeopfert habe? — Er ist todt! wiederholte der König, und ich will das Kistchen. — Die Königinn holte es nun, und rief dabei ganz ausser sich: O mein Gott! mein Gott! Ich hörte alle dieses Klagegeschrei, das mir wie Dolchstiche durch das Herz fuhr. Kaum hatte der König die Kiste in Händen, so schlug er sie, ohne sich beim Aufschliessen weiter aufzuhalten, in Stücken, riß die Papiere heraus, und trug sie fort. Die Königinn verlor keinen Augenblik, sondern bemächtigte sich sogleich der Siegel, und alles dessen, was Verdacht erregen konnte, und gab es mir zum verbrennen. Nachher kam sie zu uns, und erzählte uns den Vorgang — Gott weiß, was ich bei

dieser schrecklichen Erzählung, die mit einem Thränen-Strom beendigt ward, empfand.

Indem trat der König ein. In der Ungewißheit über das Schikſal meines Bruders wußte ich nicht, was ich thun ſollte — ich nahte mich ihm mit meinen Geſchwiſtern, um ihm die Hand zu küſſen; allein kaum erblikte er mich, ſo ward er ganz ſchwarz vor Wuth, und verſezte mir drei ungeheure Fauſtſchläge ins Geſicht, von denen einer die Schläfe traf, ſo daß ich ſinnloß niederfiel, und mir den Kopf gegen einen Vorſprung der Wandbekleidung zerſchlagen hätte, wäre Fräulein von Sonnsfeld nicht ſo glücklich geweſen, mich bei dem Kopfpuz zu ergreifen. Der König wollte mich mit Füſſen treten, und ſeine Schläge wiederholen; allein die Königinn und meine Geſchwiſter bildeten einen Wall um mich her, und lieſſen ihn nicht an mich kommen. Eine meiner Schweſtern, die mich noch immer ohne Leben liegen ſah, holte ein Glas Waſſer und etwas Geiſtiges, um mich wieder zu mir ſelbſt zu bringen. Wegen des Königs, der ſich mit denen, die mich umgaben, umherbalgte, konnte man mich nicht einmal vom Boden aufheben, aber das viele Reiben und die ſtarken Dinge, die man anwendete, gaben mir das Leben wieder, ſo daß man mich endlich auf ein Taburet heben konnte, das ſich in dem Fenſter befand, an dem dieſer ganze Auftritt vorfiel. Wie viel lieber wäre ich in meinem bewußtloſen Zuſtande geblieben! es iſt mir nicht möglich, den troſtloſen Zuſtand, in welchen alle, die in dieſem Zimmer ſich befanden, verſezt waren, zu beſchreiben. Der König war halb erſtikt vor Zorn; ſein Blick war wild, ſein Geſicht aufgedunſen, und der Schaum lag auf ſeinen Lippen; die Königinn rang die Hände, und ſtieß das kläglichſte Geſchrei aus. Meine Geſchwiſter lagen vor dem König auf den Knien, ſelbſt das

kleinste, das nur drei Jahre alt war, und weinten und schluchzten. Frau von Konnken und die Sonnsfeld, blaß wie der Tod, und unfähig eine Sylbe zu sprechen — und ich.... ich glaube nicht, daß je eine Verzweiflung der meinigen gleich kam. Ein schrekliches Zittern schüttelte meinen ganzen Körper, und kalter Schweiß floß mein Gesicht herab. Der König hatte endlich seine erste Behauptung aufgegeben, und statt zu sagen: mein Bruder sey todt, schwor er bei allen Engeln und Teufeln, daß er ihn umbringen lassen wolle. Diese so oft wiederholten Worte erwekten mich endlich aus meiner Todesschwäche, und ich sagte laut: schenken Sie mir meines Bruders Leben, und ich heurathe sogleich den Herzog von Weissenfels. Seine Wuth verhinderte ihn, mich zu verstehen, und aus Furcht, daß ich diese zierlichen Worte wiederholen möchte, verstopfte mir Fräulein von Sonnsfeld den Mund mit einem Schnupftuche, gerade wie ich sie noch einmal wollte sagen. Nun ergoß sich der König in Schmähungen gegen mich, nach seiner Behauptung sollte ich an allem Uebel, das uns befallen hatte, schuld seyn, und mein Kopf sollte ihm dafür genugthun. Damals hätte er mir keinen grössern Dienst leisten können, als seine Drohung ins Werk zu richten. Mein Schmerz war so groß, daß ich die Welt mit Freuden verlassen hätte.

Während dieser Scene erblikte ich den armen Katt, den vier Gensdarmes zum König führten. Er war blaß und entstellt; bei meinem Anblik zog er den Hut ab, und ich bemerkte, daß sein Gesicht die größte Bestürzung ausdrükte. Man trug seinen und meines Bruders Koffer, die beyde versiegelt waren, hinter ihm her. Gleich darauf benachrichtigte man den König von seiner Gegenwart, und er eilte fort, wobei er stets rief: „nun werde ich endlich Beweise genug gegen den

Schurken von Friz erhalten, um ihm den Kopf wegpuzen zu können. — Die Hofmeisterinn der Königinn folgte ihm, desgleichen die Ramen; diese lezte ergriff seinen Arm und sagte: „Um Gotteswillen! wenn Sie den Kronprinzen umbringen wollen, so tödten Sie doch nicht die Königinn! Ich versichre Sie, sie hat von dieser Sache nichts gewußt, und mit guten Worten können Sie alles von ihr erhalten." — Die Hofmeisterinn redete in einem andern Ton; „bis jezt, sagte sie, thaten Sie sich etwas darauf zu gut, ein gerechter, frommer König zu seyn, und dafür seegnete Sie Gott; nun wollen Sie ein Tyrann werden — fürchten Sie sich vor Gottes Zorn! opfern Sie Ihren Sohn Ihrer Wuth, aber seyn Sie auch dann der göttlichen Rache gewiß. Gedenken Sie Peters des Grossen, und Philipps des Zweiten; sie starben ohne Nachkommenschaft und ihr Andenken ist den Menschen ein Gräuel. — Der König sah sie an: Sie sind sehr keck, mir solche Dinge zu sagen, sprach er, aber sie sind eine wackere Frau, und meinen es gut. Gehen Sie, und beruhigen meine Frau. Wirklich bewunderte ich den Eifer und den Muth dieser Dame, in einer solchen Zeit also zu sprechen, sie wagte es, darauf nach Spandau geschikt zu werden. Dagegen erstaunten wir über die Unverschämtheit, mit welcher die Ramen in der Königinn Gegenwart behauptete, daß diese von nichts unterrichtet sey. Man schleppte mich endlich aus dem Zimmer der Königinn — denn ich zitterte dergestalt, daß ich keinen Fuß aufstellen konnte — und brachte mich in ein anderes, wo der König nie hinkam.

Dieser hatte indeß Grumbkow, Mylius und Gerber in sein Zimmer berufen; der leztere war General-Fiskal, und ein sehr schlechter Mensch, der erstere, Generalauditor. Sobald der König eintrat, warf sich Katt auf die Knie; der König fiel über ihn her, ver-

fezte ihm mehrere Backenstreiche und Stokschläge ins Gesicht, trat ihn mit Füssen, und behandelte ihn auf die unwürdigste Weise. Nun fieng das Verhör an. Katt gestand sogleich, daß er mit dem Prinzen über seine Flucht übereingekommen wäre; allein gegen die Person des Königs, sogar gegen seine Angelegenheiten habe er nie einen Anschlag gehabt, ihre Absicht sey nur dahin gegangen, nach England zu fliehen, und sich, um gegen den Zorn des Königs geschüzt zu seyn, unter den Schuz dieser Krone zu begeben. Auf die Frage nach den Briefen der Königinn und den meinigen, sagte er, daß er sie auf Befehl meines Bruders der Königinn übermacht habe. Darauf befragte man ihn über mich, und ob ich von dem Plane unterrichtet gewesen sey? er verneinte es. Nun wollte man wissen, ob er nicht mit Briefen von dem Prinzen an mich beauftragt gewesen sey, und ob ich ihm nie welche für meinen Bruder zugestellt hätte? er antwortete, daß er sich erinnerte, mir einmal eines Sonntags, wie ich so eben aus dem Dom zurückgekehrt sey, einen Brief überreicht zu haben, sein Innhalt sey ihm aber nicht bekannt gewesen, und ich habe ihm nie einen anvertraut. Weiter gestand er, daß er mehreremale heimlich in Potsdamm gewesen sey, wo ihn dann der Lieutenant Span in die Stadt eingelassen habe, auch daß Keith um ihren Plan gewußt, und sie auf der Flucht habe begleiten sollen. Nach dem Verhör durchsuchte man meines Bruders und Katt's Koffer, man fand aber keinen einzigen Brief. Grumbkow, der uns diesesmal in seinen Nezen zu halten glaubte, war darüber in Verzweiflung, und sagte zum König: „Ihro Majestät! diese Teufels-Weiber sind klüger wie die Schlangen; — sie haben uns betrogen."

Der König begab sich wieder zur Königinn, und sagte zu ihr: Ich habe mich nicht geirrt. Ich wußte

wohl, daß Ihre unwürdige Tochter an dem Complotte Theil nahm. Katt gesteht so eben, daß er ihr Briefe zugestekt hat — ich werde sie streng verhören lassen. Befehlen Sie ihr in meinem Namen, das Zimmer nicht zu verlassen; spätestens in drei Tagen werde ich sie an einen Ort schaffen, wo sie ihre Fehler bereuen kann. Melden Sie ihr das, und befehlen ihr, sich gleich nach dem Verhör zur Abreise bereit zu halten. — Der König war während allen diesen Reden noch vor Zorn ausser sich. Die Königinn schwor bei allen Heiligen des Paradieses, daß Katt mir niemals einen Brief gebracht hätte, und bot sich an, mich darum fragen zu lassen. Man erinnere sich jezt, was ich über diesen Brief sagte, den ich, der Namen wegen, der Königinn nicht hätte können zeigen. Jezt hielt ich mich nun für verloren, und dieser Gedanke, statt mich zu erschrecken, war mir lieb. Um mich nicht mit der Königinn zu entzweien, beschloß ich mich keck durchzuschlagen, und antwortete der Frau von Konnken sogleich: daß ich mich wunderte, warum die Königinn aus diesem Brief ein Geheimniß machen wolle; er sei mir öffentlich eingehändigt worden, und habe nichts, wie die einfachsten Freundschaftsversicherungen enthalten. Ich hätte ihn zwar gleich verbrannt, aber ich erinnerte mich seines Innhalts so gut, daß ich, wenn der König es wünschte, jedes Wort niederschreiben könnte; die Königinn, der ich ihn damals wohl gezeigt hätte, müsse sich dessen nur nicht mehr erinnern. Frau von Konnken brachte diese Antwort dem König, der sich darauf fort begab, um dem Ende des Verhörs beizuwohnen. Ich beredete die Königinn so gut, den Brief gelesen zu haben, daß sie nicht den geringsten Zweifel dagegen hatte. Sie meldete mir mit einem Thränenstrom des Königs Befehl, und empfahl mir vor allen Dingen nur nichts in Rücksicht der Kiste

einzugestehen. Wenn ich nun aber einen Eid darauf ablegen soll — was ist dann zu thun? — Die Bedrängniß, in der wir sind, sagte sie, entschuldigt, was in andern Fällen unverzeihlich wäre. — Ich will in allen Stücken Ihnen gehorchen, sagte ich; aber nie kann ich etwas thun, das mein Gewissen verlezt. Der gute Gott wird mich nicht verlassen! ich werde lieber alles aufopfern, als Sie in Gefahr sezen, aber möge auch daraus erfolgen, was da wolle, einen falschen Schwur lege ich nicht ab. Darauf nahmen wir von einander Abschied. Sie hielt mich lange in ihren Armen, und wir trennten uns mit unendlichem Schmerz.

Die ganze Stadt war über den Jammer unsrer Familie bestürzt. Meine Geschichte ward auf allen Strassen erzählt, denn die Zimmer der Königinn waren im Erdgeschoß, die Fenster standen offen, und alle Vorübergehenden hatten den mit mir vorgefallenen Auftritt gesehen und gehört. Wie man mich in mein Zimmer trug, mußte ich durch einen Haufen Menschen gebracht werden, die alle weinten, und schrien. Da alles vergrössert wird, sagte man in mehrern Theilen der Stadt, daß ich todt sei, ja sogar auch mein Bruder, und das vermehrte noch die allgemeine Trostlosigkeit.

Ich brachte eine sehr traurige Nacht hin, in welcher mich die finstersten, traurigsten Bilder aufschrekten. Mein Schiksal kümmerte mich nicht, auch die gedrohte Abreise machte mir keine Sorge, aber mehr wie alles in der Welt fürchtete ich, von Fräulein von Sonnsfeld getrennt zu werden, und in fremde Hände zu fallen. Alle diese traurigen Betrachtungen hielten mich wach, bis man mir am Morgen die Nachricht brachte, daß die Wache vor meinem Zimmer verdoppelt sey. Kaum hatte ich das Bett verlassen, als die Ramen eintrat. Sie kam mit einem geflissentlich

traurigen Gesicht, mir im Namen der Königinn zu sagen, daß der König heute dieselben Menschen, welche Katt verhört hätten, auch zu mir senden würde, sie bäte mich daher, wohl Acht zu haben, und hofte, ich würde das ihr gegebene Versprechen genau halten. Man denke sich meine Verlegenheit, da ich einen solchen Auftrag durch eine verdächtige Person erhielt, die mich und die Königinn jeden Augenblik durch Verrath an den König ins Unglück bringen konnte. Sie sezte noch mit Heuchelei hinzu: die Königinn ist wegen dieses Verhörs in tausend Sorgen, denn sie glaubt nicht, daß Sie Festigkeit genug haben, es zu ertragen. — Ich weiß nicht, antwortete ich, wie es der Königinn einkommen kann, sich über so eine Geringfügigkeit zu beunruhigen. Ich brauche mich nicht zu fürchten, ich habe mit der Sache nichts zu thun gehabt, und läßt mich der König verhören, so sage ich, was ich von ihr weiß. — Ja, sagte sie, es gehen aber auch andere fürchterliche Dinge vor. Ihre Abreise ist beschlossen; man will Sie in ein Kloster führen, das zum heiligen Grab heißt, dort sollen Sie wie eine Staatsgefangene behandelt werden, man wird Ihnen Fräulein von Sonnsfeld und alle Ihre Leute nehmen, und Sie werden sehr zu beklagen seyn. Der König, antwortete ich, ist mein Vater und mein Herr; er kann nach Wohlgefallen über mich beschliessen. Ich vertraue auf Gott und meine Unschuld, und weiß zuverlässig, daß mich die Vorsehung nicht verlassen wird. — Sie haben nur deswegen so viel Muth, sagte sie darauf, weil Sie das alles nur für Drohungen halten, aber ich habe den Befehl des Königs zu Ihrer Verweisung mit eignen Augen, von seiner Hand unterzeichnet gesehen. Ausserdem sehen Sie ja wohl aus der Art, wie der König zu Werke geht, daß es sein Ernst ist. Die arme Bülow hat Befehl erhalten, in zwei Stunden

den Hof zu verlassen, sie und ihre ganze Familie ist nach Lithauen verwiesen. Der Lieutenant Span, der Katt heimlich in Potsdamm einließ, ist cassirt, und nach Spandau gebracht; eine Maitresse des Kronprinzen, die in Potsdamm wohnte, soll vom Henker gepeitscht und verbannt werden. Dühan (er war meinem Bruder, dessen Lehrmeister er gewesen war, sehr lieb) ist nach Memel verwiesen. Jaques (der Bibliothekar des Prinzen) eben dahin, und Ihre Hofmeisterinn hätte ein gleiches Schikfal gehabt, wäre sie nicht diesen Winter zum Glück mit der Königinn entzweit gewesen. — Dieser Zwist war darüber entstanden, daß die Sonnsfeld behauptet hatte, man habe Unrecht gehabt, auf Grumbkows Sturz zu beharren, es wäre besser gewesen, erst meine Heirath abzuschliessen, und dann an der Verabschiedung dieses Ministers zu arbeiten. Das hatte die Königinn verdrossen, die sie sehr übel behandelte. — Ich begreife noch nicht, wie ich das alles so gedultig anhören konnte; Gott giebt uns wirklich in Falle der Noth besondere Kraft. Meine Fassung rettete mich, und machte dieser Megäre glauben, daß ich entweder unschuldig sey, oder mich nicht muthlos würde machen lassen. Sie war aber sehr im Irrthum, meine Festigkeit war nur scheinbar, denn ich hatte die Verzweiflung im Herzen. Wie sie sich entfernt hatte, brachte ich mich nicht länger zu zwingen. Das Unglück so vieler wackern Leute gieng mir durchs Herz, das Unglück meines Bruders verursachte mir Todesangst, und die Trennung von meiner Hofmeisterinn erfüllte mich mit dem tiefsten Schmerz.

So gieng der ganze Tag hin. Von einer Stunde zur andern erwartete ich mein Verhör, und bei jedem kleinen Geräusch klopfte mir das Herz. Allein ich wartete vergebens, niemand erschien, und ich ward

endlich etwas ruhiger. Mein ganzes Gesicht sowohl, wie mein Körper, war von dem Fall, den ich gethan hatte, geschwollen und zerschellt, und ich war so ermattet, daß ich mich gegen den Abend niederlegen mußte.

Den Morgen darauf erneuerte die dienstfertige Ramen ihren Besuch. Sie wiederholte mir nochmals im Namen der Königinn ihre Ermahnung zur Standhaftigkeit, und sagte: mein Verhör habe noch nicht Statt finden können, weil man gesonnen sey, meinen Bruder mit Katt und mir zu confroniren, der Prinz würde also, um alle Unordnung, die daraus erfolgen könnte, zu vermeiden, erst in der Abenddämmerung nach Berlin gebracht werden. Ich antwortete wieder ganz im vorigen Ton. Der Königinn war dieses ganz unleidlich, sie hielt mich dergestalt von Furcht verblendet, daß ich gar nicht mehr wüßte, was ich sagte, und also bei der ersten Gelegenheit die ganze Geschichte mit der Kiste gestehen würde, denn anders konnte sie sich meine Behauptung, alles, was ich wüßte, einzugestehen, gar nicht erklären. Nachmittags schikte sie also ihren getreuen Kammerdiener an mich ab, um mich um Gottes willen zu bitten, daß ich nichts verrathen möchte. Ihm entdekte ich sogleich die Verlegenheit, in welche mich meine Mutter sezte, indem sie die Ramen mit solchen Aufträgen zu mir schikte. Ich bat ihn, die Königinn zu versichern, daß sie nichts zu fürchten hätte, daß ich nie etwas sagen würde, was ihr Ungelegenheit machen könnte, nur bäte ich sie, nicht so oft zu mir zu schicken, weil das bei dem Könige Verdacht erregen könnte, hätte sie mir aber etwas mitzutheilen, so sollte sie ihm den Auftrag geben, und nicht der Ramen, denn diese Frau wäre von der Briefgeschichte nicht unterrichtet, ich könnte mich also darüber mit ihr nicht erklären. Ich mußte die Sache auf

diesen Fuß nehmen, aus Furcht, die Königinn unmuthig zu machen, denn es hätte sie gewiß verdroffen, wenn sie wahrgenommen hätte, ich mißtraue dieser Frau.

Dieser Tag verstrich wie der vorige, und vergeblich blieb ich bis um ein Uhr in der Nacht am Fenster, um den Trost zu haben, meinen Bruder wenigstens nur vorbeigehen zu sehen. Der Gedanke, ihn zu sehen, flößte mir den lebhaftesten Wunsch ein, mit ihm im Verhör zusammengestellt zu werden. Er ward aber nicht erfüllt; der König änderte seinen Willen; man führte meinen Bruder am fünften September nach Küstrin ab, wo er in die Festung eingesperrt wurde; alle seine Leute, überhaupt alle seine Habseligkeiten wurden ihm genommen; er behielt nichts, wie das Kleid und das Hemd, das er auf dem Leib trug. Er erhielt keine Bedienung, und sta.. aller Beschäfftigung gab man ihm die Bibel und ein Gebetbuch. Seine Ausgaben wurden auf vier Groschen des Tags beschränkt; das Zimmer, das ihm zum Gefängniß diente, empfieng seine ganze Helle ans einer einzigen kleinen Lucke, und Licht erhielt er erst bei seinem Nachtessen, das ihm um sieben Uhr gereicht wurde; die übrige Zeit blieb er im Finstern. Welch ein grauenvolles Schikfal für einen Prinzen, der sich schon die allgemeine Hochachtung erworben hatte! So vieles Unglück mußte ihn durchaus nur erbittern.

Kurze Zeit nach seiner Ankunft in diesem traurigen Aufenthalt schikte der König Grumbkow, Mylius und Gerber, um ihn zu verhören. Seine Antworten stimmten mit Katts Aussage überein; allein anstatt Grumbkow, der gleichsam der Lenker seines Schikfals war, zu schonen, behandelte er ihn mit der kühnsten Geringschäzung, und sagte ihm die härtesten Dinge. Darauf zeigte man ihm die Kisten, und fragte, ob alle darinn enthalten gewesenen Stücke noch

vorhanden wären, oder Briefe daraus fehlen? Er glaubte, Katt würde die Papiere verbrannt haben, antwortete also in Rükſicht der Briefe bejahend, ſezte aber hinzu, daß viele Doſen und andere kleine Geräthſchaften darinn wären, die er nicht kenne, die alſo wahrſcheinlich Katt hineingelegt hätte. Dieſe Antwort öffnete ihnen die Augen, und entdekte ihnen den von uns geſpielten Betrug. Das Uebel war aber nun geſchehen, und ſie konnten ſich wohl vorſtellen, daß weder Drohungen noch Thätlichkeiten uns je bewegen würden, den Inhalt der Briefe zu geſtehen. Während des ganzen Verhörs, und ſogar im Protokoll gab man meinem Bruder nicht den Titel von königlicher Hoheit. Grumbkow und Seckendorf waren ſehr wohl überzeugt, daß meines Bruders Verbrechen ein bloſer Jugendſtreich ſey; als Kronprinz hätte er einen bloſſen Verweis verdient, ſie hielten alſo vor gut, den König zu überreden, daß er als Offizier zu behandeln ſey, und nannten ihn den ganzen Prozeß durch nur den Oberſten Friz, und aus dieſem Geſichtspunkt konnte er wirklich als Deſerteur angeſehen werden.

Sobald ihre Unterſuchung zu Ende war, giengen ſie nach Berlin zurück, und die von Katt ward von neuem vorgenommen. Mehr wie einmal war der König im Begriff, ihm die Folter geben zu laſſen; allein der General Wartensleben, ein warmer Freund von Seckendorf, verhinderte, daß man nicht zu dieſer Abſcheulichkeit ſchritt.

Mein Schikſal blieb ſich immer gleich. Jeden Abend nahm ich von Fräulein von Sonnsfeld und meinen Leuten den zärtlichſten Abſchied, denn ich wußte nicht, ob ich ſie je wieder ſah. Mein Geſchmeide, und alles, was ich an Koſtbarkeiten beſaß, hatte ich heimlich der Königinn geſchikt. Ich hatte mich noch nicht entſchlieſſen können, meines Bruders Briefe zu

verbrennen; daher hatte ich sie alle in ein Kästchen verwahrt, das ich jeden Abend der Hofmeisterinn meiner jüngern Schwestern zuschikte, denn da wußte ich, würde niemand sie suchen. — Kurz ich nahm alle mögliche Vorsicht, um nicht überrascht werden zu können.

Endlich reiste der König ab, und noch an demselben Abend begab sich die Königinn zu mir. Ihr Anblick brachte mich auser mir vor Freude! sie sagte mir, daß sie nicht mehr glaube, daß man mich nach heiligen Grabe bringen wolle, denn der König habe seit mehreren Tagen nicht mehr davon gesprochen, über meinen Bruder habe sie ihn auch ein Bischen besänftigt, indem sie alles, was vorgefallen war, Keith zur Last gelegt hätte. Vielleicht wird man neugierig seyn, sein Schikksal zu wissen.

Wie mein Bruder in Frankfurth verhaftet ward, befand sich der Fürst von Anhalt eben daselbst. Seit sich dieser Prinz mit Grumbkow entzweit hatte, war er völlig zu seinem Vortheil verändert, mischte sich in keine Intrigue mehr, und suchte einem jeden zu dienen; mir war es auch gelungen, ihn mit der Königinn und meinem Bruder auszusöhnen. Er sollte den König nach Wesel begleiten, und ich weiß nicht, aus welcher Ursache er seinen Pagen vorausschikte. Der erste Mensch, der diesem beim Eintritt in die Stadt vor Augen kam, war Keith, den er genau kannte, und wußte, wie gut er bei dem Kronprinzen stand. Ey mein Gott! rief er, ich bin erfreut, dich hier zu sehen; ich glaubte, du wärest schon in Gewahrsam. — Ich versteh nicht, was du meinst, antwortete jener, und wüßte nicht, womit ich so eine Behandlung verdient hätte. — Schon gut, sagte der Page, weißt du denn aber, daß der Kronprinz festgesezt ist? — Keith stellte sich ganz unbefangen, suchte aber die Un-

terredung zu beendigen, sezte sich sogleich zu Pferde, und eilte, unter dem Vorwand, einem Deserteur nachzusezen, mit verhängtem Zügel aus der Stadt. So langte er glüklich im Haag an, doch hatte er nur drei Stunden Vorsprung, und der Oberst Dümoulin, den der König ihm bei seiner Ankunft in Wesel sogleich nachschikte, kam unmittelbar nach ihm daselbst an. Sobald Keith Haag erreicht hatte, begab er sich unter des englischen Gesandten, Lord Chesterfields, Schuz, der ihn denn auch im Angesicht Dümoulins in das Paketboot führte, in welchem er England glücklich erreichte. Da dem Könige keine andere Rache an ihm übrig blieb, ließ er ihn in Wesel in Effigie hängen, seinen Bruder aber machte er zur Strafe, dem Kronprinzen, ohne des Königs Erlaubniß, Pferde zugeführt zu haben, zum Sergeanten.

Um diese Erzählung nicht zu unterbrechen, übergieng ich einen Umstand, der seitdem viel Einfluß auf mein Schiksal gehabt hat. Ehe der König Berlin verließ, erklärte er meiner Mutter, daß er meine vierte Schwester mit dem Erbprinzen von Bayreuth zu verheurathen gedenke; ja diese Heurath ward sogar öffentlich erklärt. Die Königinn war sehr froh darüber; denn seit sie diesen Prinzen dem König zu meinem Gemahl vorgeschlagen hatte, fürchtete sie sich immer, diese Heurath möchte wieder zur Sprache kommen, sobald man ihm aber meine Schwester zutheilte, war ihre Furcht ganz zerstreut, und eine Sorge gehoben. Während der kurzen Zeit, die sie in Berlin blieb, kam sie täglich zu mir; den Tag vor ihrer Abreise, sagte man ihr, Prinz Heinrich sei in Paris an einem hizigen Fieber gestorben; sie sagte mir diese Nachricht ganz leise ins Ohr, und ich antwortete: es thue mir sehr leid, und sey Schade, denn es sey ein Prinz von Verdiensten gewesen. Und mich freut's, sagte sie,

denn ich fürchtete immer, daß er Absichten auf dich hätte. — Jezt, da er mit meiner Schwester versprochen war, hatte es doch keinen Anschein, daß man sich noch einmal anders entschliessen würde, antwortete ich. Hierauf trennte sie sich von mir, nicht ohne viele Thränen, befahl meinen Schwestern und ihren Damen, mich von Zeit zu Zeit zu besuchen, und trug mir auf, meine Briefe an sie durch die Hände der Frau ihres Kammerdieners gehen zu lassen. Sie reiste den fünfzehnten September ab.

Ich gewöhnte mich recht gut an mein Gefängniß. Alle Tag zerstreute ich mich mit Lesen; der Morgen gehörte der Andacht, der Nachmittag und Abend dem Lesen unterrichtender Bücher, über die ich Anmerkungen und Betrachtungen aufsezte. Unerachtet meiner unaufhörlichen Besorgnisse für meinen Bruder fühlte ich doch eine wahrhaft philosophische Seelenruhe und war in die Rathschlüsse der Vorsehung vollkommen ergeben.

Eines Tages, wie ich meiner Gewohnheit nach beschäftigt war, trat meine Kammerfrau, dieselbe, deren ich schon mehrmals gedachte, eine redliche, treue, mir ganz ergebene Person, mit einem höchst bestürzten Gesicht in mein Zimmer. Was fehlt euch? rief ich erschrocken; soll ich vielleicht abreisen? — Nein Ihro Hoheit, antwortete sie, aber ich befinde mich in einer grausamen Verlegenheit. Ein Sergeant der Gensdarmes ist diesen Morgen zu meinem Mann gekommen, und hat ihm wollen ein kleines Paket für Ihro königl. Hoheit einhändigen. Ich weiß, daß man meinen Mann schon im Verdacht hat, weil er ihm gut war; ich weiß also nicht, ob er das Päckchen annehmen soll oder nicht, um so weniger, da wir der Treue des Sergeanten nicht gewiß sind. Indeß bin ich bereit, alles, was Sie befehlen, zu thun, und selbst mein

Leben in Ihrem Dienste zu wagen. — Wisset Ihr denn aber nicht, was das Päkchen enthält, fragte ich, und ob es von Wichtigkeit ist? — Der Sergeant, antwortete sie, hat meinem Manne gesagt, daß es ein Portrait sey. — Nun begriff ich sogleich, daß es dasselbe sey, welches mein Bruder Katt in Verwahrung gegeben; mir ward sogleich deutlich, welche unselige Folgen es haben müsse, wenn dieses Bildniß meinem Vater in die Hände fiele, der sogleich sagen würde, Katt sey mein Liebhaber gewesen, und habe mich gemißbraucht, ich bat also die Kammerfrau um Gottes willen, mir das Päkchen zu verschaffen; wirklich gab sie's auch den folgenden Tag in meine Hände, und die Sache blieb ein Geheimniß.

Zwei Tage darauf hatte sie einen neuen Schrecken. Ein Unbekannter brachte ihr einen Brief, in dem sie einen andern von meinem Bruder an mich eingeschlossen fand. Sie eilte, ihn mir zuzustellen, und ich empfieng ihn mit unglaublichem Herzklopfen. Er war mit Bleistift geschrieben, und enthielt Folgendes, wie ich es nach der Urschrift, die ich noch kostbar aufhebe, abgeschrieben habe.

Liebe theure Schwester!

„Dem Kriegsrathe gemäß, der so eben gehalten werden soll, wird man mich verkezern, denn um für einen Erzkezer zu gelten, bedarf es weiter nichts, als nicht in allen Stücken der Meinung des Herrn zu seyn. Du kannst dir also leicht denken, welch ein Ding man aus mir machen wird. Mich bekümmern die Bannflüche, die sie gegen mich schleudern mögen, gar wenig, wenn nur meine liebenswürdige Schwester kein falsches Zeugniß gegen mich ablegt. Wie froh bin ich, daß weder Riegel noch Gitter mich verhindert, dir meine vollkommenste Freundschaft zu bezeigen. Ja liebste Schwester, es giebt in diesem fast

völlig verdorbenen Jahrhundert noch Menschen, die redlich genug sind, mir die nöthigen Mittel zu verschaffen, um dir meine Ergebenheit zu bezeigen, und wenn ich weiß, daß du glücklich bist, liebste Schwester, so wird mir das Gefängniß ein Aufenthalt des Glücks und der Zufriedenheit werden. Chi a tempo, na vita — das diene uns zum Trost. Ich wünschte von Grund des Herzens keinen Dollmetscher zwischen uns zu bedürfen — möchten die glücklichen Stunden wiederkehren, wo Ihr Principe, und meine Principessa, (so hatten wir meine Laute und seine Flöte genannt) süsse Harmonien hervorbringen, oder, um deutlicher zu reden, wo ich dir mündlich sagen kann, daß nichts in der Welt meine Freundschaft für dich je vermindern wird. Adieu!"

„Der Gefangene."

Dieser Brief rührte mich unendlich, ich weinte von ganzem Herzen. „Mein Gott! sagte ich zu meiner Hofmeisterinn, wie beklage ich meinen armen Bruder! er scherzt noch bei alle seinem Unglück — und Gott weiß, was für Uebel man ihm bereitet. Ich muß ihm antworten! verbieten Sie mir diesen Trost nicht! Dieselbe Person, welche mir seinen Brief so glücklich überbrachte, wird auch Mittel finden, meine Antwort in seine Hände zu schaffen." — Fräulein von Sonnsfeld wollte meinem ersten Entzücken nicht widerstreben, nach und nach machte sie mir aber begreiflich, welcher Gefahr mich eine solche Unternehmung aussezte.

Der Kriegsrath ward indeß am ersten November versammelt. Da ich ohnehin Unruhe genug hatte, verbarg es mir meine Hofmeisterinn um so mehr, da sie wußte, daß meines Bruders Schicksal darinn entschieden werden sollte. Obschon ich damals mit dem, was sich begab, nicht bekannt war, will ich, um den

Faden der Geschichte nicht zu unterbrechen, die Entwiklung jener schreklichen Begebenheit hierher sezen.

Das Kriegsgericht ward in Potsdamm gehalten; es bestand aus zwei Generalmajoren, zwei Obersten, zwei Oberstlieutenants, zwei Majors, zwei Hauptleuten und zwei Lieutenants. Die ganze Armee mußte das Loos ziehen; denn jeder entschuldigte sich, dabei zu seyn. Es traf die General-Majors Dönhoff und Linger; die Obersten Derchow und Pamwitz; der Oberstlieutenants und Majors erinnere ich mich nicht mehr, aber die Hauptleute waren Einsiedel, und ein andrer aus dem Regimente des Königs. Sie gaben alle ihre Stimme durch eine Stelle aus der heiligen Schrift. Dönhoff und Linger stimmten auf Verzeihung, aber Einsiedel, Derchow und die andern, lauter Creaturen von Grumbkow und Günstlinge des Königs verurtheilten meinen Bruder und Katt zum Schafot — ein unerhörtes, ungeheures Urtheil für ein polizirtes Land. Nun machte Seckendorf den Vermittler, bat um Gnade für die beiden Verbrecher, besonders für meinen Bruder, die er aber nur sehr mühselig erhielt, denn die Wuth meines Vaters war aufs Höchste gestiegen, und für Katt konnte er nichts erlangen. Sein Urtheil ward ihm also verkündigt — ohne das Gesicht zu verändern, hörte er es mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit an. „Ich unterwerfe mich, sagte er, dem Willen des Königs und der Vorsehung. Ich kann ohne Schrecken sterben, denn ich habe mir nichts vorzuwerfen, und sterbe für eine schöne Sache.“ Darauf bereitete er sich mit Ergebung zu dieser schaudervollen Prüfung vor. Den folgenden Tag meldete man ihm, daß der König für gut fände, sein Urtheil an einem andern Orte vollziehen zu lassen. Diese Nachricht schien ihn in Verwunderung zu sezen, er gewann aber seine Fassung bald

wieder. Sobald er allein war, rief er dem wachthabenden Offizier, gab ihm die Dose, in welcher sich meines und meines Bruders Bildnisse, von seiner Hand gemahlt, befanden, und sagte: „behalten Sie sie, und gedenken meiner zuweilen; zeigen Sie aber diese Gemälde niemand, das könnte nach meinem Tode den erhabenen Personen, die sie darstelle Schaden thun." — Nachher schrieb er drei Briefe; an seinen Großvater, seinen Vater und seinen Schwager. Wie der Geistliche zu ihm kam, sagte er: „Ich habe vor Gott sehr gefehlt. Mein zu grosser Ehrgeiz hat mich zu vielen Fehlern verleitet, die ich von Herzen bereue. Ich traute meinem Glücke, die Gunst des Kronprinzen verblendete mich dergestalt, daß ich mich selbst nicht kannte. Jezt fühle ich die Eitelkeit aller irdischen Dinge, ich bereue meine Sünden, und wünsche den Tod als den einzigen Weg zu einem sichern und ewigen Glücke." — Der Tag gieng mit frommen Gesprächen hin. Gegen Abend kam der Major Schenk mit Thränen in den Augen, und sagte zu ihm: „Alles ist zu Ihrer Abreise bereit. Der König hat mir befohlen, bei Ihrer Hinrichtung gegenwärtig zu seyn, und Sie an den Ort, wo sie Statt haben soll, zu begleiten. Ich habe das traurige Amt zweimal abgelehnt, allein der König trug mirs so ausdrüklich auf, daß ich gehorchen muß. Wollte doch Gott, sein Herz hätte sich gewendet, und ich hätte Ihnen Gnade verkündigen können." Katt antwortete: „Sie sind sehr gut; aber ich möchte mein Schiksal nicht tauschen. Ich sterbe für einen Herrn, den ich liebe, und gebe ihm dadurch den größten Beweis von Ergebenheit, den man fordern kann, und mich erwartet eine Seeligkeit ohne Ende." — So stieg er lächelnd und heiter in den Wagen, und sagte mehrern Offiziers und gemeinen Gensdarmes, die sich, ihn vorbeigehen zu sehen, versammelt

hatten, Lebewohl. Erst früh um neun Uhr kam er nach Cüstrin. Das Blutgerüst war vor den Fenstern meines Bruders errichtet, vor diesem hatte man die Gitter abgenommen, und es erweitert, damit man mehr sehen konnte; das Gerüst war von gleicher Höhe, wie das Fenster, und nur einige Schritte davon entfernt. Sobald sie innerhalb der Festung waren, sagte Schenk: „Seyn Sie standhaft, lieber Katt, Ihnen steht eine grausame Prüfung bevor. Sie sind in Küstrin, und werden den Kronprinzen sehen." — Sagen Sie vielmehr, rief Katt, daß mir der größte Trost werden soll, den man mir schenken konnte. — Mein unglükkicher Bruder hatte indeß den Tag zuvor alle diese Vorkehrungen treffen sehen, ohne ihren Endzwek zu errathen, er erwartete sein eignes Todesurtheil. Früh kam der Festungs-Gouverneur, General Lepel, und der Präsident Münichow in sein Gefängniß, und bemühten sich, ihn so gut möglich zu der traurigen Nachricht, die sie ihm zu überbringen hatten, vorzubereiten. Man brachte ihm ein braunes ganz einfaches Kleid, ganz von demselben Stück, wie das, welches Katt trug — er hat es nachher nie mehr ablegen wollen, bis es ihm stückweise vom Leibe fiel. — Kaum hatte er gehört, was ihm bevorstand, als die schreklichste Verzweiflung ihn ergriff, aber sie stieg noch viel höher, wie man ihn nöthigte, an das Fenster zu gehen. Er wollte sich herausstürzen — man hielt ihn zurück. Nun rief er in der heftigsten Angst: „Um Gotteswillen, verschiebt die Hinrichtung! Ich will dem König schreiben, ich will mit aller Feierlichkeit der Krone entsagen, wenn ich nur Katts Leben erhalte. „Wie er ihn das Gerüst besteigen sah, rief er: Ich bin unglücklich, theurer Katt! Ich bin Ursache an deinem Unglück! O wär ich doch an deiner Stelle!" — Hätte ich tausend Leben, mein gütiger Fürst, ich opferte sie Ih-

nen auf, antwortete Katt, indem er niederkniete. Einer seiner Bedienten wollte ihm die Augen verbinden: er litt es nicht, erhob seinen Geist zu Gott und rief: Mein Gott, ich befehle dir meine Seele! — Kaum hatte er diese wenigen Worte ausgesprochen, als sein Kopf zu seinen Füssen lag, aber noch im Fallen strekte er seine Hand nach dem Fenster aus, wo mein Bruder stand. Der arme Prinz war in Ohnmacht gefallen; man trug ihn auf sein Bett, wo er mehrere Stunden sinnlos lag, und bei seinem Erwachen überfiel ihn ein heftiges Fieber. Sein Zustand ist nicht zu beschreiben! Katts Leichnam war so gelegen, daß er seinen Anblik gar nicht vermeiden konnte. Da man sich gar nicht zu helfen wußte, und die Aerzte für sein Leben fürchteten, berief man einen Geistlichen; allein alle diese heftigen Bewegungen beruhigten sich nicht, ehe seine Kräfte völlig erschöpft waren. Eine gänzliche Schwäche besänftigte einigermassen seinen stürmischen Schmerz, er vergoß Ströme von Thränen, und blieb lange in tiefer Schmermuth versunken; selbst jezt darf man dieses schrekliche Trauerspiel nicht gegen ihn erwähnen. Katts Leichnam blieb bis Sonnen Untergang auf dem Blutgerüst liegen, dann ward er in einem Winkel der Bastionen zur Erde bestattet. Ich rücke noch den Brief ein, den er an seinen Großvater schrieb, und Verse, die sich von seiner Hand an den Fensterscheiben seines Gefängnisses fanden.

Mein Herr und sehr geehrter Großvater!

Ich kann den Schmerz und die Besorgnisse, mit denen ich diese Zeilen schreibe, nicht ausdrücken. Ich, dem Sie fast ausschliessend Ihre Sorgfalt widmeten, ich, den Sie zum Werkzeug der Vergrösserung Ihrer Familie bestimmten, den Sie in Gesinnungen auferzogen, die ihn fähig machen sollten, dem Herrn und dem Nächsten zu dienen, der ich nie von Ihnen gieng,

ohne mit Ihrem Rathe beehrt zu werden, ich, der die Freude und die Stüze Ihres Alters seyn sollte — ich Elender ward die Quelle Ihrer Schmerzes und Ihres Kummers. Statt Sie durch gute Bothschaft zu erfreuen, muß ich Ihnen mein Todesurtheil melden, das man mir schon verkündigt hat. Lassen Sie sich mein trauriges Schikfal nicht zu sehr zu Herzen gehen! man muß sich dem Ausspruch der Vorsehung mit Ergebung unterwerfen; wenn sie uns durch Widerwärtigkeiten prüft, giebt sie uns auch Kraft, sie zu ertragen, und sogar sie zu überwinden. Bei Gott ist nichts unmöglich, er kann helfen, wenn er will. Ich seze all mein Vertrauen in dieses höchste Wesen, das das Herz des Königs noch jezt zur Huld wenden, und mir so viel Gnade erlangen machen kann, als ich Strenge erduldet habe. Ist es nicht sein Wille, so werde ich ihn darum nicht minder loben, denn er richtet alles zu unserm Besten ein. Ich unterwerfe mich also gedultig allem, was Ihr und anderer Einfluß von dem König erhalten kann. Indessen bitte ich Sie meiner vergangenen Fehler wegen tausendmal um Verzeihung, und hoffe, daß Gott, der den größten Sündern vergiebt, Barmherzigkeit mit mir haben wird. Sollten Sie nicht seinem Beispiel folgen, gegen den, der Sie darum anfleht,

Mein Herr und sehr geehrter Großvater,
als ihr unterthänigstgehorsamster
Sohn, Katt."

den 2 Nov. 1730.

Folgendes sind die Verse, die er auf sein Fenster schrieb. Es ist mehr Sinn als Poesie darinn.*)

*) Der Uebersezer verspricht auf Treu und Glauben, daß Katts Original unmöglich schlechter, wie die französische Uebersezung der guten Prinzessinn, und diese zweite Uebersezung, in die Sprache des Originals seyn kann.

Soll dein gut Gewissen Früchte tragen,
Nimm dir Zeit, und hab Geduld.
Willst du nach dieses Schreiber fragen,
Wird man den Namen Katt dir sagen,
Allzeit vergnügt und hoffnungsvoll."

Darunter stand:

„Demjenigen, der diese Zeilen zu lesen wünscht, sey kund, daß, der sie schrieb, den sechszehnten des Monats August 1730 auf Befehl seiner Majestät festgesezt ward. Er hofft noch auf seine Freiheit, obschon die Art, wie er bewacht ist, ihr etwas Schreckliches zu drohen scheint."

Ich kehre nun wieder zu meiner Geschichte zurück. Den fünften November, den Tag vor Katts Hinrichtung, an einem Sonntag Morgen, wie ich noch zu Bett war, und eben ruhig mein Gebet verrichtete, sagte man mir, Eversmann wollte auf Befehl des Königs mit mir reden. Es bestürzte mich sehr, dennoch ließ ich ihn eintreten. „Der König befiehlt Ihnen, fieng er an, einen der beiden Heurathsvorschläge, nämlich den Herzog von Weissenfels, oder den Markgrafen von Schwedt, anzunehmen. Ich soll Ihnen sagen, Sie hätten es seiner Huld zu danken, daß er Sie also geschont habe, denn er wisse sehr wohl, daß Sie an den Intriguen des Kronprinzen und Katts Theil genommen haben, ja sie haben es beide eingestanden. (Dieser Artikel war falsch.) Er ist gegen den Kronprinzen auf das Heftigste erbittert, und schwor noch gestern, ihm den Kopf vor die Füsse zu legen. Bedenken Ihre Hoheit wohl, was für eine Antwort Sie mir geben. Er schreitet, wenn Sie ihm nicht nachgeben, zu dem Aeussersten, und ich darf nicht alles sagen, was ich über diesen Gegenstand weiß." — Ich antwortete: der König ist mein Herr, er kann mit mir machen, was er will, aber er

kann mich nicht überweisen, an den Absichten meines Bruders Theil gehabt zu haben. Hätte er mich über diesen Punkt befragt, so würde ich meine Unschuld deutlich dargethan haben. Was aber die Heurathsvorschläge anbetrifft, so bitte ich, daß er diese Sache mit der Königinn ausmache. Sobald Sie einig sind, werde ich mich troz meines Abscheues ihrem Willen unterwerfen. — Von der Königinn ist nicht die Rede, fieng er wieder an. Der König will durchaus nicht, daß sie sich in diese Sachen mischen soll. — Der König, sagte ich wieder, kann doch nicht machen, daß sie nicht mehr meine Mutter ist. Warum will er denn durchaus mich verheurathen und unglüklich machen? Der Tod scheint tausendmal süsser, als die Angst, die ich täglich ausstehe, und wie der Fluch meines Vaters oder meiner Mutter, der mir täglich droht. — Nun so seyn Sie zufrieden. Bereiten Sie sich nur zum Tode, wenn Sie nicht nachgeben. Man wird des Kronprinzen und Katts Prozeß aufhalten, dann von Neuem anfangen, und Sie mit hinein ziehen. Ein Opfer muß man dem Zorn des Königs hingeben, so falle denn die Wahl auf Sie. — Ich bin zu meinem Schiksal bereit, antwortete ich, die Welt ist mir gleichgültig, ich habe so viele Widerwärtigkeiten erduldet, daß ich ohne Mühe den irrdischen Eitelkeiten entsage, und den Tod mit mehr Freude als Furcht erwarten werde. — Was soll aber aus dem Kronprinzen werden? fragte er wieder. — Das weiß ich nicht, wenn ich aber einmal sterben soll, so bekümmere ich mich weiter um nichts. — Hiemit endigte diese traurige Unterredung. Eversmann sagte mir noch bei seinem Fortgehen: der König würde noch durch andere mit mir sprechen lassen, und er befehle mir ausdrüklich, der Königinn von dem, was vorgieng, nichts zu sagen.

Ich war dermassen bewegt, daß mein ganzes Bett unter mir zitterte. Man verbarg mir, daß das Kriegsgericht geschlossen sey, und das vermehrte meine Bestürzung, weil ich fürchtete, daß meine Weigerung meinem Bruder schaden könne. Ich war entschlossen, abzuwarten, was die andern, die mein Vater zu mir schiken wollte, sagen würden, um dennoch einen Entschluß zu fassen, denn Eversmann hielt ich zu weit unter mir, um ihm eine entscheidende Antwort zu geben. Ich theilte meiner Hofmeisterinn den Vorfall sogleich mit; wir schlossen beide, daß es nöthig sey, die Königinn davon zu benachrichtigen, und ihre Befehle einzuholen. Der gewöhnliche Weg, den unsre Briefe giengen, war nicht sicher; hinschicken durfte ich niemanden — man mußte also ein anders Hülfsmittel finden, und ich fiel auf folgende List: die Königinn hatte eine Fräulein von Konnken, eine Tochter der Oberhofmeisterinn, statt der Bülow in Dienst genommen; sie war ein Mädchen voll Verdienst und Karakter, diese bat ich, heimlich zu mir zu kommen. Da man an eine der Thüren meiner Zimmer, die zu denen meiner Schwestern führte, eine Wache zu stellen vergessen hatte, konnten die Damen der Königinn zu mir kommen, wenn sie durch diese Zimmer giengen. Sobald die Konnken zu mir kam, erzählte ich ihr jeden Umstand des Vorfalls, und machte ihr die Nothwendigkeit, die Königinn davon zu benachrichtigen, begreiflich. „Ich habe, fuhr ich dann fort, ein Mittel dazu gefunden. Sie schicken Ihrer Mutter Käse, wir schneiden einen von einander, legen den Brief hinein, und können ihn dann wieder zusammenkleben, daß niemand etwas davon merkt. Wenn man das Kistchen aufmacht, kann niemand etwas gewahr werden, und man wagt gar nichts.“ Es kostete mich unglaublich viel Mühe, die Konnken dazu zu bereden, denn

kann mich nicht überweisen, an den Absichten meines Bruders Theil gehabt zu haben. Hätte er mich über diesen Punkt befragt, so würde ich meine Unschuld deutlich dargethan haben. Was aber die Heurathsvorschläge anbetrifft, so bitte ich, daß er diese Sache mit der Königinn ausmache. Sobald Sie einig sind, werde ich mich troz meines Abscheues ihrem Willen unterwerfen. — Von der Königinn ist nicht die Rede, fieng er wieder an. Der König will durchaus nicht, daß sie sich in diese Sachen mischen soll. — Der König, sagte ich wieder, kann doch nicht machen, daß sie nicht mehr meine Mutter ist. Warum will er denn durchaus mich verheurathen und unglüklich machen? Der Tod scheint tausendmal süsser, als die Angst, die ich täglich ausstehe, und wie der Fluch meines Vaters oder meiner Mutter, der mir täglich droht. — Nun so seyn Sie zufrieden. Bereiten Sie sich nur zum Tode, wenn Sie nicht nachgeben. Man wird des Kronprinzen und Katts Prozeß aufhalten, dann von Neuem anfangen, und Sie mit hinein ziehen. Ein Opfer muß man dem Zorn des Königs hingeben, so falle denn die Wahl auf Sie. — Ich bin zu meinem Schikfal bereit, antwortete ich, die Welt ist mir gleichgültig, ich habe so viele Widerwärtigkeiten erduldet, daß ich ohne Mühe den irrdischen Eitelkeiten entsage, und den Tod mit mehr Freude als Furcht erwarten werde. — Was soll aber aus dem Kronprinzen werden? fragte er wieder. — Das weiß ich nicht, wenn ich aber einmal sterben soll, so bekümmere ich mich weiter um nichts. — Hiemit endigte diese traurige Unterredung. Eversmann sagte mir noch bei seinem Fortgehen: der König würde noch durch andere mit mir sprechen lassen, und er befehle mir ausdrüklich, der Königinn von dem, was vorgieng, nichts zu sagen.

Ich war dermassen bewegt, daß mein ganzes Bett unter mir zitterte. Man verbarg mir, daß das Kriegsgericht geschlossen sey, und das vermehrte meine Bestürzung, weil ich fürchtete, daß meine Weigerung meinem Bruder schaden könne. Ich war entschlossen, abzuwarten, was die andern, die mein Vater zu mir schiken wollte, sagen würden, um dennoch einen Entschluß zu fassen, denn Eversmann hielt ich zu weit unter mir, um ihm eine entscheidende Antwort zu geben. Ich theilte meiner Hofmeisterinn den Vorfall sogleich mit; wir schlossen beide, daß es nöthig sey, die Königinn davon zu benachrichtigen, und ihre Befehle einzuholen. Der gewöhnliche Weg, den unsre Briefe giengen, war nicht sicher; hinschicken durfte ich niemanden — man mußte also ein anders Hülfsmittel finden, und ich fiel auf folgende List: die Königinn hatte eine Fräulein von Konnken, eine Tochter der Oberhofmeisterinn, statt der Bülow in Dienst genommen; sie war ein Mädchen voll Verdienst und Karakter, diese bat ich, heimlich zu mir zu kommen. Da man an eine der Thüren meiner Zimmer, die zu denen meiner Schwestern führte, eine Wache zu stellen vergessen hatte, konnten die Damen der Königinn zu mir kommen, wenn sie durch diese Zimmer giengen. Sobald die Konnken zu mir kam, erzählte ich ihr jeden Umstand des Vorfalls, und machte ihr die Nothwendigkeit, die Königinn davon zu benachrichtigen, begreiflich. „Ich habe, fuhr ich dann fort, ein Mittel dazu gefunden. Sie schicken Ihrer Mutter Käse, wir schneiden einen von einander, legen den Brief hinein, und können ihn dann wieder zusammenkleben, daß niemand etwas davon merkt. Wenn man das Kistchen aufmacht, kann niemand etwas gewahr werden, und man wagt gar nichts.“ Es kostete mich unglaublich viel Mühe, die Konnken dazu zu bereden, denn

die Hinrichtungen und Verhaftnehmungen, die täglich Statt fanden, verbreiteten allgemeinen Schrecken. Endlich gelang es mir doch, und ich schikte meinen Brief auf die verabredete Weise ab.

Den folgenden Tag, als am sechsten November, den Tag vor Katts Hinrichtung, kam Eversmann gegen Abend zu meiner Hofmeisterinn, und befahl ihr im Namen des Königs, mich zu der Heurath mit dem Herzog von Weissenfels zu bereden, führe sie aber fort, ihm zu ungehorsamen, so schicke er sie nach Spandau, oder es könne ihr noch etwas viel Aergeres widerfahren. Sie antwortete ohne Bedenken: ich bin bereit, den Hof zu verlassen, sobald es der König befiehlt, aber in seine Heurath mische ich mich nicht. Die Königinn trug mir die Erziehung der Prinzessinn auf, nicht ihr Heurathen in den Kopf zu sezen; sagen Sie ihm: er habe mich gegen meinen Willen an meinen Plaz gesezt, ich wiederholte ihm vergeblich, daß ich nicht geschikt sey, eine junge Fürstinn zu erziehen, und so lieb und werth mir die Prinzessinn ist, werde ich keinen Augenblik anstehen, meinen Abschied zu fordern, weit lieber, als Dinge thun, die auser meinem Wirkungskreise liegen." — Haben Sie vergessen, was sich heute früh zugetragen hat? Man schreibt mir, daß der König aufgebrachter ist, als jemals, nehmen Sie sich in Acht, daß er seine Drohungen an Ihnen und der Prinzessinn nicht ausführt. — Hüten Sie sich, unterbrach ihn die Sonnsfeld, von allem diesen der Prinzessinn etwas zu sagen, ich habe es ihr verschwiegen, weil ihre Gesundheit schon so angegriffen ist, daß der kleinste Stoß sie vollends niederwerfen kann. Was mich anbetrifft, so erwarte ich standhaft alles, was die Vorsehung über mich beschliessen wird. — Sie wiederholte mir, das, was die Hinrichtung betraf, ausgenommen, dieses ganze Gespräch Wort für Wort. Ich

war so krank, daß ich das Bett hüten müßte, ich sagte ihr: Sie haben recht gethan, und ich weiß wohl, was mir nun zu thun geziemt.

Den Tag darauf besuchte mich Frau von Rocoul. Diese Dame hatte, obwohl sie schon über siebzig Jahr alt war, noch die Aufsicht über meine kleinen Geschwister. Es war eine gute redliche Frau! ihre Tochter war bei meiner ältesten Schwester, ich weiß aber nicht, warum dieses Mädchen mich haßte, denn ich hatte ihr nie etwas zu leid gethan; da sie nun aber ihre alte Mutter beherrschte, konnte ich dieser, so sehr ich sie schäzte, nicht recht trauen. Jezt kam sie, mir im Namen meiner Mutter eine Schachtel mit Käsen zu bringen; hier liebes Kind, sagte sie, da sind Käse, welche Ihnen die Königinn sendet, sie sind an mich adressirt gewesen, und in einem davon stekt ein Brief. Mir stieg der Kamm über die Unvorsichtigkeit meiner Mutter, ich begriff aber wohl, daß es nicht Zeit zum Mistrauen sey, suchte also den Brief heraus, und las, wie folgt: „du bist ein furchtsamer Hase, der sich vor allem erschrikt. Bedenke, daß ich dir meinen Fluch gebe, wenn du in das, was man von dir fordert, einwilligst. Um Zeit zu gewinnen, stelle dich krank an.“ — Ich konnte nicht umhin, der Frau von Rocoul das Billet zu zeigen, bat sie aber, niemand etwas davon zu sagen. Sobald sie fort war, berathschlagte ich mit Fr. von Sonnsfeld, was zu machen sey? und wir beschlossen endlich der Königinn zu gehorchen. Meine Kammerfrau, von deren Treue ich gewiß war, ward unterrichtet, und ich wartete die Mahlzeit ab, um meine Komödie zu spielen. — Das war nun aber wohl eine Gefangenen-Mahlzeit! Kaum konnte man seinen Hunger davon stillen, sie bestand aus Knochen ohne Fleisch, mit Wasser und Salz bereitet. Kaum saß ich am Tisch, so beklagte ich mich über Uebelsein, und

bald darauf fiel ich langsam vom Stuhl herab. — Meine Leute liefen voll Schrecken von allen Seiten nach Hülfe; meine Schwestern und alle Damen der Königinn versammelten sich um mich her; man brachte mich zu Bett, und ich blieb zwei Stunden ohne Bewegung darauf liegen. Endlich hielt man mich für todt, und alle Welt schrie und weinte. Gott weiß, wie schwer mir das Possenspiel ward! aber die Nothwendigkeit zwang mich, gut oder übel, es durchzusezen. Nach und nach that ich nun, als käme ich wieder zu mir, mußte aber den ganzen Tag im Bette bleiben.

Tags darauf brachte mir Eversmann sein fatales Gesicht wieder vor die Augen. Er hatte in Wusterhausen gehört, daß ich krank sey, und kam nun, um auszuhorchen, ob es auch wirklich wahr sey. Man hatte die Vorsicht gebraucht, mir heisse Blechkugeln in die Hand zu geben, wie er also herankam, that ich, als könnte ich nicht sprechen, sondern sagte nur: ich hätte heftiges Fieber und brennende Hize, zugleich reichte ich ihm eine meiner Hände. Er wunderte sich und sagte: sie ist schrecklich heiß — wie kommt es, daß noch kein Arzt herbeigerufen ist? — Ich wußte nicht, ob es mir ohne Einwilligung des Königs erlaubt sey, und habe deswegen an die Königinn geschrieben, bemerkte Fr. von Sonnsfeld. Er verließ mich, und indem er Fräulein von Sonnsfeld bei Seite zog, sagte er: ich hatte Ihnen im Namen des Königs geboten, der Königinn von allem, was die Prinzessinn angieng, nichts zu sagen. Sie haben es dennoch gethan. Er hat mir gestern wie einem Buben begegnet, das ist mir aber ganz einerlei. Sagte ichs dem König wieder, so hieng es nur von mir ab, Sie nach Spandau schicken zu machen, und spricht die Königinn mit ihm davon, so können Sie und Ihre Prinzessinn sich nur dahin reisefertig machen. — Fräulein von Sonnsfeld wußte

nicht, was sie ihm antworten sollte, indem er fortgieng, ersparte er ihr aber die Mühe. Sie kam darauf voll Bestürzung zu mir, und erzählte mir die Sache. Mein Schrecken gab dem ihrigen nichts nach, wir brachten den ganzen Tag und die nächste Nacht in tödtlicher Angst zu, sie beunruhigte sich für mich und ich mich für sie. Hätte ich Katts Schiksal gewußt, so wär es noch schlimmer gewesen, man verbarg mir es aber, denn da meine Hofmeisterinn mein gutes Herz kannte, so fürchtete sie, daß ein so schrekliches Beispiel von dem Zorn des Königs mich furchtsam machen würde. Sie hatte auch nicht Unrecht, denn ich wär ewig untröstlich gewesen, hätte ich mir durch meinen Eigensinn das Unglück dieser Dame vorzuwerfen gehabt. Grosser Gott, was litt ich damals! Mein Bruder kam mir nicht aus dem Sinne, und ich sah mich jeden Augenblik in Gefahr, so wie er, behandelt zu werden. Der Kummer, dem ich alle, die mir ergeben waren, ausgezte, war mir unleidlich, und ich beschloß damals ganz fest, unter der Bedingung, daß der König meinem Bruder verzeihen sollte, jede Forderung zu bewilligen. Auf die Königinn konnte ich nicht zählen. Ihre unaufhörlichen Unvorsichtigkeiten, und das wenige Ansehen, welches sie bei dem Könige genoß, benahmen mir von ihrer Seite alle Hoffnung. Wahrscheinlich hatte man dem Könige gesagt, daß die Damen meiner Mutter mich besuchten; man entriß mir also auch diesen Trost, und ich sah niemand mehr, wie meine Schwestern, die blosse Kinder waren. Dabei mußte ich, um die Kranke zu spielen, von früh bis Abend im Bett bleiben, ich konnte nicht einmal in Ruhe lesen, denn der Teufels-Eversmann kam alle Augenblik, um mir mit seinem Herzog von Weissenfels in den Ohren zu liegen.

Eine gute Nachricht, die um diese Zeit eintraf

gab mir einen Theil meiner Ruhe wieder. Ich erwähnte oben, daß der Schmerz über Katts Tod meinem Bruder eine heftige Krankheit zugezogen hatte. Seine gute Leibesbeschaffenheit rettete ihm das Leben. Grumbkow, der das Werkzeug seines Unglüks gewesen war, wollte es auch von seiner Freiheit seyn; er beredete also den König, ihn nach Küstrin reisen zu lassen. Statt den Prinzen, wie er das vorigemal gethan hatte, mit Ungezogenheit zu behandeln, nahte er sich ihm voll Ehrerbietung, beklagte sein Unglück, sagte, daß er und Seckendorf alles Mögliche gethan hätten, um Katt zu retten, und rieth ihm endlich, in einem Ton der Unterwerfung an den König zu schreiben, in welchem Falle er ihm verspräche, so thätig mitzuwirken, daß er gewiß Verzeihung erhalten würde. Nur mit der größten Mühe konnte er meinen Bruder zu diesem Schritte bewegen; es gelang ihm endlich, indem er dem Prinzen den Kummer vorstellte, den meine Mutter um seinetwillen litt, und so beredete er ihn, zu schreiben. Was mit mir indeß alles vorgefallen war, wußte er gar nicht, erfuhr es auch erst durch mich selbst. Grumbkow hielt Wort; er ward den zwölften November aus der Festung befreit, und erhielt die Stadt zum Gefängniß. Der König gab ihm drei Civilisten zu Gesellschaftern; die Herrn Wollen, Rovedel und Natzmer; seine Ausgaben wurden auf eine sehr kleine Summe beschränkt, alle Ergözlichkeiten wurden ihm untersagt, und er durfte weder lesen, schreiben, noch französisch sprechen. Es ist unmöglich, die Freude, die seine Befreiung im Lande verursachte, zu schildern. Unerachtet der scharfen Befehle, die der König gegeben hatte, ihn, so lange er auf der Festung saß, streng zu behandeln, konnte er doch nicht verhindern, daß sein Tisch gut besezt sey; ganz Berlin schikte demjenigen, der ihn zu besorgen hat-

te, Vorräthe in Menge, und jede Art von Leckerbissen, sogar die armen verwiesenen Franzosen legten zusammen, um ihn mit Leinwand zu versorgen. Eben so handelten sie gegen mich, sie besorgten meinen Tisch, wie den meines Bruders, und ohne sie wär ich oft im Elend vergangen. Ich habe seitdem so viel Dankbarkeit gegen diese Nation gefaßt, daß ich ihnen bei jeder Gelegenheit gerne Gleiches mit Gleichem vergelte.

Briefe von Anspach widerlegten in dieser Zeit die falsche Nachricht von dem Tode des Prinzen Heinrich von Bayreuth. Ein heftiges viertägiges Fieber, das er in Paris hatte, mußte jene Nachricht veranlaßt haben.

Ungefähr den zwei und zwanzigsten kam die Königinn nach Berlin zurück; sie fand mich noch im Bett, die Kranke spielend, aber auch im Ernste krank. Alle Sorgen und Bekümmernisse, mit der sizenden Lebensart verbunden, hatten meine Gesundheit so zerstört, daß sie nie wieder ganz hergestellt worden ist. Meine zweite Schwester, die nachmals den Herzog von Braunschweig geheurathet hat, kam sogleich zu mir; ich liebte sie sehr, sie war lebhaft und geistreich, aber sie hat mich späterhin schlecht für meine Zärtlichkeit belohnt. Kaum trat sie in mein Zimmer, so rief sie, hast du unsern Bruder nicht recht beklagt, und den armen Katt bedauert? — Warum? fragte ich, und nun erzählte sie mir die ganze klägliche Geschichte. Man kann denken, welchen Eindruck das auf mich machte! Ich sezte mich an meines Bruders Stelle, und dachte mir alles, was er in jenem abscheulichen Momente ausgestanden hatte.

Ueber dieses Gespräch trat die Königinn ins Zimmer. Sie erzählte mir, was sie alles während ihrer Abwesenheit hatte ausstehen müssen. Der König hatte sie nicht im mindesten geschont, sondern auf alle Weise

gekränkt. Sie kam von der Zeit an alle Tage, und jagte mir panische Schrecken ein. „Ich weiß es, sagte sie, daß man dich, sobald ich abgereist seyn werde, auf alle Weise quälen wird. Man wird dir die Sonnsfeld nehmen, und das vielleicht auf eine schimpfliche Weise; man wird dich vielleicht mit verdächtigen Menschen umgeben. Laß dich d-s nicht anfechten, sondern bleib standhaft, verweigere immer beharrlich zu heurathen." Ich antwortete allezeit, daß ich ihre Befehle befolgen würde, damit sie nur ruhig war, aber mein Entschluß, mich dem Könige bei der ersten Gelegenheit zu unterwerfen, war schon gefaßt.

Der König brachte das Weihnachtsfest in Berlin zu, und unterbrach damit die Besuche, welche die Königinn mir machte. Er blieb bis zum Anfang des Jahrs 1731, welches ich nun beginne.

Den zehnten oder zwölften Jenner kehrte der König nach Potsdamm zurück, wohin ihm die Königinn den acht und zwanzigsten nachfolgte. Sie versöhnte sich mit Grumbkow durch die Vermittlung ihres Kammerherrn Sastot. Das Geheimniß ward mir sogleich anvertraut, sie sagte: Ich habe Grumbkow gewonnen, er hat mich versichern lassen, daß er alles anwenden wolle, um deine Heurath in England glücken zu machen, und deinen Bruder wieder in Gunst zu bringen. Da er sich auf unsre Seite stellt, habe ich nicht mehr das Mindeste zu fürchten. Diese Neuigkeit sezte mich in kein geringes Erstaunen; ich konnte nicht fassen, wie die Königinn einem Menschen trauen könnte, der sie so oft betrogen hatte, und nicht fehlen würde, sie noch einmal zu betrügen. Aber ich mußte meine Gedanken für mich behalten, denn die Königinn konnte den Widerspruch nicht leiden.

Den Tag vor ihrer Abreise kam sie zu mir, und sah mir fest ins Gesicht; ich komme, Abschied von

dir zu nehmen, sagte sie, und hoffe, Grumbkow hält sein Wort, und man läßt dich während meiner Abwesenheit in Ruhe; sollte es aber anders seyn, so fordre ich einen Schwur von dir, den du mir auf das Heil deiner Seele ablegen sollst, niemals einen andern, als den Prinzen von Wallis, zu heurathen. Dir ist das sehr leicht, und für mich ist es die einzige Beruhigung. — Ich konnte vor Bestürzung nicht sogleich antworten. Anfangs glaubte ich ausweichen zu können, und sagte: da Grumbkow die Freiheit meines Bruders erlangt hätte, wolle er sich vielleicht aus meiner englischen Heurath ein Verdienst machen, ich glaube also nicht, daß etwas zu fürchten sey, — das half aber nichts, sie beharrte auf dem Schwur. Da ich nun nicht wußte, wie ich ihn ablehnen sollte, und ihren Zorn fürchtete, half ich mir mit einem Vorwand, den die Religion an die Hand gab, und entdekte ihr auf diese Art wirklich meine wahre Gesinnungen. Ich sagte: ich bin reformirt, also von der Prädestination überzeugt. Ich weiß nicht, zu welchem Stand, noch für welchen Winkel der Welt die Vorsehung mich bestimmt hat, ists ihr Wille, daß ich nach England komme, so wird weder der König, noch irgend eine Macht der Welt es verhindern, soll ich aber einen der beiden verhaßten Vorschläge, von denen die Rede ist, annehmen, so kann alles, was Ihre Majestät und ich anwenden, um es zu vermeiden, nichts ausrichten. Mein Gewissen verbietet mir also einen tollkühnen Schwur, den ich nicht im Stande bin zu halten. Lieber will ich Ihren Zorn, der mir doch das Schreklichste ist, erdulden, als Gott beleidigen. Ich werde widerstehen, so lange ich kann, und nur im äussersten Nothfall werde ich nachgeben. — Die Königinn zürnte, konnte aber meinen Gründen nichts entgegensetzen. Wir nahmen einen zärtlichen Abschied von einander, ich konnte mich fast

nicht von ihr trennen; sie war auch sehr gerührt, so daß es ein sehr beweglicher Auftritt war. Wir kamen überein, uns nur gleichgültige Dinge zu schreiben, uns aber wichtige Gegenstände durch den Weg der Frau des Kammerdieners wissen zu lassen. Diese Frau war seit ihrer zartesten Jugend bei der Herzoginn von Hannover, der Königinn Mutter, gewesen, die sie wie ein Frauenzimmer von Stande aufzog; nach dem Tode dieser Fürstinn heurathete sie den Kammerdiener. Man konnte ihrer Treue und Redlichkeit trauen, also hatten wir nichts zu fürchten.

Nach der Königinn Abreise führte ich das traurigste Leben. Ich durfte mein Schlafzimmer nicht mehr verlassen, sah keinen Menschen, und las den ganzen Tag. So war der ganze Februar verflossen, als man mir endlich erlaubte, meine Schwestern und die Damen der Königinn zu sehen. Meine Ruhe war damals vollkommen, der Einsamkeit war ich gewöhnt, von Heurathsvorschlägen hörte ich nicht mehr sprechen, und mein Bruder war ausser Gefahr, denn obschon sein Zustand noch traurig genug war, erhielt ich doch von Zeit zu Zeit Briefe von ihm, und hatte die Freude, ihm zu antworten. Der Bruder meiner Hofmeisterinn besorgte diesen Briefwechsel, und übernahm ins Geheim unsere Briefe.

Die Königinn unterrichtete mich täglich von allem, was vorfiel. Sie schrieb mir, daß ihr Verhältniß mit Grumbkow so gut wäre, daß sie nicht zweifelte, meine Heurath mit dem Prinzen von Wallis endlich gelingen zu machen, denn Grumbkow habe ihr erlaubt, zu diesem Endzwek einen lezten Versuch zu machen, dessen Erfolg unzweifelhaft sey. Ich gestehe, daß ich mein Mißtrauen gegen diesen Menschen nicht überwinden konnte; er hatte uns zu offenbar

betrogen, und der Erfolg bewieß leider, daß ich recht hatte.

Ich hatte den Monat April glücklich herbeikommen sehen, ohne daß ich irgend etwas erfuhr, und ohne daß der König der verhaßten Heurathen erwähnte. Nun änderten sich aber die Aussichten; der König fieng meine Mutter von neuem an mit diesem Gegenstande zu plagen, und Eversmann besuchte mich, oder lauerte mir vielmehr wieder auf. Eines Tages sagte er mir, der König hätte Befehl gegeben, die schönen Zimmer des Schlosses aufzupuzen, um Feste darinn zu geben. Ich will ihnen im Vertrauen sagen, sezte er hinzu, daß der Herzog von Wirtenberg, der Erbprinz von Bayreuth, der Herzog von Bevern mit seiner Gemahlinn, und Prinz Karl von Bevern herkommen, und daß die Verlobung Ihrer Schwester, der Prinzessinn Sophie mit dem Erbprinzen von Bayreuth statt haben soll. Es thut mir recht leid, daß Sie die ganze Zeit Langeweile haben sollen; aber der König hat geschworen, daß Sie mit keinem Fuß bei allen diesen Festen erscheinen sollen. — Ich antwortete, daß mir diese Vergnügungen sehr gleichgültig wären, aber nicht so die Liebe meines Vaters; diese wieder zu gewinnen, würde ich im Gegentheil mir mit allen Kräften angelegen seyn lassen.

Seit drei Vierteljahren hatte ich nun, weil man mir dir Erlaubniß nicht gegeben hatte, nie das Abendmahl genossen. Mit der Einwilligung meiner Mutter schrieb ich also an den König in dem rührendsten, unterwürfigsten Ton; ich flehte ihn mir seine Gnade wieder zu schenken, und bat um die Erlaubniß, zu communiziren. Der König trug meiner Mutter die Antwort auf, und sagte ihr, daß ihre Canaille von einer Tochter seinetwegen das Abendmahl genieſſen könne; er bestimmte zu gleicher Zeit den Geistlichen, der es

mir reichen sollte, und befahl, daß es in meinem Zimmer, und in Geheim geschehen solle. Alle Welt hielt diese Erlaubniß für eine gute Anzeige, um so mehr, da der König mit meinem Bruder, wenige Tage, ehe er vom Festungsarrest befreit ward, eben so gehandelt hatte. Aber diese Hoffnungen dauerten nicht lange. Grumbkow hatte den König beredet, bei dem englischen Hofe eine lezte Bemühung zu wagen, um meine Heurath mit dem Prinzen von Wallis, ohne Rükficht auf die meines Bruders mit der englischen Prinzessinn, abschliessen zu machen. Der König von England war, seinem lebhaften, reizbaren Karakter gemäß, von meines Vaters Betragen gegen Herrn Hotham sehr beleidigt gewesen; verschiedne andre Anzüglichkeiten hatten ihn aufgebracht; hätte mein Vater einen andern Geschäftsträger in England gehabt, wären die Dinge vielleicht doch nicht so weit gekommen, aber Reichenbach, der Grumbkows rechter Arm und sein Abgeordneter war, that alles Mögliche, um Zwist zu stiften, und diesem wurde es aufgetragen, den König von England zu einer Erklärung über meine Heurath zu bringen. Dem Prinzen von Wallis ward die Sache verborgen, und der König antwortete, daß er nie von der doppelten Heurath abgehen, und seinen Sohn noch vor Verlauf eines Jahres verheurathen würde. Auf diese Antwort erwiederte mein Vater unverzüglich: daß er mich verheurathen würde, ehe noch zween Monate verflössen. Die Königinn benachrichtigte mich von allem diesen, und ermahnte mich, was man auch immer gegen mich vornehmen würde, standhaft auszuharren.

Nach acht oder zehn Tagen stellte sich Eversmann ein. Ich komme, sagte er, ohne Befehl des Königs, nur um Sie mit dem, was vorgeht, bekannt zu machen. Ich will Ihnen wohl, und es thät mir

leid, wenn Sie ins Unglück geriethen. Ihnen bleibt nichts übrig; mit England ist alle Verbindung abgebrochen, und der König spricht wieder von Ihrer Heurath mit dem Herzoge von Weissenfels; er droht Ihres Bruders Prozeß von vorn anzufangen, und beklagt, Katt hinrichten lassen zu haben, ehe er ihn auf die Folter legte. Es fehlen Papiere, die man bei Seite schafte, und die Sie kennen; der König hält sie für wichtig, und will gegen Sie und Ihren Bruder, wenn Sie sich nicht unterwerfen, mit der äussersten Strenge verfahren. — Ich antwortete laut und fest, daß ich von nichts unterrichtet wäre, sollte ich einmal unglüklich werden, so wäre das kleinste Uebel das beste, und ich würde also nicht heurathen. — Den folgenden Morgen gieng er nach Potsdamm, und kam erst den zweiten Tag zurük. Die Königinn benachrichtigte mich indeß täglich von dem Kummer, den sie trüge, sie sagte mir, der Zorn des Königs gegen meinen Bruder und mich sey so heftig, wie in der Zeit, da des P[illegible]izen Sache entschieden wurde, er schwöre bei allen Teufeln, mich zu verheurathen, und behandle sie ohne alle Schonung.

Den zehnten Mai, als an dem merkwürdigsten Tag meines Lebens, beehrte mich Eversmann schon am frühen Morgen mit seinem Besuch; er sagte mir, daß ihm der König aufgetragen habe, alle die zu meiner Hochzeit nöthigen Einkäufe zu machen, und zwar in Gegenwart der Königinn, die sehr dabei geweint habe. Wenn ich mich nicht in seinen Willen fügte, sey er entschlossen, meine Hofmeisterinn fortzujagen, sie von Henkershänden peitschen zu lassen, und, wenn ich auf meiner Weigerung bestünde, mich zwischen vier Mauern zu verschliessen. Er habe schon, wie er sagte, Postpferde bestellt, um mich nach meiner Bestimmung abzuführen, und würde mir jemand senden,

mir reichen sollte, und befahl, daß es in meinem Zimmer, und in Geheim geschehen solle. Alle Welt hielt diese Erlaubniß für eine gute Anzeige, um so mehr, da der König mit meinem Bruder, wenige Tage, ehe er vom Festungsarrest befreit ward, eben so gehandelt hatte. Aber diese Hoffnungen dauerten nicht lange. Grumbkow hatte den König beredet, bei dem englischen Hofe eine lezte Bemühung zu wagen, um meine Heurath mit dem Prinzen von Wallis, ohne Rükficht auf die meines Bruders mit der englischen Prinzessinn, abschliessen zu machen. Der König von England war, seinem lebhaften, reizbaren Karakter gemäß, von meines Vaters Betragen gegen Herrn Hotham sehr beleidigt gewesen; verschiedne andre Anzüglichkeiten hatten ihn aufgebracht; hätte mein Vater einen andern Geschäftsträger in England gehabt, wären die Dinge vielleicht doch nicht so weit gekommen, aber Reichenbach, der Grumbkows rechter Arm und sein Abgeordneter war, that alles Mögliche, um Zwist zu stiften, und diesem wurde es aufgetragen, den König von England zu einer Erklärung über meine Heurath zu bringen. Dem Prinzen von Wallis ward die Sache verborgen, und der König antwortete, daß er nie von der doppelten Heurath abgehen, und seinen Sohn noch vor Verlauf eines Jahres verheurathen würde. Auf diese Antwort erwiederte mein Vater unverzüglich: daß er mich verheurathen würde, ehe noch zween Monate verflössen. Die Königinn benachrichtigte mich von allem diesen, und ermahnte mich, was man auch immer gegen mich vornehmen würde, standhaft auszuharren.

Nach acht oder zehn Tagen stellte sich Eversmann ein. Ich komme, sagte er, ohne Befehl des Königs, nur um Sie mit dem, was vorgeht, bekannt zu machen. Ich will Ihnen wohl, und es thät mir

leid, wenn Sie ins Unglück geriethen. Ihnen bleibt nichts übrig; mit England ist alle Verbindung abgebrochen, und der König spricht wieder von Ihrer Heurath mit dem Herzoge von Weissenfels; er droht Ihres Bruders Prozeß von vorn anzufangen, und beklagt, Katt hinrichten lassen zu haben, ehe er ihn auf die Folter legte. Es fehlen Papiere, die man bei Seite schafte, und die Sie kennen; der König hält sie für wichtig, und will gegen Sie und Ihren Bruder, wenn Sie sich nicht unterwerfen, mit der äussersten Strenge verfahren. — Ich antwortete laut und fest, daß ich von nichts unterrichtet wäre, sollte ich einmal unglüklich werden, so wäre das kleinste Uebel das beste, und ich würde also nicht heurathen. — Den folgenden Morgen gieng er nach Potsdamm, und kam erst den zweiten Tag zurük. Die Königinn benachrichtigte mich indeß täglich von dem Kummer, den sie trüge, sie sagte mir, der Zorn des Königs gegen meinen Bruder und mich sey so heftig, wie in der Zeit, da des P[illegible]izen Sache entschieden wurde, er schwöre bei allen Teufeln, mich zu verheurathen, und behandle sie ohne alle Schonung.

Den zehnten Mai, als an dem merkwürdigsten Tag meines Lebens, beehrte mich Eversmann schon am frühen Morgen mit seinem Besuch; er sagte mir, daß ihm der König aufgetragen habe, alle die zu meiner Hochzeit nöthigen Einkäufe zu machen, und zwar in Gegenwart der Königinn, die sehr dabei geweint habe. Wenn ich mich nicht in seinen Willen fügte, sey er entschlossen, meine Hofmeisterinn fortzujagen, sie von Henkershänden peitschen zu lassen, und, wenn ich auf meiner Weigerung beständе, mich zwischen vier Mauern zu verschliessen. Er habe schon, wie er sagte, Postpferde bestellt, um mich nach meiner Bestimmung abzuführen, und würde mir jemand senden,

um meine lezte, entscheidende Antwort abzufordern. Ich antwortete auf das alles sehr wenig, und suchte das Gespräch abzukürzen. Sobald er fort war, zog ich die Damen der Königinn bei Seite, und sagte ihnen, was ich gehört hatte. Sie erschracken sehr, und fragten mich, wozu ich mich entschliessen würde? „Zu gehorchen, sagte ich, sobald man mir jemand anders schikt, als Eversmann; denn diesem erzeige ich nicht die Ehre, ihm meinen Entschluß mitzutheilen. Nach dem schreklichen Auftritt, den uns Katts Tod gegeben, zweifle ich nicht, daß der König seine Drohungen gegen meine Hofmeisterinn wahr mache. Was hatten denn die Bülow und Dühan verbrochen, um so behandelt zu werden? Lieber will ich unglücklich seyn, als anderer Unglück veranlassen. Uebrigens reicht auch der traurige Zustand meiner Mutter und meines Bruders hin, um für ihre Ruhe jedes Opfer zu bringen." — Meine Hofmeisterinn, die meine Worte ausgespäht hatte, trat darauf zu mir, und beschwor mich bei allen Heiligen, standhaft zu bleiben, indem sie bereit wäre, sich für mich aufzuopfern, und nichts befürchtete. Abends um fünf Uhr brachte mir die Frau des Kammerdieners einen Brief von der Königinn, der ungefähr folgenden Inhalts war.

„Liebe Tochter, alles ist verloren! Der König will dich um jeden Preis verheurathen. Ich habe ein paar grausame Auftritte darüber gehabt, aber weder meine Bitten, noch meine Thränen haben etwas über ihn vermocht. Eversmann hat Befehl zu den Hochzeitsanstalten. Mache dich gefaßt, die Sonnsfeld zu verlieren, der König will sie als ehrlos behandeln, wenn du nicht gehorchst. Um Gottes willen, gieb nicht nach! ich werde dich unterstüzen. Besser ein Ge-

fängniß, als eine schlechte Heurath. Lebe wohl, liebe Tochter, ich hoffe alles von deiner Standhaftigkeit."

Wir sprachen noch über diesen Brief mit den Damen der Königinn, als plözlich ein Bedienter ganz erschrocken eintrat, und uns meldete, der General Podevils und noch einer, den er nicht kenne, fordre mit Fräulein von Sonnsfeld zu sprechen. Alles lief davon, und gleich darauf kam Fräulein von Sonnsfeld, und meldete mir, daß diese Herrn auf Befehl des Königs mit mir zu reden hätten. „Um Gottes willen, sezte sie hinzu, lassen Sie sich nicht furchtsam machen, sondern befolgen den Befehl der Königinn." — Die Herrn traten ein; es war der Marschall von Bork, Grumbkow, Podevils, und ein Vierter, den ich damals nicht kannte, der aber, wie es sich nachmals zeigte, ein Herr Thulmeier war; auch ein Staatsminister, ein falscher roher Mensch, der bis daher auf der Königinn Seite gewesen war, oder sich wenigstens so angestellt hatte. Ich hatte ihn nie gesehen, denn seine niedre Geburt versagte ihm den Eingang bei Hofe. Sie fiengen damit an, meiner Hofmeisterinn anzudeuten, daß ihre Gegenwart überflüssig sey, und schlossen darauf die Thüren zu. Dann nahm Grumbkow das Wort, und sagte: „Wir kommen auf Befehl des Königs, um Ihrer Königl. Hoheit zu melden, daß er endlich fest entschlossen ist, Sie zu verheurathen. Bis jezt ließ er sich immer noch erbitten, weil er darauf hoffte, daß England zulezt dennoch die einfache Heurath zugestehen werde. Von dieser Seite sind nun aber alle Hoffnungen verschwunden; denn der König von England hat die von unserm König gethanen Vorschläge alle verworfen, und ihn sogar vor Kurzem wissen lassen, daß er den Prinzen von Wallis innerhalb einem Jahre verheurathen werde. Mit Recht über dieses Betragen aufs Höchste erzürnt, hat der König mit

der Versicherung geantwortet, daß Sie vor Ablauf von drei Monaten verheurathet seyn sollten. Er muß sein Wort halten, und obschon er als Vater und Herr nicht verbunden wäre, sich mit Ihnen in Erörterungen einzulassen, giebt er Ihnen zu bedenken, wie schimpflich für ihn, und Sie selbst es sey, England länger zum Spielzeuge zu dienen. Der Zwiespalt, den England durch seine Halsstarrigkeit in Ihrer Familie unterhalten hat, ist ein hinreichender Grund für Ihre königl. Hoheit, eine andere Verbindung einzugehen. Bedenken Sie den Kummer, den die Königinn um Ihretwillen täglich erträgt, bedenken Sie das Unglück des Kronprinzen und so viel andrer Personen, die der Zorn des Königs getroffen hat. Um alle Hindernisse, die Sie noch in den Weg legen könnten, zu heben, haben wir Befehl, Ihnen den Erbprinzen von Bayreuth vorzuschlagen, wobei Ihnen jedoch die Wahl zwischen dem Markgrafen von Schwedt und Herzog von Weissenfels frei steht. Gegen diesen Prinzen können Sie nichts einwenden, Sie können keinen Abscheu gegen ihn haben, denn Sie kennen ihn nicht; zwei Vorwürfe, die Sie den beiden andern machten, finden hier nicht statt, denn er hat ein schönes Land; in Rücksicht der Königinn können Sie keinen Einwurf machen, denn dieser Vorschlag kommt zuerst von ihr. Wahr ist es, da Sie mit Begriffen von Grösse, mit der Aussicht auf eine Krone aufgezogen sind, kann dieser Verlust Ihnen empfindlich seyn, allein grosse Fürstinnen sind von Geburt an bestimmt, sich dem Wohl des Landes zu opfern, und Grösse ist endlich nicht der sicherste Grund des Glückes auf Erden. Unterwerfen sich also Ihro königl. Hoheit den Rathschlüssen der Vorsehung, und geben Sie uns eine Antwort, welche den Frieden in die Familie zurückführen kann. Können übrigens alle diese Gründe, welche ich vor uns-

überwindlich halte, nichts über Sie vermögen, so habe ich hier einen Befehl des Königs — (und er zeigte ihn mir vor) — Sie in eine Festung zu führen. Hier ist ein zweiter, fuhr er fort, der Fräulein von Sonnsfeld und Ihre andern Hausgenossen angeht, die noch strenger wie Katt behandelt werden sollen. Das ist noch nicht alles: Es ist mancher Punkt in des Kronprinzen Prozeß, den man nicht hat näher untersuchen wollen, damit man Mittel behielt, ihn zu retten; der König will ihn von neuem einleiten, und den Prinzen in die Festung zurückbringen lassen. Hören Sie dahingegen, was er Ihnen verspricht, wenn Sie seinem Willen nachgehen. Einmal will er Sie gedoppelt so reichlich wie seine übrigen Töchter bedenken. Zweitens: soll, zwei Tage nach der Hochzeit, Ihr Bruder in völlige Freiheit gesezt, und des Vergangenen gar nicht mehr gedacht werden, und drittens verspricht er Ihnen künftig die Königinn besser zu behandeln." — Während dieser langen Rede flehte ich den Allmächtigen an, mir einen Entschluß einzugeben. Ich antwortete, daß sie sich sehr betrögen, wenn sie glaubten, daß es der Ehrgeiz wäre, Königinn zu seyn, der mich verhindert hätte, meinem Vater zu gehorchen, einmal wüßte ich gar nicht, wodurch ich seinen Zorn erregt habe, denn er hätte mir nie etwas von einer Heurath sagen lassen, und ich habe nicht geglaubt, daß Eversmanns Geschwäz über diesen Gegenstand den Befehl des Königs zum Grunde gehabt hätte. Wenn der Konig mit meiner Mutter einig gewesen wäre, würde ich jeden Augenblik bereit gewesen seyn, ihm zu gehorchen, und ich würde ihm sogleich meine Unterwerfung bezeigen, sobald er mir nur erlauben wolle, die Einwilligung meiner Mutter einzuholen; bestünde sie aber darauf, sie zu verweigern, so könnte ich in die mir gemachten Vorschläge nicht ein-

gehen. — Nein, Ihro königliche Hoheit, nahm Grumbkow das Wort, das ist Ihnen völlig verboten. Der Wille des Königs ist, Sie nicht zu verlassen, bis Sie uns eine Antwort gegeben haben. — Können Sie noch aufstehen? sagte darauf der Marschall von Bork; der König hat mir gesagt, daß seine ganze Ruhe davon abhängt. — Ja, sagte Thulemeier, ich bin ein eifriger Diener der Königinn, aber sie kann diesem Schritte nur beistimmen. — Hierauf blikte er mir scharf ins Gesicht, und sezte hinzu: Sie wagen alles, wenn Sie sich nicht fügen. — Ich fragte nun Grumbkow, wer der Mann sey? und auf die Nachricht, daß ich es mit Thulemeier zu thun habe, begriff ich wohl, daß ich nicht länger zögern müsse. Gut, sagte ich, ich werde also das Opfer von allen diesen seyn, glüklich mich meiner Familie zu weihen, und die Ruhe in ihr herstellen zu können. Was Sie anbetrift, meine Herrn, Sie lade ich vor Gottes Richterstuhl, wenn Sie es nicht dahin bringen, daß mir der König alle seine Versprechen, besonders aber das, was meinen Bruder angeht, hält. — Sie beschworen mir nun mit den schreklichsten Eiden, daß sie alle in der weitesten Ausdehnung beobachten machen würden, und baten mich, daß ich dem König schreiben sollte: wie ich mich seinem Willen unterwürfe, und mich zum Beweise meines Gehorsams entschlossen hätte, den Erbprinzen von Bayreuth zu heurathen. Sie erlaubten mir auch, der Königinn zu schreiben; ich gab ihnen beide Briefe, worauf sie sich entfernten. Thulemeier blieb aber noch einen Augenblik zurük, und sagte: Ihro Hoheit haben wie eine geistvolle Fürstinn gehandelt. Der König wird von Ihrem Nachgeben erfreut seyn, es wird ihn besänftigen, und Sie werden durch diesen Schritt noch glücklich. Trösten Sie sich! es ist noch nicht alles verloren. — Sobald sie fort waren, zerfloß ich in Thrä-

nen, meine Hofmeisterinn verzweifelte, und alles um mich her war in der größten Bestürzung. Des folgenden Tages erhielt ich die eigenhändige Antwort des Königs, welche also lautete:

„Ich bin sehr froh, liebe Wilhelmine, daß du dich den Befehlen deines Vaters unterwirfst. Gott wird dich segnen, und ich dich nie verlassen, ich werde mein Leben lang für dich sorgen, und dir allezeit beweisen, daß ich dein treuer Vater bin."

Ich antwortete sogleich, und schrieb heimlich folgenden Brief an meine Mutter:

„Ihre Majestät wird gestern durch den traurigen Brief, den ich Ihr unter Einschlag des Königs schrieb, mein Unglück erfahren haben. Es wird mir schwer, Ihr meinen Zustand zu schildern. Meine Einwilligung zu meiner Heurath habe ich mir nicht aus Furchtsamkeit entreissen lassen, nicht aus Schrecken über die Drohungen, die man mir machte, so heftig sie waren, wie ich aus einem Papier ersah, welches einer der Herren in Händen hatte, und das vom König unterzeichnet, mein Urtheil enthielt, im Falle ich mich länger weigerte. Allein man sprach von nichts, als der Uneinigkeit zwischen dem König und Ihnen, und das mit Umständen, die mir Schauder erregten. Auch mein Bruder ward nicht verschont. Man benahm mir jede Ursache, die ich nur anführen konnte, sogar die, daß ich mich ohne die Einwilligung Ihrer Majestät nicht könnte zu dieser Heurath entschliessen, indem man mich erinnerte, daß Ihre Majestät vor einem Jahre denselben Vorschlag selbst gethan hätten; ausserdem verbot mir der König, Sie um Rath zu fragen, und die Herrn hatten Befehl, nicht eher das Zimmer zu verlassen, bis ich ihnen meine Antwort ertheilt hätte. Es wäre mir unmöglich, alles Vorgefallene zu melden, ich spare es auf, bis ich die Ehre

habe, Ihro Majestät wieder zu sehen. Wie groß Ihr Schmerz seyn wird, begreife ich sehr, und das thut mir am wehesten; allein ich beschwöre Ihre Majestät, sich in Gottes willen, der alles zum Besten lenkt, zu ergeben, ich bitte um so zuversichtlicher, da ich ja glücklich genug bin, mich für meine theure Mutter und meinen Bruder aufzuopfern, die ich so innig liebe, daß ich noch viel mehr für sie zu thun im Stande wäre. Ich beschwöre Sie also noch einmal, wenn Ihre Majestät noch die geringste Gnade für mich haben, so erhalten Sie Ihre Gesundheit, die mir kostbarer ist, wie das Leben. Ich hatte bisher das Unglück, die einzige, unschuldige Ursache Ihres Kummers zu seyn, ich kann das nicht länger ertragen! ich bin den Rathschlüssen der Vorsehung völlig ergeben, und hoffe, daß sie die Gebete, die ich unaufhörlich für die Ruhe Ihrer Majestät zu ihr erhebe, erhören wird. Ein ziemlich hinreichendes Mittel, Sie zu trösten, ist das Versprechen, das man mir machte, meinem Bruder die Freiheit zu geben, und Sie selbst auf eine anständige Weise zu behandeln. Ich schreibe diesen Brief unter tausend Thränen, mit zitternder Hand, aber mit innerer Ruhe, da ich mich ganz Ihrer Majestät geweiht habe. Ich bin überzeugt, daß dieser Bericht Sie rühren muß; Sie werden nur die lebhafteste Zärtlichkeit einer Tochter darinn finden, gegen eine Mutter, die sie bis zu . rem lezten Seufzer ehren und hochschäzen wird, indem sie mit tiefer Ehrerbietung beharrt u. s. w.

Folgendes ist die Antwort, die ich vom Könige empfieng:

In diesem Augenblik erhalte ich den Brief, welchen ..... Cetera desunt.

Die Antwort der Königinn war so fürchterlich, daß ich den Brief nicht aufbewahren wollte, aber ver-

gessen werde ich ihn dennoch nie! Sie schrieb unter andern: „Du durchbohrst mir das Herz durch die Niederträchtigkeit, die du begiengst, indem du dem Willen des Königs nachgabst. Ich erkenne dich nicht mehr für meine Tochter, du bist dessen unwürdig, und nie in meinem Leben verzeihe ich dir den grausamen Verdruß, den du mir machst. Hätte ich dein böses Herz früher gekannt, so würde ich mir alle den Verdruß erspart haben, den ich um deinetwillen litt." — — —

Während acht Tagen erhielt ich unaufhörlich Briefe in diesem Ton; meine Antworten waren so rührend, wie möglich. Nie ist ein Schmerz dem meinigen gleich gekommen! — Meine Gesundheit empfand es auch, meine Nerven wurden in so einem Grade angegriffen, daß mir die Beine und Hände dergestalt zitterten, daß ich mich nicht aufrecht halten konnte. Meine Lage führte mich auf die traurigsten Betrachtungen; ich war im Begriff, einen Prinzen zu heurathen, den ich gar nicht kannte, die öffentliche Stimme sagte Gutes von ihm, allein es war mir unbekannt, ob die Sympathie, eine zum Glück der Ehe so unbedingt nothwendige Sache, sich bei der meinigen vorfinden werde. Ich sah mich mit der Königinn, deren rachsüchtigen Karakter ich kannte, auf immer entzweit; alle, die mir sonst den Hof gemacht hatten, drehten mir den Rücken zu, und die ersten davon waren die Damen der Königinn. Ich begreife nicht, wie ich habe alle diesen Kummer ertragen können, ohne zu sterben.

Eversmann kam eines Tages zu mir, und brachte mir einen Gruß vom König, mit der Nachricht, daß er des folgenden Tages nach Berlin kommen, und sich beeilen würde, um noch vor der Königinn einzutreffen, die erst am Abend anlangen sollte. Er ließ mir zugleich befehlen, mich mit meinen Schwestern in seinen Zimmern einzufinden. Eversmann sagte mir noch,

daß meine Mutter unerbittlich sei, und ich von ihr die übelste Behandlung zu erwarten hätte, auch benachrichtigte er mich, daß die Herzoginn von Bevern, die seit einigen Tagen in Potsdam war, alle ihre Rednerkünste angewendet hätte, um sie zu besänftigen. Ich brachte diesen ganzen Tag in Unruhe und Thränen hin.

Den folgenden Tag begab ich mich in die Zimmer des Königs, wo er Nachmittags um zwei Uhr ankam. Ich erwartete einen gütigen Empfang, war also sehr erstaunt, ihn mit einem eben so wüthenden Gesicht eintreten zu sehen, als ich bei unsrer lezten unglücklichen Zusammenkunft bei ihm wahrnahm. „Willst du mir gehorchen, oder nicht?" war seine Anrede. Ich warf mich ihm weinend zu Füssen, und versicherte, daß ich seinem Willen ganz ergeben sey, und ihn nur um die Rückkehr seiner väterlichen Liebe beschwöre. Nun hob er mich auf, umarmte mich und sagte: „so bin ich mit dir zufrieden. Ich werde mein Lebelang für dich sorgen, und dich nie verlassen." — Darauf schenkte er mir ein Stück Zeug, und sagte: „damit sollst du dich an den Festen, die ich geben werde, puzen. Geh jezt und erwarte deine Mutter in ihren Zimmern."

Die Königinn kam erst Abends um sieben Uhr an, indem ich ihr den Rock küssen wollte, fiel ich in Ohnmacht, und wie man mir nachher sagte, schien sie mein Zustand gar nicht zu rühren. Es dauerte lange, ehe man mich zu mir selbst bringen konnte, dann warf ich mich zu ihren Füssen, aber mein Herz war so voll, und meine Stimme von Thränen so erstikt, daß ich kein Wort vorzubringen vermochte. Diese ganze Zeit durch betrachtete sie mich mit Strenge und Verachtung, und sagte mir alles Harte, was man sich nur erdenken kann. Dieser Auftritt hätte kein Ende genommen, wäre die Ramen nicht eingetreten, die der Königinn vorstellte, daß der König ihr

Betragen, wenn er es erführe, sehr mißbilligen, und nicht ermangeln würde, sie dafür zu mißhandeln; mein Schmerz wäre ja augenscheinlich so groß, daß ich mich nicht bemeistern könnte, wenn die Königinn also keine andre Art annähme, sehe sie lauter neuen unangenehmen Auftritten entgegen. Diese dienstgefliss- sene Predigt machte die Königinn ein Bischen in sich gehen, dann sie fürchtete den König wie den Teufel; sie that also, als würde sie gerührt, hob mich auf, und sagte sehr trocken: sie wollte mir verzeihen, unter der Bedingung, daß ich meinen Schmerz mir nicht weiter merken ließ.

Inzwischen trat der Herzog von Bevern mit sei- ner Gemahlinn und seinem Sohn ins Zimmer. Die Herzoginn schien von meinem Zustande gerührt; mein ganzes Gesicht war aufgedunsen und von Weinen wund. Ich hatte diese Fürstinn nie gesehen, sie bezeigte mir aber mit leisen Worten ihre Theilnahme, so daß wir uns von diesem Augenblik an liebgewannen, und seit- dem beständig vertraute Freundinnen geblieben sind.

Des folgenden Tages schrieb Herr von Thulemeier, dessen ich oben erwähnte, der Königinn in Geheim, und meldete ihr: die Sache wäre durchaus noch nicht ganz verloren; er hielt alle Schritte, die der König zu meiner Heurath gethan hätte, für eine Lockspeise, wodurch er England endlich zu einem, seinen Wün- schen gemässen, Entschlusse zwingen wollte; er habe sich von allen Seiten nach dem Erbprinzen von Bay- reuth erkundigt, aber gar nichts von ihm erfahren kön- nen, es sey also unmöglich, daß er in sein Land zu- rückgekehrt sey, also auch unmöglich, daß er nach Ber- lin kommen könnte. Dieser Brief gab der Königinn ihre Ruhe wieder; sie behandelte mich ziemlich gütig, und befahl mir, ihr alles, was sich zugetragen hat- te, auf das genaueste zu erzählen; Vorwürfe machte

sie mir zwar noch sehr viele, aber doch mit mehr Sanftheit gemischt. Ihre Hoffnung wuchs von Tage zu Tage, der König erwähnte meiner Heurath nicht mehr, es schien, als habe meine Nachgiebigkeit ihm alle Gedanken daran benommen.

Der sieben und zwanzigste Mai, der an einem Montag fiel, war zur Truppenmusterung bestimmt; sie sollte dieses Jahr auf eine glänzende Art vollzogen werden, weshalb der König alle Cavallerie- und Infanterieregimenter in der Gegend der Stadt zusammengezogen hatte, die, in Verein mit der Besazung von Berlin ein Corps von zwanzigtausend Mann bildeten. Einige T ge vorher kam der Herzog Eberhard Ludwig von Wirtemberg an; mein Vater hatte ihn kurz vor dem unglücklichen Zeitpunkt meines Bruders besucht, und geschmeichelt durch alle seine Bemühungen ihm den Aufenthalt in Stuttgardt angenehm zu machen, hätte er ihn nach Berlin eingeladen. Da nun seine größte Freude im Kriegswesen bestand, glaubte er auch andern nichts Angenehmeres geben zu können, und zeigte daher allen fremden Prinzen, die nach Berlin kamen, seine Truppen. Der Billigkeit gemäß muß man aber eingestehen, daß er diesesmal an Pracht sich selbst übertraf, denn solange die fremden Fürsten in Berlin blieben, trug man allezeit vierzehn Schüsseln auf. Für den König war das eine grosse Anstrengung. Doch ich kehre zu meiner Geschichte zurück.

Sonntags den sechs und zwanzigsten befahl der König meiner Mutter, des folgenden Morgens zu der Musterung zu gehen; „die Herzoginn von Bevern und meine beiden Töchter, sollen Sie im Phaäton begleiten, sagte er, und Sie müssen früh um vier Uhr angezogen seyn. Ich will nicht zu Abend speisen, geben Sie sich Mühe, den fremden Prinzen die Zeit zu vertreiben, denn ich lege mich schlafen." Die Köni-

ginn verließ ihn, und gieng in ihr Zimmer, wo sie Pharao spielte. Kaum war das Spiel zu Ende, so sahen wir eine Chaise mit Postpferden heranfahren, die vor der grossen Schloßtreppe hielt; da dieses Vorrecht nur Fürsten zugestanden wurde, ward die Königinn sogleich sehr bestürzt, und fragte: wer es sey? Bald kam man, ihr die Ankunft des Erbprinzen von Bayreuth zu melden. Ein Donnerschlag wär ihr nicht schrecklicher gewesen! Sie ward blaß, wie der Tod, und so bestürzt, daß wir glaubten, sie fiele in Ohnmacht. Mir war nicht viel besser zu Muthe, und nach einigem Nachdenken nahte ich mich ihr, und beschwor sie, mir zu erlauben, daß ich des folgenden Tages von der Revue zu Hause blieb. Der König, sagte ich, wird mich auf eine Weise aufziehen, die Ihrer Majestät unangenehm ist, und die wir im Angesicht des Publikums aushalten müßten. Die Königinn gab mir Recht, aber ihre knechtische Furcht vor dem Könige verhinderte sie, meine Bitte zu gewähren; nach langem Streit ward beschlossen, daß ich gehen müßte.

Ich brachte eine grausame Nacht zu, das fürchterlichste Herzklopfen quälte mich, und eine solche Angst, daß ich gar nicht sprechen konnte. Meine Hofmeisterinn that ihr Möglichstes, mich zu trösten, sie zerfloß neben meinem Bette in Thränen; dem ungeachtet mußte ich aufstehen; um mein Gesicht zu verbergen, verhüllte ich mich in mehrere Kappen, und begab mich dann zur Königinn, mit der ich auch sogleich abfuhr. Die Truppen standen schon in Schlachtordnung; wir fuhren längs den Linien hin, und man stellte uns neben eine Batterie, die sehr weit von den Truppen entfernt war. Der Oberste von Wachholtz, einer von des Königs Günstlingen, nahte sich der Königinn, und sagte ihr, daß er die Ehre haben solle, ihr auf

des Königs Befehl den Erbprinzen Heinrich von Bayreuth vorzustellen. Einen Augenblik darauf führte er ihn herbei. Die Königinn empfieng ihn stolz, sagte ihm einige trockene Worte, und machte ihm ein Zeichen, sich zu entfernen. Der Prinz war groß, schön gewachsen, er hatte eine edle, offene und gefällige Phisionomie; obschon seine Züge nicht regelmäßig, noch schön waren, bildeten sie doch im Ganzen einen schönen Mann. Das heisse Wetter, die Furcht und Unruhe, in der ich mich befand, zogen mir eine Ohnmacht zu; man trug mich in den Wagen, worinn sich die Königinn und meine Hofmeisterinn befanden, die mich durch Hülfe einer Menge frischen Wassers und geistiger Mittel wieder zu mir selbst brachten. Ich blieb nun die ganze Musterung durch bei ihnen, und sie wendeten all ihre Beredtsamkeit an, um mich zu beruhigen. Alle die Fürsten, sowohl wie der König, speißten in der Stadt zu Mittag, so daß wir heute den Prinzen gar nicht sahen. Den acht und zwanzigsten kam er mit den andern Fürsten zur Königinn, die aber sehr wenig mit ihm redete; er wendete sich auch zu mir, ich erwiederte aber seinen Gruß, ohne zu sprechen.

Ich kann hier eine komische Geschichte, die sich in dieser Zeit zutrug, wenn sie gleich mit meiner Geschichte gar nicht in Verbindung steht, doch nicht mit Stillschweigen übergehen. So oft ich daran denke, macht sie mich noch lachen. Unter den Hofdamen der Königinn befand sich eine, die für eine grosse Schönheit galt, sie hieß Pankewitz, und war, ohne besonders viel Geist zu haben, sehr liebenswürdig; ihre Aufführung war immer so regelmässig, daß der König, der den Ruf aller Weiber beschmuzte, an dieser nichts auszusezen gefunden hatte. Ich weiß nicht, ob es aus Lust, sie zu plagen, geschah, oder ob er wirklich

Neigung zu ihr faßte — genug, er fieng an, ihr den Hof zu machen. Der König war nun nichts weniger, wie galant, da er aber diese seine schwache Seite kannte, und wohl wußte, daß es ihm nicht gelingen würde, den Jungfernknecht zu spielen, nahm er sich vor, lieber in die Sitten des goldnen Zeitalters zurückzugehen. Dem zufolge fragte er die Pankwitz sehr treuherzig: ob sie seine Maitresse seyn wollte, und begleitete diesen Vorschlag mit sehr vertraulichen Vernunftgründen. Die Schöne wieß ihn auf das Schnödeste ab, — ihre Kühnheit gefiel dem Könige, und so schlecht sie ihm seine Mühe lohnte, machte er ihr ein ganzes Jahr lang den Hof. In Braunschweig endlich, entliebte *) er sich. Die Pankwitz war der Königinn dahin gefolgt; eines Tags wollte sie sich zu ihr begeben, als sie dem Könige auf einer sehr engen, geheimen Treppe begegnete, er wollte sie umarmen, und ihr die Hand in den Busen stecken, sie verstand aber keinen Spaß, sondern schlug ihm mit der Faust so geschikt in das Gesicht, daß ihm das Blut sogleich aus Mund und Nase sprüzte. Der König nahm es gar nicht übel, sondern sagte: Sie sind ein braves Mädchen, aber böß wie der Teufel. Doch ich kehre zu meiner Geschichte zurück.

Der neun und zwanzigste und dreissigste gieng hin, ohne daß der König sich etwas verlauten ließ; allein den ein und dreissigsten rief er die Königinn und mich in sein Kabinet. „Sie wissen, sagte er, daß ich meine Tochter dem Prinzen von Bayreuth versprochen habe. Ich will, daß morgen die Verlobung vor sich gehe. Sie können, wenn Sie die Sachen mit einer guten Art thun, sich meine ganze Liebe erwerben, geschieht aber das Gegentheil, so seyn Sie auch meiner Rache gewiß." — Mir sagte er ungefähr das Gleiche,

*) Il se désamouracha, sind die Worte des Originals

und wir beyde, die Königinn und ich, antworteten, daß sein Wille unser Gesez seyn sollte. Darauf befahl er der Königinn, mich recht zu puzen, und mir alle ihren Schmuck zu leyen. Meine Mutter erstikte fast vor Zorn, mußte ihn aber in sich verschliessen, nur warf sie mir von Zeit zu Zeit wüthende Blicke zu. Der König sagte ihr, er würde ihr nun ihren Schwiegersohn zuführen, sie möchte ihn wohl empfangen — Dem zufolge begab sich die Königinn in ihr Zimmer, und nach einer kurzen Zeit führte der König den Prinzen herein.

Es ist Zeit, daß ich nun über den Karakter dieses Prinzen und den Zustand seiner Angelegenheiten etwas sage. Er war in Genf, mehr als Mann von Stande, wie als Prinz erzogen. Der Markgraf, sein Vater, der nur ein apanagirter Prinz des Hauses Culmbach war, hatte nicht Mittel genug, seinem Stand gemäß zu leben, und zog sich also nach Beverling, einem kleinen Städtchen im Gebiet des Königs zurück, nachher lebte er in Rothenburg, einer fränkischen freien Reichsstadt. Er hatte die ersten Ansprüche an die Markgrafschaft von Brandenburg Culmbach, allein da der damalige regierende Fürst, den man den Markgrafen Georg Wilhelm hieß, jung und verheurathet, und der Prinz, von dem wir sprechen, sehr schlecht berathen war, überließ er seine Ansprüche an die Markgrafschaft dem König Friedrich dem Ersten, unter der Bedingung, für sich 400,000 Thaler, und für jeden seiner Brüder ein Regiment zu erhalten .....

Hier findet sich in der Handschrift eine Lücke.

Wie der Markgraf die Regierung antrat, fand er seine Angelegenheiten in der größten Unordnung. Sein Vorgänger hatte ihm viele Schulden hinterlassen, und die Einkünfte hatten durch die schlechte Ver-

waltung sehr abgenommen. Aus diesem Grunde konnte er der Erziehung seines Sohnes nicht die gehörige Aufmerksamkeit schenken; er gab ihm blos einen Bürgerlichen zum Hofmeister, und nur erst, wie er reisen sollte, kam er unter die Aufsicht eines Mannes von Stande, eines Herrn von Voit. Das war eine elende Politik! eine gute Erziehung ist das Kostbarste, was man seinen Kindern geben kann.

Dieser Prinz kehrte nun eben von seinen Reisen nach Holland und Frankreich zurük, wie er in Berlin anlangte. Er war sehr lebhaft, ungezwungen, und seine Unterhaltung war sehr angenehm; er hat einen vortreflichen Kopf, viel Scharfsinn und eine Herzensgüte, die ihm aller Welt Ergebenheit erwirbt. Großmüthig, mitleidig, höflich, zuvorkommend, gleichgelaunt — kurz, man kann von ihm sagen, daß er alle Tugenden ohne die Beimischung eines einzigen Lasters besize. Man könnte mir Partheilichkeit vorwerfen, aber sein ganzes Land, von dem er angebetet ist, und alle, die ihn kennen, werden für mich zeugen. Doch niemand ist ohne Fehler, und ich werde die seinigen in der Folge dieser Geschichte kennen lehren. Sie sind sehr geringfügig, da ich mich aber anheischig gemacht habe, aufrichtig zu schreiben, muß ich auch sogar die meinigen nicht verbergen.

Die Königinn empfieng den Prinzen ziemlich gut, und so lange der König dabei war, behandelte sie ihn ganz artig, sobald dieser aber den Rücken gewendet hatte, hörte sie nicht auf, ihm empfindliche Dinge zu sagen. Abends nach der Tafel folgte er ihr nach, und bat sie um einige Augenblicke Gehör, welches sie ihm gern [illegible]rsagt hätte, wär es mit dem Anstand nur einigermassen verträglich gewesen. Sobald sie allein waren, sagte er: „ich bin von allem dem Verdruß unterrichtet, der Ihre königl. Majestät bisher gequält hat;

ich weiß, daß die Prinzessinn für den Prinzen von Wallis bestimmt war, daß Ihro Majestät sehnlich wünscht, sie in England zu versorgen, und daß ich nur dem Bruch dieser Heurath die Ehre verdanke, von dem Könige zu seinem Schwiegersohn gewählt zu seyn. Ohne Zweifel bin ich sehr glücklich, an eine Fürstinn Anspruch machen zu dürfen, für die ich alle Ehrfurcht, und alle Empfindungen hege, die sie verdient, aber eben diese Empfindungen machen sie mir zu theuer, um sie gegen ihren freien Willen heurathen zu wollen. Ich bitte Ihre Majestät also unterthänigst, mir Ihre Gesinnungen darüber freimüthig zu eröffnen. Sie können versichert seyn, daß ich mein Betragen nach Ihrer Antwort einrichten werde, und durch meinen Bruch mit dem König lieber der unglücklichste der Menschen seyn, als die Prinzessinn unglücklich machen will."

Die Königinn erwartete diese Anrede gar nicht; sie besann sich einen Augenblick — da sie aber an des Prinzen Aufrichtigkeit zweifelte, und den Zorn des Königs scheute, antwortete sie: daß sie nichts gegen die Befehle des Königs einzuwenden habe, und sowohl wie ich genöthigt sey, ihnen zu gehorchen.

Den ersten Juni, eines Sonntags Morgens, begab ich mich zur Königinn, wo sich der König sogleich auch einstellte. Er gab mir einen schönen brillianten Ring, den ich am Abend dem Prinzen als Verlöbniß-Ring schenken sollte, auch ein goldenes Gedek schenkte er mir, und wiederholte der Königinn und mir die Ermahnung: die Dinge mit einer guten Art zu thun. Ich speiste allein mit der Königinn; sie war in der heftigsten Bewegung, und sah mich die ganze Zeit mit einem Auge voll Zorn an.

Den Abend um sieben Uhr begaben wir uns in die Prunkzimmer des Schlosses. Die Königinn und alle Prinzessinnen saßen in einem Gemach, das

ausdrüklich dazu bereitet war, und wo niemand auf-
ser ihrem Hofstaat den Zutritt hatte. Einige Zeit
darauf trat der König mit dem Prinzen herein; der
König in eben so heftiger Bewegung, wie meine Mut-
ter, so daß er darüber vergaß, das Verlöbniß öffent-
lich in dem dazu bestimmten Saale zu vollziehen. Er
nahte sich uns, und ließ uns die Ringe austauschen;
— ich wollte ihm die Hand küssen, er umarmte mich
aber, und drükte mich lange heftig weinend an seine
Brust. Die Königinn empfieng mich mit ihrer ge-
wohnten Kälte. Mein Vater befahl darauf dem Prin-
zen, mir die Hand zu geben, um mich in den, zu
dem Ball bereiteten, Saal zu führen. Gleich bei
unserm Eintritt ward die Heurath erklärt. Man liebte
mich sehr in Berlin, und ein jeder hatte mich in Eng-
land vermählt gewünscht, die Bestürzung war also
allgemein; alle Damen weinten und begnügten sich,
mir stillschweigend den Rock zu küssen, ja sogar der
König hörte nicht auf, Thränen zu vergiessen.

Grumbkow und Seckendorf schwammen indeß in
Freuden, denn sie hatten einen neuen Streich nach ih-
rer Art vollführt. Mylord Chesterfield, der engli-
sche Gesandte in Holland, hatte im Namen seines Ho-
fes einen Courier nach Berlin geschikt, der schon am
Morgen dieses Tages anlangte, aber von Grumbkow
und Seckendorf aufgehalten ward, so daß sie dem Kö-
nige erst des Abends nach vollzogenem Verlöbniß seine
Depeschen überreichten. Der König von England hatte
sich endlich entschlossen, dem Willen meines Vaters
nachzugeben, und sich mit meiner Heurath mit dem
Prinzen von Wallis, ohne Rücksicht auf die meines
Bruders, zu befriedigen. Diese Nachrichten waren ein
Donnerschlag für den König, allein Grumbkow und
Seckendorf fanden doch Mittel, ihn zu beruhigen, und
ihm eine Antwort geben zu lassen, die ganz nach

ihren Wünschen ausfiel, das heißt, eine völlige Weigerung auf alle ihm gethanen Vorschläge enthielt. Meine Mutter erfuhr es erst am folgenden Tag, allein ungeachtet der Antwort des Königs schmeichelte sie sich, meine Heurath noch abzubrechen, sie theilte mir ihren Gedanken mit, und verbot mir auf Gefahr ihres Zorns, weder mit dem Prinzen Heinrich zu sprechen, noch ihm nur Höflichkeit zu erzeigen.

Dieser Fürst war mir ziemlich gleichgültig; ich empfand weder Abneigung noch Liebe zu ihm, aber ich wünschte, ihn bald zu heurathen, um vor der Königinn und allen, die mich ohne Unterlaß plagten, Friede zu haben. Alle, die während des verstorbenen Markgrafen Lebzeiten an seinem Hofe gewesen waren, hörten nicht auf, mir die Pracht und die Vergnügungen zu rühmen, die dort herrschten; sie versicherten, daß er an Reichthum des Geräths und Silberzeugs den Berliner Hof weit überträfe. Das alles machte mich wünschen, bald dort zu seyn, und ich baute die schönsten Luftschlösser von dem stillen, angenehmen Leben, das ich dort führen wollte. So lange ich aber noch bei meiner Mutter seyn würde, beschloß ich, in allen Stücken ihren Befehlen zu folgen, sowohl aus Furcht vor ihr, als um ihren Mißhandlungen nicht ausgesezt zu seyn.

Aber mein böser Stern verfolgte mich, denn ein neuer Tämon hob damals sein Haupt, um mich zur Verzweiflung zu bringen. Schon im Anfang dieser Memoiren sagte ich, daß meine älteste Schwester den Markgrafen von Anspach geheurathet habe, meine zweite Schwester, die Charlotte hieß, war aber mit dem Prinzen Carl von Bevern aus dem Hause Braun weig, dem Neffen der Kaiserinn, vermählt. Von allen meinen Schwestern liebte ich damals Charlotte am meisten, ich hatte ihr sogar die Liebe meiner Mutter zuzu-

wenden gewußt, aber ich kannte ihren schlechten Karakter, den ich nachmals leider nur zu sehr erfahren habe, noch gar nicht. Sie hatte viel Verstand und Lebhaftigkeit, und weil sie sich nicht bekümmerte, wenn man sie ausschmähte, hatte man ihr den Zunahmen: Ohnesorgen, gegeben. Das ganze Menschengeschlecht galt ihr gleich, sie rührte nichts wie ihre kleine Person; sie war von der besten Laune, allezeit lustig und so voll Einfälle, daß man sich hätte todt lachen können; ausserdem liebkosend, zuvorkommend, wenn sie jemanden bedurfte, allein ohne die geringste Stetigkeit, bitter, schmähsüchtig, sich auf aller Welt Unkosten belustigend, überall das Lächerliche hervorsuchend, falsch, verbuhlt, eifersüchtig, eigennüzig. Damals war sie fünfzehn Jahr alt. Das Ansehen, in dem ich bei der Königinn stand, hatte sie neidisch gemacht, wie sie also dieselbe während meines Verhafts nach Wusterhausen und Potsdamm begleitete, hatte sie alles gethan, um sich bei ihr in Gunst zu sezen, und aus Furcht, daß meine Gegenwart ihre Plane vereiteln möchte, that sie mir so viel Schaden, wie möglich, und bemühte sich noch täglich, die Königinn gegen mich zu erbittern. Ein neuer Umstand trug noch dazu bei, sie gegen mich zu waffnen; Prinz Heinrich war schöner und hübscher gewachsen, wie Prinz Carl; er scherzte mit ihr, und erzeigte ihr viel Höflichkeit, nach und nach gefiel er ihr, denn seine aufgewekte Gemüthsart war ihr angenehmer, als das Phlegma des Prinzen Carls, der ungeheuer schüchtern war.

Nach einigen Tagen giengen wir nach Charlottenburg, einem prächtigen Landhause, das die Königinn, meine Großmutter, hat bauen lassen. Unterwegs war eine grosse Jagd, zu der der Fürst von Anhalt mit seinen beiden Söhnen, den Prinzen Leopold und Moriz, auch eingeladen waren. Diese alle waren

wüthend über meine Heurath, sie hatten sich immer geschmeichelt, ich sollte den Markgrafen von Schwedt heurathen. Prinz Heinrich war ein guter Schüz, er hatte schon mehreres Wildpret erlegt, als ihm ein ungeschikter Büchsenspanner eine ungestellte Flinte reichte; der Schuß fiel, wie er sie in die Hand nahm, und die Kugel streifte des Königs Schläfen. Der Fürst von Anhalt hob diese Unvorsichtigkeit sehr heraus, und Prinz Leopold sagte so laut, daß Prinz Heinrich es hören konnte, daß ein solcher Schuß dem Schüzen verdient hätte, sogleich niedergestossen zu werden. Prinz Heinrich antwortete derb, und die Sache wäre weiter gegangen, hätte sie der Herzog von Bevern und Seckendorf nicht zu versöhnen gesucht. Der König that, als sei ihm von dem ganzen Vorgang nichts kund, und nachdem die Jagd zu Ende war, sezten wir unsern Weg nach Charlottenburg fort.

Nachmittags fieng die Königinn eine neue Rolle an. Ich weiß nicht, ob sie uns ein Schauspiel darstellen wollte, war das der Fall, so machte es mir wenigstens sehr wenig Vergnügen. Sie machte die Schulmeisterinn, und examinirte den Erbprinzen über seine Studien. „Wissen Sie die alte und neue Geschichte? fragte sie, die Geographie, Mathematik, Philosophie, Malerei, Tonkunst?" — Anfangs antwortete er mit einem sehr lakonischen: ja, oder nein; da er aber sah, daß diese Fragen, die man sonst nur den Kindern vorlegt, gar nicht aufhörten, sagte er lachend: ich weiß auch meinen Catechismus und das A. B. C. Diese Antwort machte die Königinn so verwirrt, daß sie nichts mehr zu wissen verlangte.

Einige Tage später kehrten wir nach Berlin zurük. Die grausame Gewalt, welche sich meine Mutter angethan hatte, ihren Zorn vor dem Könige zu bemeistern, zog ihr bei ihrer Rückkehr nach Berlin ein

dreitägiges Fieber zu. In den drei Wochen, die ihre Krankheit dauerte, verließ ich sie keinen Augenblik, und suchte auf alle Weise ihre Gunst wieder zu erlangen. Aber sie war meine zärtliche Mutter nicht mehr, alle ihre Liebe hatte sich in Haß verwandelt, von dem sie mir täglich Beweise gab. Ich speißte oft mit ihren Damen und dem Erb-Prinzen in ihrem Vorzimmer, denn der König war nach Potsdamm gegangen, und alle die fremden Herrschaften nach Hause zurückgekehrt. Während wir am Tische waren, ließ die Königinn mich beobachten, ob ich auch mit dem Prinzen spräche; allein es gelang ihr nicht, mir einen Vorwurf machen zu können; er hat mir nachher oft gesagt, daß er in Verzweiflung und mehr wie einmal in Begriff gewesen wäre, alles abzubrechen; allein Herr von Voit, der bei ihm war, hielt ihn zurück. Gewiß war er sehr zu beklagen! alle Welt behandelte ihn übel, alles was er that, suchte man falsch auszulegen, und den ganzen Tag ward er gequält.

Wie meine Mutter hergestellt war, kam der König auf einige Tage nach Berlin, um von da nach Preussen abzureisen. Er kündigte der Königinn an, daß er bei seiner, in sechs Wochen zu erfolgenden, Rükkehr meine Hochzeit vollziehen wollte, und ihr daher Geld zur Besorgung meiner Ausstattung geben würde. Die Königinn wollte sich nicht dazu bequemen, sie sagte, die Zeit sey zu kurz, die Kaufleute mit den nöthigen Waaren nicht versehen, und ohne ein Wunder könnte das nicht geschehen. Auf ihre dringenden Vorstellungen ließ er sich bewegen, meine Hochzeit bis in den November zu verschieben. Mein Vater befahl ihr an, dem Prinzen Heinrich die Zeit so angenehm als möglich zu vertreiben, so viel Bälle und Feste zu geben, wie sie wollte, aber besonders mich nicht zu mißhandeln. Plözlich änderte sich der Königinn ganzes Betragen, sie machte dem

Prinzen tausend Liebkosungen, und stellte sich sogar als erzeige sie ihm viel Freundschaft und als mache es ihr Freude, ihn bald zum Schwiegersohn zu haben. Aber dabei kam der Teufel doch nicht zu kurz; mich mißhandelte sie vor wie nach, und es ging kein Tag hin, wo ich nicht Ströme von Thränen vergoß. Auch meine arme Hofmeisterinn litt ihr Theil, sie gab ihr unaufhörlich Schuld, mich zum Gehorsam gegen den König beredet zu haben, sie sagte sogar einmal zu mir: „Nun? wenn man nun die Sonnsfeld für ehrlos erklärt hätte, wär denn das Unglück so groß? du hätt'st doch noch Königinn werden können" Hätte ichs nur wagen dürfen, gern hätte ich ihr gesagt, daß ich nicht wie Agrippina sagen könnte: „man tödte mich, aber er herrsche!" und daß ich lieber tausend Kronen verlieren, wie eine Person, die ich zu schäzen und lieben Ursache hatte, unglücklich sehen wollte. Aber solche Empfindungen waren nicht Mode, und galten für Schwachheit, ich antwortete also nur mit Stillschweigen. Wirklich war meine Lage so traurig, daß sie selbst den Unempfindlichsten Mitleiden einflößte, und ich hätte können mit Alzire sagen:

Mes maux ont ils touché
Les coeurs nés pour la haine?

Wie Grumbkow durch die Ränken erfuhr, daß die Königinn sich unaufhörlich bemühte, meine Heurath abzubrechen und mit England wieder anzubinden, und mit Recht fürchtete, daß sie mich so lange mißhandeln würde, bis ich in ihre Absichten einstimmte, beschloß er, sie zu hintergehen. Er warf seine Augen auf den Herrn von Sastot, den Kammerherrn d. Königinn, von dem ich schon ehmals gesprochen habe, er trug ihm auf, der Königinn zu hinterbringen, daß es dem König gereue, mich mit dem Prinzen von Bayreuth verlobt zu haben, er könne ihn nicht leiden, und sey entschlossen, diese Ver-

bindung bei seiner Rükkehr nach Berlin zu trennen, und mich dem Herzog von Weißenfels zu verloben, den er zum Feldmarschall in seinem Dienst machen wollte. Er habe zwar schon alles gethan, um den Schlag abzuwenden, allein er fürchte sehr das Uebel sei ohne Rettung. Diese vermeinte Eröffnung that die gewünschte Wirkung; die Königinn beschloß, allen zum Troz, den Prinz Heinrich zu beschüzen, begegnete mir weit gütiger, und befahl mir sogar, den Prinzen mit Höflichkeit zu behandeln, weil sie, wie sie sagte, lieber sterben, als mich mit dem Herzoge von Weissenfels verheirathet sehen wollte.

Lange dauerte diese gute Zeit aber doch nicht. Nach des Königs Rükkehr aus Preussen, die kurz darauf erfolgte, sah sie an seinem ganzen Benehmen gar wohl, daß sie Grumbkow hinter das Licht geführt hatte. Wahr ist es, daß ihm Prinz Heinrichs feine Sitten nicht gefielen, er hätte gerne einen rohen Schwiegersohn gehabt, der nur Wein und Soldaten geliebt hätte, er machte den armen Prinzen täglich betrunken, um, wie er sagte, seinen Karakter zu prüfen, und ihn ans Getränk zu gewöhnen. Aber er verlor Zeit und Mühe dabei. Ja er bezeugte sogar Seckendorf und Grumbkow seine Unzufriedenheit darüber, daß er, wie er sagte, ein Jungfernknecht sei, ein Mensch ohne Geist, und dessen Sitten ihm unerträglich wären. Wie diesen Beiden täglich dergleichen Reden wiederholt wurden, ward es ihnen endlich bange, und um den nachtheiligen Eindruck, den des Königs Abneigung haben könnte, abzulenken, schlugen sie dem Prinzen vor, ein preussisches Regiment zu fordern; sie stellten ihm diesen Schritt als das einzige Mittel vor, sich beim König in Gunst zu sezen, und seine Heirath vollziehen zu machen; die englische Nation hörte, wie sie sagten, nicht auf, über die falschen Maasregeln ihres Königs zu murren, der Prinz von Wallis war

in Verzweiflung, mich zu verlieren, und bewegte Himmel und Erde, um meine Heirath mit ihm zu hintertreiben, sie kennten also kein anderes Mittel, um allen den drohenden Unannehmlichkeiten auszuweichen, als den Vorschlag, den sie ihm so eben machten. Prinz Heinrich war sehr in Verlegenheit; der Markgraf sein Vater war ein starrsinniger Mann, er harte seinem ältesten Sohn nie erlauben wollen, in Kriegsdienst zu gehen; um dieses zu vermeiden, hatte er zwei kaiserliche Regimente abgegeben, welche der Markgraf George Wilhelm auf die Bedingung errichtet hatte, daß eines davon seinem zweiten Sohn, das ani re dem General Philippi gehören solle. Nach reiflicher Ueberlegung beschloß er aber doch, Grumbkows und Seckendorfs Rath zu befolgen, und ein Regiment anzunehmen. Der König übergab es ihm einige Tage nachher, und machte ihm zugleich einen goldnen Degen zum Geschenk, so schwer daß man ihn kaum aufheben konnte.

Alle diese Klatschereien ärgerten mich sehr. Ich kannte den König nur zu gut, ich wußte, daß er alle, die in seinen Diensten standen, wie Sklaven ansah, und wußte voraus, er würde den Prinzen, wie meine Brüder und alle andere Prinzen vom Geblüt behandeln, die gar keiner andern Auszeichnung genossen, als ihres Militair-Rangs. Meine Muthmassungen waren nur zu gegründet; eh der König nach Potsdamm zurück kehrte, ließ er dem Erbprinzen zu verstehen geben; er würde wohl thun, sich zu seinem Regiment zu begeben, das in Basewalk, einem kleinen pommerschen Städtchen lag. Der Prinz mußte gehorchen, und reißte einige Tage nach dem Könige ab. Er war tödtlich betrübt, erhob tausend Klaglieder bei mir über unsre Trennung, und über die Furcht, in welcher er sich befände, ich möchte Abscheu gegen ihn hegen, denn anders könnte er die unerträgliche Kälte meines Betragens nicht

deuten. Er fühle sich, sagte er, der Ehre nicht würdig, die ihm der König erzeige, aber er verdiene sie dennoch durch die Ehrfurcht, die er Zeitlebens für mich hegen würde. Tausendmal küßte er mir die Hand, da ich ihm aber nicht antwortete, bat er mich flehentlich, ihm ganz offen zu sagen, was ich empfände; daß er in Verzweiflung seyn würde, mich unglücklich zu machen, so bald ich Abneigung gegen ihn hätte; wär ich ihm aber nicht entgegen, so hoffte er, ich würde in seiner Abwesenheit keinen nachtheiligen Einflüssen gegen ihn Gehör geben, er beschwöre mich also, ihm eine entscheidende Antwort darauf zu geben. Indem er so sprach, hatte er Thränen in den Augen und war bis ins innerste Herz bewegt. Ich war sehr in Verlegenheit ihm zu antworten, endlich faßte ich mich aber und sagte: ich dächte zu gut, und schäzte ihn zu sehr, um gegen mein ihm gegebenes Wort zu fehlen, er solle also in dieser Rücksicht ganz ruhig seyn; allein fügte ich hinzu, ich hätte gewünscht, Sie wären nicht in den königlichen Dienst getreten, hätten Sie mich zu Rath gezogen, so wär das nie geschehen. — Man drohte mir mit Ihrem Verlust, erwiederte er, und eh hätte ich alle mögliche Regimenter, und die härtesten Bedingungen in der Welt angenommen, als mich diesem Unglük unterworfen. — Die Königinn, die in den Alleen von Montbijou, wo wir uns befanden, spazierengegangen war, machte durch ihre Annäherung, diesem Gespräch, dem meine Hofmeisterin beiwohnte, ein Ende.

Frau von Konnken, die Oberhofmeisterinn der Königinn, die wahrscheinlich Abends bei der Tafel lange Weile hatte, ließ aus ihrem Hause solche kleine Herzchen von Zucker holen, in denen innwendig Verse versteckt sind. Alle Welt nahm davon, und man gab sie sich einander. Prinz Heinrich gab mir auch eines und

zerbrach es mir in der Hand. Die Königinn fand das ganz unerhört! „ich kenne dich nicht mehr, seit diese verdammte Heirath an dem Brett ist, sagte sie; du hast weder Scheu noch Schaam mehr. Ich bin gestern für dich erröthet, wie dein Pinsel von Prinzen dir das Herz in der Hand zerbrach. Solche Vertraulichkeiten schicken sich nicht, und er hätte besser wissen sollen, was er dir schuldig ist." — Ich antwortete, daß ich die Sache nicht für so wichtig gehalten hätte, um so weniger, da er dergleichen Herzen ja auch in der Hand meiner Schwester Charlotte zerbrochen hätte, ohne daß es ihren Tadel erregte. Dennoch sollte es nicht wieder geschehen. Meine Antwort besänftigte sie nicht, und sie lag damit noch lange meiner Hofmeisterinn in den Ohren, der sie wie einem Hund begegnete.

Vierzehn Tage darauf gingen wir nach Wusterhausen. Die Beschreibung dieses berühmten Ortes wird hier nicht am unrechten Orte seyn. Mit unsäglicher Arbeit hatte der König endlich einen Hügel aufführen lassen, der die Aussicht so gut begrenzte, daß man das Schloß nicht eher sah, als bis man herab gestiegen war. Dieses Schloß bestand in einem Hauptgebäude, dessen vorzüglichste Zierde ein alter, ehmals zum Diebeswinkel benuzter Thurm war, denn eine Bande Räuber, denen ehmals dieses Schloß gehörte, hatten ihn gebaut. Es war von einem Erdwall und mit Gräben umgeben, deren Wasser ihrer Schwärze wegen dem Styxe glichen und die keineswegs Lavendelwasser ausdüfteten. Ueber diesen Graben war eine Brücke gebaut, die zu dem Hof dieses Pallastes führte. Er hatte zwei einzeln stehende Flügel, deren jeder von zwei schwarzen, und zwei weissen Adlern bewacht wurde. Die Schildwache bestand in zehn oder zwölf grossen Bären, die auf ihren Hintertazen umherspazierten, weil man ihnen die Vordern abgeschnitten hatte. Mitten

im Hof erhob sich ein Born, aus dem man mit vieler Kunst einen Springbrunnen gemacht hatte, er war mit einem eisernen Geländer umgeben, einige Stufen führten hinauf, und diesen angenehmen Platz hatte der König zu seiner Tabagie ausersehen. Meine Schwestern und ich waren mit unserm ganzen Gefolge in zween Zimmer gedrängt, die vielmehr einem Hospital als einer fürstlichen Wohnung ähnlich sahen. Wie auch das Wetter seyn mochte, so aß man unter einem Zelte, das von einer grossen Linde beschattet war, und wenn es regnete, saßen wir zuweilen bis an das halbe Bein im Wasser. Die Tafel war immer von vier und zwanzig Personen, von denen drei Viertel jederzeit fasteten, denn es wurden nie mehr, als sechs Schüsseln gegeben, und diese waren so schmal zugeschnitten, daß ein nur halbewegs hungriger Mensch sie mit viel Bequemlichkeit allein aufzehren konnte, den ganzen Tag waren wir in das Zimmer der Königinn eingesperrt, wir durften nicht einmal frische Luft schöpfen, wenn es auch noch so schön Wetter war, sondern mußten, von vielem Sizen und allen unangenehmen Dingen, die wir anhörten, milzsüchtig werden.

Prinz Heinrich kam einige Tage nach uns in diesen angenehmen Aufenthalt. Meine Schwester bezeugte ihm alle mögliche Aufmerksamkeit, sie hob nun die Larve, und zeigte, wie sehr sie mich haßte. Unaufhörlich brachte sie die Königinn gegen mich auf, aber für den Prinzen suchte sie dieselbe einzunehmen. Eines Tages, wie die Königinn mich sehr übel behandelt hatte, und ich sehr traurig war, fragte sie mich um die Ursache? ich sagte sie ihr, und sezte hinzu, daß ich auf die Länge über diese Mißhandlungen vor Gram sterben müßte. Du bist eine rechte Thörinn, sagte sie darauf, wenn ich so einen artigen Liebhaber hätte, wie du, so lachte ich der Königinn, und ließ sie brummen, so viel

sie wollte. — Du hast dich nicht zu beklagen, antwortete ich, der Deine ist liebenswürdig genug, ausser dem hast du keinen Verdruß, ich werde aber von aller Welt geplagt, und der König verläßt mich auch. — Darauf sagte sie auf eine muthwillige Weise: nun gut! wenn du Prinz Carln so liebenswürdig findest, so laß uns Ringe wechseln! — ich hielt es für einen Scherz und erwiederte: da ich mich noch in einer glücklichen Gleichgültigkeit befände, wollte ich sie ihr beide abtreten. Nun so gieb mir deinen Ring! wiederholte sie, und ich gab ihn ihr — darauf zog sie den, welchen ihr Prinz Carl gegeben hatte, ab, und verbarg ihn, in einem Winkel des Zimmers. Indessen näherte sich die Zeit der Mittags Tafel, und da ich fürchtete, daß der König, der die Augen überall hatte, und über solche Kleinigkeiten sehr abergläubig war, bemerken würde, daß mein Ring mir fehlte, so bat ich sie auf das dringendste, mir ihn wieder zu geben, aber konnte sie nicht dazu bewegen, sie behielt ihn zwei Tage; wie ich nun wahrnahm, daß weder ich, noch meine Hofmeisterin nichts über sie gewinnen konnten, wendete ich mich an die Ramen, welche es der Königinn sagte, und auf ihren Verweiß mußte Charlott mir meinen Ring wieder geben, und den ihrigen wieder an Finger stecken. Diesen Streich verzieh sie mir nie; ich durfte den Kopf nicht mehr auf die Seite wenden, wo der Prinz war, so klagte sie mich sogleich bei der Königinn an, daß ich mit ihm liebäugelte.

Grumbkow und Seckendorf hatten indessen wohl vorausgesehen, daß Engelland noch einen Schritt thun würde, um meine Heurath zu hintertreiben. Wir waren in Makenau, einem arrigen, nicht weit von Wusterhausen gelegnen Landsitz, als sich ein hessischer Oberster: Donep, vorstellen ließ, — denn der König von Engelland, der sich keiner abschläglichen Antwort mehr

ausſezen wollte, hatte dem Prinzen Wilhelm von Heſſen die Unterhandlung aufgetragen, der demzufolge dieſen Oberſten Donep nach Makenau ſchickte, um meinem Vater ſehr annehmliche Vorſchläge zu thun. Hätte mein Vater Grumbkow und Seckendorf betriegen wollen, ſo konnte ihn in dieſem Augenblick nichts daran hindern, denn die Sache ward ſo geheim getrieben, daß ſie beide bis dieſe Stunde nichts davon wiſſen würden, hätte es ihnen der König nicht ſelber geſagt. Mein Vater war die ganzen acht Tage, die wir in Makenau zubrachten, von der fürchterlichſten Laune. Die Königinn mußte es entgelten, mit der zankte er von früh bis Abend, und ſie ſchüttete denn alles empfangene wieder brühheiß über mich aus. Unter andern hatte ſie auch die Unmenſchlichkeit, mich zum Ausgehen zu zwingen, obſchon ich ein mit heftigem Fieber begleitetes Geſchwür im Halſe hatte; das Geſchwür brach auf, und ich ward beſſer. Ich hatte dieſen Zufall Seiltänzern zu danken, die ihre Künſte im Schloß-Hofe zu Makenau machten, der König und die Königinn ſchauten ihren Sprüngen aus einem Fenſter ihres Zimmers, meine Schweſtern, Prinz Heinrich, und ich aus dem andern zu. Er ſah dieſen Tag ſehr traurig aus, und ſagte zu mir: „ich bin in Verzweiflung! der heutige und morgende Tag entſcheidet mein Schickſal.“ Seine Worte befremdeten mich, aber ich hütete mich wohl, ihn zu fragen, was ſie bedeuteten; er nahm alſo das Wort weiter, und ſezte hinzu: „Herr Donep iſt im Namen des Königs von Engelland hier, er hat dem Könige neue Vorſchläge von Seiten des engliſchen Hofes gemacht, biß jezt hat der König Seckendorf und Grumbkow ein Geheimniß daraus gemacht, heute Morgen hat er endlich mit ihnen geſprochen. Sie haben ihm die ſtärkſten Vorſtellungen gemacht, aber noch ſcheint er unentſchloſſen.“ Dieſe ſchöne Nachricht mach-

te mich ganz starr, so, daß ich ihm nur mit Stillschweigen antworten konnte. Noch denselben Abend ließ Herr Donep die Königinn unter der Hand von seinen Aufträgen, und den schönen Hoffnungen, welche sie enthielten, benachrichtigen, und der Ausdruck von Nachdenken und Kummer, den sie an Prinz Heinrich wahrnahm, bestärkte sie noch in der Hoffnung, es werde ihr endlich gelingen. Sie war diesen Abend in der bezaubernd sten Laune, und erzeigte dem Prinzen tausend Höflichkeiten, mir war aber ganz anders zu Muthe, ich hatte Neigung für den Prinzen gefaßt, und müde, das Spielwerk des Glückes zu seyn, war ich fest entschlossen, mich keinem Tausche mehr zu unterwerfen.

Den Tag darauf giengen wir nach Wusterhausen zurück, wo mich die Königinn sogleich in ihr Cabinet kommen ließ, um mir die Neuigkeiten des Tages zu erzählen. „Heute, sagte sie, wird deine Heirath gebrochen, und morgen, hoffe ich, reißt Prinz Heinrich ab, denn du hast, glaube ich, kein so niedriges Gemüth, daß du ihn dem Prinzen von Wallis vorziehst.“ Auf mein Stillschweigen sezte sie hinzu: „ich will deine Denkungsart darüber wissen; du mußt dich entschliessen, denn ich frage dich nicht ohne Ursache darum; verstehst du mich?“ — Während die Königinn sprach, hatte ich alle Heiligen des Paradieses um Hülfe angefleht — ich weiß nicht, ob sie mir halfen oder mein guter Engel mich erleuchtete? ich faßte endlich Muth und sagte: „ich habe den Befehlen Ihrer Majestät jederzeit gehorsamt; wie ich ihnen durch meine Nachgiebigkeit gegen den König widerstrebte, und mich für Prinz Heinrich erklärte, that ich es um den Frieden in der Familie herzustellen, Ihre Majestät von dem täglichen Kummer zu befreien, und meinem Bruder seine Freiheit wieder zu schaffen. Meine Neigung hatte bei diesem allen nichts zu thun, denn ich kannte den Prinzen noch nicht;

jezt aber, nun ich Achtung für ihn gefaßt, und ihm mein Wort gegeben habe, würde ich es meiner unwürdig finden, ohne alle Ursache mit ihm zu brechen, da sein Karakter und seine Person auch nicht zu der mindesten Klage berechtigen." Kaum konnte die Königinn das Ende meiner Rede erwarten, sie überhäufte mich mit den bittersten Vorwürfen, und behandelte mich ohne alle Schonung. Meine Thränen flossen unaufhaltsam, ich sah mich aufs neue dem Muthwillen des Zufalls unterworfen, und meinen Leiden kein Ende. Dennoch mußte ich mir in des Königs Gegenwart Zwang anlegen. Er hatte seit meiner Verlobung kein Wort mehr mit mir gesprochen, mich kaum eines Blickes gewürdigt, auch diesen Tag war er sehr übel gestimmt. Wie Prinz Heinrich des Abends wie gewöhnlich zur Tafel kam, waren weder meine Mutter noch Schwester im Zimmer, er eilte sehr heiter auf mich zu, küßte mir die Hand und sagte: „alles geht gut! Herr Donep reißt morgen sehr unzufrieden ab, denn der König hat alle ihm gethanen Vorschläge verworfen." — Ich that, als wäre nichts vorgefallen, allein diese Worte hatten meinem armen Gemüthe den Frieden wieder gegeben. Einige Stunden darauf erfuhr die Königinn die gleiche Nachricht, sie war darüber in Verzweiflung, und ich mußte wieder die Zeche bezahlen.

Der König hatte meine Schwester, und den Markgrafen von Anspach zu meiner Hochzeit eingeladen. Wie man sie acht Tage nach diesem Vorfalle in Wusterhausen erwartete, ritt ihnen der König entgegen, und führte meine Schwester sogleich nach ihrer Ankunft in das Zimmer der Königinn. Wir erkannten sie fast nicht mehr! sie war sehr schön gewesen, nun war das vorbei, ihre Haut war gänzlich verdorben, und ihr ganzes Betragen verändert. Die Königinn hatte sie nie leiden können, und seit ich bei dem Könige in Ungnade war,

te mich ganz starr, so, daß ich ihm nur mit Stillschweigen antworten konnte. Noch denselben Abend ließ Herr Donep die Königinn unter der Hand von seinen Aufträgen, und den schönen Hoffnungen, welche sie enthielten, benachrichtigen, und der Ausdruck von Nachdenken und Kummer, den sie an Prinz Heinrich wahrnahm, bestärkte sie noch in der Hoffnung, es werde ihr endlich gelingen. Sie war diesen Abend in der bezaubernd sten Laune, und erzeigte dem Prinzen tausend Höflichkeiten, mir war aber ganz anders zu Muthe, ich hatte Neigung für den Prinzen gefaßt, und müde, das Spielwerk des Glückes zu seyn, war ich fest entschlossen, mich keinem Tausche mehr zu unterwerfen.

Den Tag darauf giengen wir nach Wusterhausen zurück, wo mich die Königinn sogleich in ihr Cabinet kommen ließ, um mir die Neuigkeiten des Tages zu erzählen. „Heute, sagte sie, wird deine Heirath gebrochen, und morgen, hoffe ich, reißt Prinz Heinrich ab, denn du hast, glaube ich, kein so niedriges Gemüth, daß du ihn dem Prinzen von Wallis vorziehst." Auf mein Stillschweigen sezte sie hinzu: „ich will deine Denkungsart darüber wissen; du mußt dich entschliessen, denn ich frage dich nicht ohne Ursache darum; verstehst du mich?" — Während die Königinn sprach, hatte ich alle Heiligen des Paradieses um Hülfe angefleht — ich weiß nicht, ob sie mir halfen oder mein guter Engel mich erleuchtete? ich faßte endlich Muth und sagte: „ich habe den Befehlen Ihrer Majestät jederzeit gehorsamt; wie ich ihnen durch meine Nachgiebigkeit gegen den König widerstrebte, und mich für Prinz Heinrich erklärte, that ich es um den Frieden in der Familie herzustellen, Ihre Majestät von dem täglichen Kummer zu befreien, und meinem Bruder seine Freiheit wieder zu schaffen. Meine Neigung hatte bei diesem allen nichts zu thun, denn ich kannte den Prinzen noch nicht;

jezt aber, nun ich Achtung für ihn gefaßt, und ihm mein Wort gegeben habe, würde ich es meiner unwürdig finden, ohne alle Ursache mit ihm zu brechen, da sein Karakter und seine Person auch nicht zu der mindesten Klage berechtigen." Kaum konnte die Königinn das Ende meiner Rede erwarten, sie überhäufte mich mit den bittersten Vorwürfen, und behandelte mich ohne alle Schonung. Meine Thränen flossen unaufhaltsam, ich sah mich aufs neue dem Muthwillen des Zufalls unterworfen, und meinen Leiden kein Ende. Dennoch mußte ich mir in des Königs Gegenwart Zwang anlegen. Er hatte seit meiner Verlobung kein Wort mehr mit mir gesprochen, mich kaum eines Blickes gewürdigt, auch diesen Tag war er sehr übel gestimmt. Wie Prinz Heinrich des Abends wie gewöhnlich zur Tafel kam, waren weder meine Mutter noch Schwester im Zimmer, er eilte sehr heiter auf mich zu, küßte mir die Hand und sagte: „alles geht gut! Herr Donep reißt morgen sehr unzufrieden ab, denn der König hat alle ihm gethanen Vorschläge verworfen." — Ich that, als wäre nichts vorgefallen, allein diese Worte hatten meinem armen Gemüthe den Frieden wieder gegeben. Einige Stunden darauf erfuhr die Königinn die gleiche Nachricht, sie war darüber in Verzweiflung, und ich mußte wieder die Zeche bezahlen.

Der König hatte meine Schwester, und den Markgrafen von Anspach zu meiner Hochzeit eingeladen. Wie man sie acht Tage nach diesem Vorfalle in Wusterhausen erwartete, ritt ihnen der König entgegen, und führte meine Schwester sogleich nach ihrer Ankunft in das Zimmer der Königinn. Wir erkannten sie fast nicht mehr! sie war sehr schön gewesen, nun war das vorbei, ihre Haut war gänzlich verdorben, und ihr ganzes Betragen verändert. Die Königinn hatte sie nie leiden können, und seit ich bei dem Könige in Ungnade war,

hatte sie bei ihm meinen Platz eingenommen. Er liebkoßte sie auf alle Weise, nennte sie einmal über das andere Königliche Hoheit, so daß die Königinn, die es nicht leiden konnte, wenn man jemand andern wie ihr schön that, höchst beleidigt ward, ohne es sich jedoch merken lassen zu dürfen. Meine Schwester war sehr liebreich gegen mich, und ich that alles Mögliche, um ihr meine Freude über unser Wiedersehen zu bezeugen. Nach Tisch führte sie der König in ihre Kammer, denn man kann ein kleines Loch unter dem Dache nicht Zimmer nennen, und wie man ihr meldete, daß ihre Kammerfrauen noch nicht angelangt wären, sagte er, indem er auf mich zeigte: „Deine Schwester kann die Kammerfrauendienste thun, sie taugt ohnehin zu sonst nichts.“ Ich blieb bei diesen Worten wie eingewurzelt; eine solche Behandlung hatte ich nicht verdient, dennoch bemeisterte ich mich, und begab mich bald nach dem Könige hinweg. Bei meiner Ankunft in mein Zimmer vergoß ich einen Strom von Thränen, meine kleine Eigenliebe war bitter gekränkt; indem der König meine Schwester über mich stellte, that er Unrecht, denn ich war die älteste, und es kam ihr nicht zu. Die Königinn war sehr erzürnt darüber, allein ihre Vorstellungen hatten wenig Gewicht, es blieb also, wie es war.

Vierzehn Tage nach meiner Schwester Ankunft, kehrten wir nach Berlin zurück. Der König hatte die Herzoginn von Sachsen-Meiningen, die Tochter des Churfürsten Friedrich Wilhelm, den Herzog, die Herzoginn und den Prinzen Carl von Bevern, und den Markgrafen von Bayreuth, meinen künftigen Schwiegervater eingeladen. Die Herzoginn von Meiningen kam zuerst an; diese Prinzeßinn hatte drei Männer gehabt; den Herzog von Curland, den Markgrafen Christian Ernest von Bayreuth, und nun war sie Wittwe von dem Herzog von Meiningen. In ihrer Jugend hatte sie sehr

gern gefallen, und man hätte keine bessere Schauspielerinn finden können, wie sie, besonders in Karakter-Rollen, die waren ihr angeboren. Ihr rundes Angesicht und eine Dicke, die sie beinahe am Gehen hinderte, deuteten hinlänglich an, daß ihr die Freuden der Tafel am liebsten wären; sie betrug sich auf eine freche, gemeine Art; und obschon in die sechzig, war sie aufgepuzt wie ein junges Mädchen, dadurch ward sie noch lächerlicher; mit Edelsteinen bedeckt, und mit tausend Schnurrpfeifereien geschmückt, sah sie aus wie ein Festaltar. Die Königinn war genöthigt, ihr den ersten Besuch zu machen; wie sie hinging, befahl sie mir, mich von ihrer Rückkehr benachrichtigen zu lassen, um ihr dann auch aufzuwarten. Ich gehorchte; es war spät, und die Königinn hielt diesen Tag Appartement. Wie ich mich dahin verfügte, fand ich sie beschäfftigt, die Anwesenden zu unterhalten, wie sie mich sah, fragte sie mich, aber zornig: woher ich käme? — Von der Herzoginn, antwortete ich. — Wie? und auf wessen Befehl? — Auf den Befehl Ihrer Majestät? erwiederte ich. — „Auf den meinen? rief sie, ich habe dir nie befohlen, Niederträchtigkeiten zu begehen, noch Dinge, die unter deiner Würde sind; allein seit einiger Zeit bist du dergleichen so gewohnt, daß es mich nicht mehr wundert.“ Diesen Verweiß machte sie mir ganz laut, im Angesicht des ganzen Hofes — alle Welt nahm Aergerniß daran, und beklagte mich im Stillen, ich war aufs Aeusserste gebracht, und mußte dennoch meine Fassung behalten.

Der König kam zu gleicher Zeit mit dem Beverschen Hofe an, und wenige Zeit darauf, der Markgraf von Bayreuth. Da ich den Faden der Geschichte nicht unterbrechen will, verspar ich sein Gemählde auf eine andere Zeit. Er ward mir bei der Königinn vorgestellt, wo er mir Complimente und Freundschaftsversicherungen ohne Ende machte. Da meine Hochzeit drei Tage

darauf, am zwanzigsten November, vor sich gehen sollte, gestattete die Königinn ihm und seinem Sohne freien Zutritt zu mir, sie konnten diese Erlaubniß aber wenig benuzen, denn ich war den ganzen Tag bei der Königinn, und sprach sie des Abends nur einen Augenblick in aller Welt Beisein, in meinen Zimmern, so daß ich sie nicht genau kennen lernen konnte.

Den zwanzigsten begab ich mich in Nachtkleidung zu dem Könige; er sagte mir, daß ich der, allen Prinzessinnen, die sich verehlichen wollten, gewöhnlichen Ceremonie mich unterziehen müsse: der Entsagung der Allodialgüter. Da ich von dieser Förmlichkeit benachrichtigt war, befremdete sie mich nicht; ich folgte dem König und der Königinn in ein Zimmer, wo ich die beiden Markgrafen Vater und Sohn fand, wie auch Grumbkow, Thulemaier und Podwells, und Herrn von Voit, den Bayreuther Staatsminister. Man las mir die Eidesformel vor, die des Inhalts war: daß ich während Lebzeiten meiner Brüder und ihrer Nachkommenschaft allen Allodialgütern entsagte, aber im Fall ihres Absterbens in mein volles Erbrecht wieder einträte, ausgenommen der Ansprüche des Prinzen Heinrich auf die Länder von Jülich und Bergen. Ich stand keinen Augenblick an, diesen Schwur abzulegen, allein nach diesem ersten Artikel folgte ein anderer, der mich ins äusserste Erstaunen sezte, und den ich, da man mich gar nicht vorbereitet hatte, gar nicht vorher sah — er enthielt eine vollständige Verzichtleistung auf alle Güter der Königinn, im Fall sie ohne ein Testament zu machen, mit Tode abging. Anstatt auf jeden Artikel mit den Worten zu antworten, so mir Gott helfe! — blieb ich ganz stumm, und hob auch die beiden Finger der rechten Hand nicht auf, wie es die Gewohnheit in solchen Fällen erfordert. Der König, der bis dahin keinen Blick von mir gewendet hatte, trat jezt zu mir, umarmte mich, und sagte mit Thränen in den Augen: du mußt dich dieser harten Bedigung unter-

werfen, meine liebe Tochter! die Markgräfinn von Anspach hat dasselbe gethan, — es ist eine blosse Förmlichkeit, und deine Mutter hat ja jeden Augenblik Freiheit, ein Testament zu machen, wie sie es will. — Diese Worte trösteten mich nicht sehr! ich küßte dem Könige die Hand und sagte: er hätte mir auf das Feierlichste versprochen, für mich zu sorgen, ich könnte also nicht glauben, daß er mich mit so viel Härte behandeln wolle. Er veränderte die Farbe, und sagte: es sei keine Zeit, Einwürfe zu machen; wollte ich nicht gutwillig unterschreiben, so würde er mich dazu zwingen, ich solle also meinen Entschluß darüber nehmen. Dieses alles ward ganz leise gesprochen, und der König führte mich an den Tisch, wo ich das saubere Akten-Stük unterschreiben mußte. Darauf liebkoßte er mich auf das Zärtlichste für die Willfährigkeit gegen seinen Willen, und gab mir die schönsten Versprechungen, die er eben so wenig zu halten gedachte, als ich den eben abgelegten Eid. Nachher sezte man sich zu Tisch, bei dem niemand zugegen war wie der König, die Königinn, meine zwei ältesten Schwestern, die Herzoginn von Bevern und Prinz Heinrich, die andern Herrschaften waren in der Stadt eingeladen.

Nach der Tafel fieng man an, mich zu putzen. Ich hatte so viele Kammerfrauen, die Königinn an ihrer Spize, daß die eine verdarb, was die andere aufgebaut hatte. Die Königinn zog alles, so viel möglich, in die Länge, ohne daß ich die Ursache begriff, bis ich, nachdem ihr der König zu wiederholten Malen befohlen hatte, ein Ende zu machen, endlich nach vier Stunden Arbeit aussah, wie eine Närrinn. Ich hatte eine brillantene Krone von sechs Bogen auf dem Kopfe, und vier und zwanzig lange Locken daran herunterhängen, die mir den Kopf dergestalt zogen, daß ich ihn nicht gerade halten konnte. Mein Kleid

war eine Hofrobe von reichem Silberstoff mit einem goldnen Netze, der Schlepp, zwölf Ellen lang, ward von meinen beiden Damen, und zween Damen der Königinn getragen. Meine Hofmeisterinn ward an diesem Tage zur Aebtissinn von Wolmirstätten ernannt, und der König hieng ihr das Ordenskreuz selbst um den Hals.

Wir begaben uns alle in die grossen Zimmer des Schlosses. Ich glaube, eine kleine Beschreibung dieser Zimmer wird nicht unwillkommen seyn. Sie bestanden in einer Folge von sechs grossen Gemächern, die an einen Saal stiessen, der sich sowohl durch die Pracht der Bauart, als der Schildereien auszeichnete. Von diesem Saal trat man in mehrere grosse Zimmer, die sich endlich in eine Gallerie endigten, die mit Gemählden von den größten Meistern ausgeziert war; dann kam wieder eine Reihe grosser Zimmer, die abermals ein grosser Saal beschloß. Das alles ist nichts Ausserordentliches, besonders in dem Hause eines Königs; allein die ungeheuern silbernen Geräthschaften, welche diese Zimmer verzierten, gaben ihnen einen unschäzbaren Werth. Wie der König die Pracht des Königs von Polen in Dresden gesehen hatte, wollte er sie noch übertreffen, er fiel also auf eine ganz neue Art von Aufwand; er ließ Spiegelrahmen verfertigen von sechs bis sieben Fuß Höhe, welche zwanzig Mann nicht fortbringen konnten, unter jedem dieser Spiegel stand ein gediegener Tisch, an dem zwölf Personen bequem speisen konnten. Die Wandleuchter waren vier Fuß groß, und die Kronleuchter hatten den innern Werth von 10,000 bis 100,000 Thalern; die Gueridons waren sieben Fuß hoch. Beide Säle waren mit Schenktischen geziert, von denen das geringste Gefäß zwölftausend Thaler werth war; der Balkon von einem dieser Säle war von demselben Metall, und al-

les mit Kunst und Geschmak gearbeitet. Man konnte in allen diesen Zimmern nur Altarkerzen brennen, die zum Ersticken rauchten, und Gesicht und Kleider aller Anwesenden schwarz färbten. Der Werth aller dieser Reichthümer ward auf sechs Millionen geschäzt.

Der lezte dieser Säle war zur Einsegnung meiner Ehe zubereitet. Zu dem Endzwek hatte man einen Thronhimmel von karmosinrothem Sammt mit goldenen Crepinen aufgerichtet, unter dem der Trautisch stand. Nach der Einsegnung wurde eine dreimalige Canonensalve gegeben; alle Gesandte, ausser dem englischen, waren zugegen, und der Markgraf von Schwedt mußte sich auf des Königs Befehl dabei einfinden. Man kann leicht denken, daß der leztere ein trübseliges Gesicht machte, und ziemlich wenig Fassung haben konnte. Nachdem ich dem König meinen Salamalek verrichtet und alle Glükwünschungen angenommen hatte, mußte ich mich neben die Königinn unter den Thronhimmel setzen, und Prinz Heinrich eröffnete mit meiner Schwester von Anspach den Ball. Er dauerte nur eine Stunde, worauf man zur Tafel gieng. Ich behauptete das obere Ende der Tafel; der König saß neben dem Prinzen, und der Markgraf mein Schwiegervater neben mir. Der König fand seine Freude daran, den Prinzen betrunken zu machen, er mußte ihm mit aller Gewalt Bescheid thun. Eine meiner Damen, und eine der Königinn blieben die ganze Zeit hinter meinem Stuhl stehen, eben so auch zwei Cavaliere des Königs, und zwei, die zu meinem eignen Hofstaat gehörten. Der eine der ersten hieß Herr von Breiche, der andere Major..... Die andern beiden waren mein Ober-Kammerherr, Herr von Voit, und der Kammerherr von Bindemann.

Nach der Tafel, die zwei Stunden dauerte, begaben wir uns in den ersten Saal zurück, wo der Fa-

ckeltanz begonnen ward. Dieser Tanz wird mit Gepränge aufgeführt. Alle Hofmarschälle gehen mit ihren grossen Stäben voraus, die Generallieutenants folgen mit den Fackeln, dann kommen die Brautleute, man macht zweimal einen Kreis durch das Zimmer, dann nimmt die Braut jeden Prinzen allzeit nach seinem Range, hat sie mit der ganzen Reihe getanzt, so nimmt der Bräutigam ihren Plaz, und tanzt eben so mit den Prinzessinnen. Sobald der Tanz beendigt war, kleidete man mich, dem Ceremoniel gemäß aus. Die Königinn gab mir nur das Hemd, obschon sie mich ganz aus, und auch wieder an hätte kleiden sollen. Darauf legte man mich auf ein karmosinrothes mit Perlen gestiktes Bett. Alle Herrschaften, ausser denen von Braunschweig und Anspach, so wie alle Damen aus der Stadt, nahmen dann Abschied von mir. Die Königinn konnte sich nicht enthalten, mir im Vorbeigehen noch einige harte Worte zu sagen. Sie war ganz in Verzweiflung, denn an dem heutigen Tage war ein Courier von England mit so vortheilhaften Vorschlägen angelangt, daß meine Heurath, wäre er nur um vier und zwanzig Stunden früher eingetroffen, gewiß rückgängig geworden wäre.

Ich kann hier einige Bemerkungen nicht unterdrücken, die mich nicht von meinem Gegenstande entfernen sollen. Man wird sich erinnern, daß England am Tag meiner Verlobung eben solche Anerbietungen hatte machen lassen, als am Tage meiner Hochzeit. Ich habe stets den Verdacht gehabt, daß diesem eine falsche Politik Englands zum Grunde gelegen habe. Der König hatte die Heurath seines Sohnes nie gerne gesehen, er wollte eine Schwiegertochter von beschränktem Geiste, die sich in kein Geschäft mischen könnte; ich weiß nicht, ob man ihm meinen Geist umfassender geschildert hatte, wie er ist, aber seine Abneigung grün-

dete sich auf die Furcht, ich möchte, an einem so intrigganten Hofe wie der Berliner erzogen, dieselben Grundsätze eingesogen haben. Welches aber auch die Ursache sey, so war er mir allezeit entgegen gewesen. Der Prinz von Wallis und die ganze Nation wünschte dagegen diese Verbindung sehr eifrig. Um sich nun über den Bruch der beiden Höfe zu entschuldigen, hatte der König nicht umhin gekonnt, alle schon erwähnten Schritte zu thun, aber er maß sie immer so gut ab, daß sie nie zu einer Entscheidung führen konnten. Von der andern Seite hatte mein Vater, wie ich seitdem erfahren habe, die Heirath mit dem Prinzen von Bayreuth nie gewünscht, nur die Versicherungen von Seckendorf und Grumbkow, daß dieses das einzige Mittel sey, England zu einer günstigen Erklärung für die einfache Heirath zu bringen, hatte ihn dazu vermocht. Der Markgraf von Bayreuth war auch wüthend über die Heirath seines Sohnes, zum Theil aus Eifersucht, zum Theil aus Ursachen, die ich weiter unten ans einander setzen werde. So sah ich mich also gegen den Willen des Königs, der Königinn und meines Schwiegervaters verheirathet, und alle drei stellten sich dennoch, als wenn sie sehr zufrieden damit wären. Wenn ich das alles bedenke, kann ich das Schiksal nicht genug bewundern, und ich gestehe, daß meine Philosophie zuweilen den Gedanken, welche die Erfahrung mir über diesen Gegenstand eingiebt, Plaz machen muß. Doch ich breche meine Betrachtungen ab; wollte ich mich allen denen überlassen, die ich über die verschiednen Lagen meines Lebens gemacht habe, und noch mache, so wüchsen diese Memoiren zu Foliobänden an.

Ich habe seit meiner Freilassung nie von meinem Bruder gesprochen, um den Faden der Geschichte nicht zu unterbrechen. Der König hatte ihm die Stadt Küstrin zum Gefängniß angewiesen; um ihn zu demüthi-

gen, ließ er ihm nicht die Uniform seines Regiments wieder geben, sondern befahl ihm, ein ganz einfärbiges französisches Kleid zu tragen, was er für einen Schimpf ansah. Mein Bruder ließ es nach dem Muster dessen machen, welches Katt an dem Tage seiner Hinrichtung trug. Weiter befahl der König, daß er täglich in dem Range eines Auscultator im Finanzdirektorium arbeiten solle. Diesen Posten giebt man gewöhnlich jungen Leuten, die sich unterrichten wollen; sie haben täglich freien Zutritt in dem Direktorium, sind Zeuge aller Beschlüsse, die genommen werden, ohne jedoch je mit zu stimmen, und wenn sie eine Zeitlang so fortgegangen sind, werden sie befördert. Dieser Posten ist sehr gering, und wird nur dem kleinen Adel oder dem Bürgerstande gegeben. Wir schrieben uns zuweilen; der Major Sonnsfeld, der Bruder meiner Hofmeisterinn besorgte unsere Briefe. Ich hatte das Versprechen, welches mir der König durch Grumbkow gegeben hatte, den Prinzen sogleich nach meiner Hochzeit in Freiheit zu setzen, nicht vergessen; jezt trug ich Herrn von Sastot auf, den leztern zu erinnern, daß er den König aus allen Kräften auffordern sollte, sein Wort zu halten. Grumbkow ließ mir sagen, daß ich ohne Sorge seyn sollte, indem er zu seiner Zeit unfehlbar mit dem Könige sprechen werde.

Die ersten zwei Tage nach meiner Hochzeit verstrichen sehr ruhig. Abends war Spiel bei der Königinn, ihre finstere Laune nahm zu, sie konnte mich nicht mehr ausstehen. Der Markgraf von Anspach, ein sehr schlecht erzogener junger Prinz, der sich auf unsre Unkosten bei ihr in Gunst sezen wollte, schürte das Feuer noch an, und orachte ihr über Prinz Heinrich und mich die albernsten Mährchen bei. Die beiden Länder von Bayreuth und Anspach grenzen an einander, und sind beide zu ihrem größten Nachtheil

jederzeit eines dem andern gehässig gewesen, da sie doch, im Fall die männliche Linie des einen Hauses erlöscht, einander zufallen. Anspach war über die, so eben von Bayreuth eingegangene, Verbindung sehr unzufrieden, gar nicht aus politischen Gründen, sondern aus blosser Eifersucht.

Den drei und zwanzigsten gab der König in den Prunkzimmern des Schlosses einen grossen Ball. Da ich den Tanz sehr liebte, that ich mir recht etwas zu Gute, so daß Grumbkow, mit dem ich tanzte, mir verschiedne Mal sagte: „Ihre königliche Hoheit ist dergestalt mit dem Balle beschäftigt, daß sie gar nicht sieht, was um sie her vorgeht." — Ich fragte ihn endlich, was denn zu sehen sey? — „Mein Gott, antwortete er, endigen Sie doch den Tanz! Sie scheinen heute von der Tarantel gestochen — umarmen Sie doch Ihren Bruder, der dort steht." — Ich gerieth vor Freuden so ausser mir, daß ich, ohne seine Unterstützung, der Länge nach hingestürzt wäre. Endlich fand ich diesen theuren Bruder neben dem Spiel der Königinn, und schloß ihn in meine Arme. Ich war wie närrisch, weinte, lachte und schwatzte das verworrenste Zeug. Sobald dieser erste Augenblik vorüber war, warf ich mich dem Könige zu Füßen, und sagte ihm in meiner Dankbarkeit so viel rührende und zärtliche Dinge, daß er anfieng zu weinen. Dieses gab der ganzen Gesellschaft das Zeichen, man sah nichts mehr wie Schnupftücher, so daß es ein vollständiges Trauerspiel ward. Mein Bruder hatte sich so verändert, daß er mir, hätte man ihn mir nicht gezeigt, unkenntlich gewesen wäre. Er war nicht gewachsen, sein vieler Kummer hatte ihn ungeheuer fett gemacht, die ehemalige Gelenkigkeit seines Körpers war verschwunden, er war breitschulterig, und der Kopf stak ihm in den Schultern — er war nicht mehr so

schön wie sonst. Ich konnte gar nicht aufhören, ihn zu liebkosen, und die Freude zu bezeigen, die mir seine Rückkehr machte, er antwortete aber mit ziemlicher Kälte und sehr wenig Worten. Ich stellte ihm den Erbprinzen vor; er sagte ihm kein Wort. Dieses Betragen befremdete und beunruhigte mich, ich durfte ihn aber nicht um dessen Ursache fragen, denn der König beobachtete uns zu sehr. Die Königinn schien ziemlich froh, ihn zu sehen, aber es fehlte viel, daß ihre Freude der meinigen geglichen hätte. Sie hat nie eines ihrer Kinder geliebt. Sie nahm nur insofern Theil an ihnen, wie sie zum Werkzeug ihrer Größe und ihres Eigennuzes dienen konnten. Die Verbindlichkeit, die mein Bruder mir bei seiner Versöhnung mit meinem Vater hatte, verminderte ihre Freude, wäre sie allein dabei thätig gewesen, so hätte sie sich ganz anders bezeigt.

Endlich looste man, und sezte sich zu Tisch; an dem vierhundert Paar, lauter Leute von Stande speißten. Der König befand sich nicht dabei, er speißte mit meinem Bruder selbander. Wie die Tafel aufgehoben ward, sagte mir Grumbkow, daß mein Bruder seine Sache durch die Kälte, mit welcher er mich empfangen habe, verderbe. „Sie mißfalle dem Könige, sagte er, denn er könne nur von zwei Dingen eines daraus folgern — entweder thue er sich Zwang an, und dann wäre dieses Mißtrauen sehr beleidigend gegen den König; oder er sey wirklich gleichgültig — dann verrathe er ein sehr schlechtes Herz. Sie hingegen, Ihro Hoheit, haben sich sehr gut betragen, Sie haben Ihr Herz ganz offen gezeigt, und damit dem Könige Freude gemacht. Fahren Sie so fort. Sprechen Sie keck mit dem Kronprinzen, sagen Sie ihm, er soll offen und ohne Umschweif handeln; das ist die einzige Art, fortan den Frieden in der Familie zu er-

halten. „Sein Rath war im Grunde gut. Der Ball fieng wieder an. Ich theilte meinem Bruder Grumbkows Bemerkungen mit, und fügte einige gelinde Vorwürfe über seine Veränderung gegen mich hinzu. Er antwortete mir, er sey stets der Alte, habe aber Ursachen, also zu handeln. Den Tag darauf schikte ihn der König zu mir, wo er über eine Stunde blieb, und wir uns gegenseitig alle unsre Begegnisse mittheilten. Er war sehr verlegen und links mit mir, und alle seine Betheuerungen schienen erzwungen und studiert. Verschiedne Male musterte er Prinz Heinrich mit den Augen, und sagte ihm einige ziemlich kalte Höflichkeiten. Ich war ganz irre an ihm; ich erkannte gar nicht mehr den geliebten Bruder in ihm, der mich so viele Thränen gekostet, für den ich so viel aufgeopfert hatte. Doch suchte ichs zu verhehlen, und behielt meinen alten Ton gegen ihn. Der König gab ihm an diesem Tag ein Infanterie-Regiment, und schikte ihm Degen und Uniform wieder zu; er bestimmte ihm auch ein gewisses Jahrgehalt, und wies ihm Ruppin, wo sein Regiment lag, zum Wohnort an.

Es wurden während seines Aufenthalts in Berlin noch verschiedene Bälle gegeben, die übrigen Abende war bei der Königinn Spiel, allein die Prinzen mußten den König in seine Tabagie begleiten, die sie erst Abends zur Tafelzeit verliessen, um zur Königinn zu gehen. Ich habe die Gehässigkeit des Markgrafen von Anspach gegen Prinz Heinrich schon erwähnt. Seit meiner Hochzeit hatte sie nur zugenommen, und eines Abends ließ er sich beikommen, in der Tabagie über einen, dem Prinz Heinrich sehr empfindlichen, Gegenstand, einige sehr unüberlegte Reden fallen zu lassen. Sie betrafen des Erbprinzen Mutter, eine Prinzessinn von Holstein, die schon lange von dem Markgrafen sei-

nem Vater getrennt, in einer anspachischen Festung eingesperrt war, wo sie streng bewacht wurde. Sie war ein Bischen verrükt, und hatte eine Menge unkluge Streiche gemacht, von denen der geringste die ihr angediehene Behandlung verdiente. Einige bittere Scherze über ihre Abenteuer mußten Prinz Heinrich entrüsten, er antwortete aber nur: daß er des Königs Gegenwart zu sehr ehre, um auf diese Reden, wie sie es verdienten, zu antworten, aber die gelegene Zeit dazu deshalb nicht versäumen würde. Der Herzog von Bevern und sein Sohn, die sich gegenwärtig befanden, versuchten sogleich, sie zu versöhnen, und die Sache blieb dabei. Sobald Prinz Heinrich bei der Königinn eintrat, sah ich, daß er verstimmt war, wollte ihn aber doch nicht eher um die Veranlassung fragen, als Abends, wie wir allein waren. Es kostete mir viel Mühe, ihn beichten zu machen, und man kann leicht denken, wie mich diese ganze Sache bekümmerte. Ich stellte ihm vor, welche nachtheilige Folgen dieser Streit nach sich ziehen könnte, einmal konnte es an eine Katastrophe erinnern, die ihm und seinem Vater sehr empfindlich seyn mußte, und die jezt in Vergessenheit gesunken war; weiter war sein Gegner sein Schwager, und ein Fürst ohne Erben, nach dessen Tode sein Land ihm zufiel; hätte nun irgend ein Zufall statt, so sezte sich Prinz Heinrich den nachtheiligsten Urtheilen aus. Anfangs verhinderte ihn sein Zorn, meine Gründe zu hören, alles, was ich erhalten konnte, war das Versprechen, bis zum folgenden Morgen nichts zu übereilen.

Der Herzog von Bevern hatte indessen den Markgrafen von Bayreuth von dem ganzen Vorfall unterrichtet; dieser kam am Morgen zu mir, und hatte eine lange Unterredung mit seinem Sohn, in welcher er ihm alle, von mir angeführte, Gründe wiederholte.

Dabei beruhte es bis zum Abend. Alle Welt rieth mir, dem Markgrafen von Anspach den Kopf zu waschen, und beide Gegner dann zu versöhnen. Der Herzog von Bevern, seine Gemahlinn und viele andere unterhielten sich mit mir über diese Sache, als meine Schwester von Anspach, die schon unterrichtet war, jezt aber uns behorcht harte, mit offenen Armen auf mich zu kam — „ich bin in Verzweiflung über das Geschehene, rief sie; mein Gemahl hat durchaus Unrecht, ich bitte in seinem Namen, ihm diesen dummen Streich zu verzeihen, und werde ihn tüchtig abputzen. —" Ich sagte ihr, daß es mir leid sey, daß sie unsere Unterredung angehört habe, daß der Zwiespalt zwischen unsern Männern meine Zärtlichkeit für sie nicht vermindern würde, daß ich sie aber bäte, sich nicht in die Sache zu mischen, indem sie sie nur schlimmer, und sich selbst Verdruß machen würde. Sie lebte nämlich damals mit dem Markgrafen wie Hund und Katze, — auf meine dringende Vorstellung versprach sie mir endlich, sich ruhig zu verhalten.

Nach der Abendtafel knüpfte ich mit dem Markgrafen ein Gespräch an; ich wollte einige Vorrede machen, meine Schwester ließ mir aber nicht Zeit dazu, sondern wusch ihm waidlich den Kopf. Er erhob die Stimme und antwortete ihr ziemlich rauh; Prinz Heinrich, der sich einbildete, die Rede habe ihm gegolten, gab Gleiches mit Gleichem zurük; er kam herbei, um den Markgrafen zur Verantwortung zu ziehen, und drohte, ihn ins Camin zu werfen, wo er nach Gefallen rösten solle. Der arme Mensch fürchtete sich; man führte ihn in das Audienzzimmer der Königinn, wo diese mit grossen Schritten auf und ab gieng, und that, als wüßte sie von gar nichts. Der Prinz verstekte sich hinter einen Vorhang, und weinte bitterlich, bis die Herzoginn von Bevern, die ihm nach-

gegangen war, wie eine gute Kindermuhme ihn tröste-te und versicherte: Prinz Heinrich wollte ihn nicht todt-schlagen. Um diesen hatten sich indessen sein Vater, der Prinz von Bevern und mein Bruder versammelt, und konnten sich des Lachens nicht enthalten über die Einfälle, die er über das Betragen seines Gegners vorbrachte, denn er behauptete, der Kleine müsse die Ruthe haben, damit er das Weinen liesse. Da sie aber doch fürchteten, daß diese Reden Folgen haben könnten, führten sie ihn in sein Zimmer. Mit dem Markgrafen von Anspach machte man es eben so — der ergoß seinen Zorn aber in einen Durchfall und Er-brechen, die ihm beinahe das Leben gekostet hätten. Wie diese heftige Ausleerungen ihm die Galle vertrie-ben, und ihn in einen ruhigern Zustand versezt hatten, mochte er die Gefahr, der er ausgesezt war, erst recht überlegen, und beschloß also, sich mit Prinz Heinrich zu versöhnen. Dem zu Folge trug er dem Herzog von Bevern auf, ihm Entschuldigungen zu machen, die Prinz Heinrich auch annahm. Er um-armte den Markgrafen, und hat nie wieder dergleи-chen Auftritte mit ihm gehabt.

Einige Tage darauf reiste mein Bruder ab. Ob-schon seine Freundschaft für mich erkältet schien, nah-men wir doch einen herzlichen Abschied von einander. — Mir that diese Trennung unendlich weh.

Mein ganzes Bestreben gieng nun dahin, meines Vaters Gunst wieder zu gewinnen, denn mit der Kö-niginn war alle Mühe vergebens — von ihrem Un-willen gegen mich spreche ich gar nicht mehr. Oef-fentlich mußte sie sich jezt ein Bischen vorsehen, aber desto mehr litt ich in ihrer Nähe. Ich wußte, daß man dem Könige kein grösseres Vergnügen machen konnte, als indem man ihm solche Titanssöhne ver-schaffte, oder vielmehr solche ungeheure Colossen, die

er in sein Potsdammer Regiment stecken konnte — aber grosse Menschen wachsen nicht wie Pilze; es war mir unmöglich, dergleichen zu finden. Eine zweite Art, ihn zu gewinnen, bestand darinn, daß man ihm und seinen Günstlingen zu essen gab und volle Gläser einschenkte. Ich beschloß also, ihn zu gastiren. In meinem Leben habe ich ihn nicht so guter Laune gesehen! Er liebkoßte mich und Prinz Heinrich auf das Herzlichste, und wollte durchaus den ganzen Tag bei mir bleiben. Abends bestand er darauf, daß Ball seyn sollte, und ließ alle Prinzessinnen vom Geblüt, und viele Damen aus der Stadt dazu einladen, er selbst eröffnete ihn mit mir und tanzte — was er noch nie gethan hatte — mit allen Damen.

Den siebzehnten Dezember gieng er mit allen Prinzen von der Familie und Fremden, nach Nauen, um einigen grossen Wilde-Schweinsjagden beizuwohnen, die in jener Gegend gegeben werden sollten; sie kehrten erst am ein und zwanzigsten nach Berlin zurük. Der Markgraf von Anspach, der noch immer einen Groll gegen den Erbprinzen, der auch von der Jagdgesellschaft gewesen war, behalten hatte, beschloß, ihm einen neuen Streich zu spielen. Gleich nach seiner Rükkunft begab er sich zur Königinn, und weil er ihr Zuträger war, fragte sie ihn sogleich, was sich alles in Nauen zugetragen? worauf er denn Gelegenheit fand, Prinz Heinrich zu verläumden, indem er ihr glauben machte, er sey in die niedrigsten Ausschweifungen versunken, und habe alle Nächte mit den Bedienten und Wirthshaus-Mägden mit Trinken zugebracht. Ja das genügte ihm noch nicht; er hatte meinem Schwiegervater dasselbe Mährchen erzählt, der ihm Glauben beimaß, es meiner Schwester anvertraute, und sich darauf verließ, daß sie es mir auch mittheilen würde. Dieses vorgebliche Geheimniß machte meiner Mutter

viel Freude, und sie beschloß, sich damit auf meine Unkosten zu belustigen. Wie ich am Abend zu ihr kam, empfieng sie mich sehr gut, hielt aber bald allerlei wunderliche Reden, die mir bewiesen, daß sie es auf irgend jemand in der Gesellschaft gemünzt hatte; sie machte es sogar merklich, wie sie Prinz Heinrich hie und da boshafte Blicke zuwarf, und mit meiner Schwester Charlotte, ihn ansehend, leise sprach. Der Markgraf von Bayreuth war seinerseits sehr übler Laune, und ich wie vor den Kopf geschlagen, denn das ganze Benehmen war mir ein Räthsel. Meine Schwester von Anspach, die mir immer gewogen war, bemerkte meine Unruh, zog mich bei Seite, und erzählte mir die schöne Geschichte, die im Umlauf war. Ich war nun vier Wochen verheirathet, ich hatte also Zeit gehabt, den Karakter meines Gemahls kennen zu lernen, und wußte, daß er solcher Niederträchtigkeiten gar nicht fähig wäre. Diese Nachricht beunruhigte mich also gar nicht, ich sah den ganzen Anschlag durch, und bat meine Schwester nur, aus Gründen, die ich ihr aus einander sezte, nicht davon zu sprechen. Sobald ich den Augenblick erspähen konnte, gieng ich zum Herzog von Bevern, und brachte ihm meine Klagen über die Neuigkeit des Tages an. Er antwortete mir, daß ihm diese ganze saubere Fabel bekannt sey, sie enthalte auch kein einziges wahres Wort, der Erbprinz habe mit ihm die ganze Zeit in demselben Hause gewohnt, und sei ihm fast nicht von der Seite gewichen; er übernähme es, dem König und dem Markgrafen von Bayreuth, denen man dieselben Lügen aufgebunden hätte, die Augen zu öffnen. Ueber das Uebrige, sezte er hinzu, müssen Sie sich hinweg setzen, und der Königinn die Freude über Ihr eingebildetes Unglück gönnen. Am Abend machte der Markgraf von Bayreuth vielen Lärm, und bezeugte seinem Sohn in

ziemlich harten Ausdrücken seinen Unmuth, so daß dieser gegen die Urheber der Verläumdung, wenn ich ihn nicht abgehalten hätte, ausgebrochen wäre. Die ganze Geschichte ward des folgenden Tages beigelegt, aber dem Markgrafen von Anspach machten diese Ränke offenbar keine Ehre.

Bis dahin hatte ich über meinen persönlichen Vortheil noch nie nachgedacht; das Wort des Königs, das er mir bei meiner Heirath gab: für mich zu sorgen, hatte mir das vollkommenste Vertrauen eingeflößt, so daß ich mich um das Nähere meiner Angelegenheiten noch gar nicht bekümmert hatte. Zur Strafe meiner Sünden ergriff mich eines Tages die Neugierde. — ich fragte Herrn von Voit. Wie ich nun meinen Heirathsvertrag sah, war ich sehr bestürzt, mich sehr schlecht versorgt zu sehen. Er enthielt folgende Artikel; der König liehe dem Markgrafen ohne Interessen zweihundert sechzig tausend Thaler zur Tilgung seiner Schulden; nach Verlauf von zwei Jahren sollte man anfangen, die Rückzahlung, jährlich mit fünf und zwanzig tausend Thalern zu machen. Das war die besondere Gnade, die man mir versprochen hatte. Meine Mitgift betrug 40,000 Thaler, zu denen der König noch als Entschädigung für die entsagte Erbschaft meiner Mutter 60,000 Thaler an freiwilligen Geschenken hinzufügte. Mein Wittwengehalt belief sich auf 16,000 Thaler, und der Unterhalt von Prinz Heinrich und mir, nebst unserm ganzen Hause war auf 14,000 bestimmt. Von dieser lezten Summe gehörten zwei tausend mir an, von denen ich aber noch alle Trinkgelder geben sollte, so daß endlich nur zwölfhundert Thaler zu meinem Gebrauch übrig blieben. Man denke sich mein Erstaunen! Herr von Voit zukte die Schultern und sagte: der König habe das alles selber angeordnet, er hätte geglaubt, ich wäre damit einver-

standen, sonst hätte er mich davon benachrichtigt, jezt sei aber das Uebel geschehen, denn die Verträge wären abgeschlossen und unterzeichnet. Nach einigem Nachdenken beschloß ich, mich an Grumbkow zu wenden, und ihm aufzutragen, daß er dem Könige vorstellte, welches Unrecht er mir thäte, indem er mich so grausam verließe. Ich ließ ihn rufen und sagte zu ihm: Sie sind einer von denen, die der König beauftragt hatte, mich zu meiner Heurath zu bereden; Sie wissen selbst mit wie viel Thränen und Zwang ich dem Befehl, den Sie mir brachten, gehorcht habe. Sie warens, der mir den besondern Schuz des Königs zusicherte, und die besondere Sorge, die er Zeitlebens für mich tragen wollte. Sie bedienten sich sogar des Ausdrucks: „daß er mich vor allen seinen andern Kindern begünstigen wollte; und am Tage meiner Verlobung hat er ihn selbst wiederholt. Weit entfernt aber, diese Versprechungen zu halten, versorgt er mich weniger gut, als meine Schwester von Anspach, so daß ich nicht einmal so viel habe, um wie eine blosse Privatfrau leben zu können — und zugleich gab ich ihm die oben erwähnten Artikel. Er dachte einen Augenblik darüber nach, und sagte nachher: ich solle mich beruhigen; er stünde mir dafür, m beim König eine Pension zu bewirken, ich sollte aber bis zu der Abreise des Markgrafen von Bayreuth aus der ganzen Sache ein Geheimniß machen;" denn, sezte er hinzu, ich kenne unsern alten Herrn, wenn es aufs Geben ankommt, ist er zäh wie der Teufel, er wird mit dem Markgrafen Streit anfangen, und behaupten, Ihnen mehr zu geben, wie an dem ist. Das gäbe nichts wie Unfrieden, der Ihre Sache um nichts weiter brächte, ist er aber abgereist, kommt es dem Könige zu, das Ihnen gethane Unrecht wieder gut zu machen! Ich dankte ihm aufs Schönste, und versprach seinem Rathe zu folgen.

Zum Unglück war die Königinn von allen so eben angeführten Umständen unterrichtet gewesen, und es hatte ihr nur an einer Gelegenheit gefehlt, mit mir davon zu sprechen. Sie besoldete unaufhörlich Aufpasser die um mein Zimmer herschlichen, und sie von allem, was da aus- und eingieng, benachrichtigten. Grumbkows Besuch bey mir, blieb ihr auch keinen Augenblik ein Geheimniß. Die den Weibern natürliche Neugier spornte sie den Gegenstand unsers langen Gesprächs zu wissen; sie errieth ihn halb und halb, wollte aber doch näher unterrichtet seyn, und unternahm es also, mir die Würmer aus der Nase zu ziehen. Nach einiger Zeit, in der sie sich sehr liebenswürdig mit mir unterhielt, lenkte sie das Gespräch auf meine Abreise. Sie sagte, daß es sie in Verzweiflung bringe, mich zu verlieren, auch schöbe sie den Zeitpunkt so weit möglich hinaus; — „und was mir am wehsten thut, sezte sie hinzu, ist zu sehen, wie wenig der König für dich gesorgt hat. Du bist von Seiten der Glüksumstände sehr schlecht versehen, und hatte ich etwas gegen deine Heirath, so war es, weil ich wohl sah, wie das kommen würde. Du hast indessen recht wohl gethan, mit Grumbkow davon zu sprechen, denn wenn er dir helfen kann, thut er es gewiß. Was hat er dir denn gerathen?" — Ich will hier nur meine Dummheit gestehen, denn ich bin dafür gestraft worden, wie ich es verdiente. Ich erzählte der Königinn meine ganze Unterredung mit Grumbkow, und beschwor sie, keinem Menschen etwas davon zu sagen. Sie versprach es mit dem Zusaz: „sie erkenne zu sehr die Folgen die es haben könnte, um nicht davon zu schweigen." Gleich nach der Tafel begab ich mich in mein Zimmer, und ließ die Königinn mit dem König allein, da sie nun nicht wußte, mit was sie dem König die Zeit vertreiben sollte, entdekte sie ihm das ganze Geheimniß, und

theilte ihm meine Unterhandlung mit Grumbkow mit. Der König ließ sich nichts merken, that als wenn er mich beklage, und auf Mittel sänne, dem Uebel abzuhelfen. Im Grunde der Seele war er aber sehr beleidigt, daß ich mich an Grumbkow und die Königinn gewendet hatte; er war mißtrauisch und glaubte, ich gieng mit Hinterlist um, für die er mich bestrafen wollte. Kaum hatte er die Königinn verlassen, so ließ er sich den Contrakt geben, den er mit dem Markgrafen abgeschlossen hatte, strich allen Lohn meiner Domestiken durch, und verminderte die für Prinz Heinrich und mich bestimmte jährliche Summe um viertausend Thaler. Ganz triumphirend über die so eben ausgeführte Heldenthat, ließ mich die Königinn sogleich zu sich rufen, und sagte, indem sie mich umarmte: „Nun brauchst du Grumbkow gar nicht mehr in deine Angelegenheiten zu mischen, ich habe das alles mit dem Könige ins Reine gebracht. Ich habe ihm unser Gespräch von heute Morgen erzählt, er beklagt dich, will das alles ändern, und recht für dich sorgen! Ich blieb versteinert, und klagte dann bitterlich über ihre Unvorsichtigkeit; sie ward böse, und sagte mir harte Dinge. Grumbkow ließ mich noch am selben Tag begrüßen, und mir sagen: er würde sich nie mehr in meine Angelegenheiten mischen; durch meine Schwazhaftigkeit habe ich alles verdorben, der König habe viertausend Thaler von dem mir und Prinz Heinrich angewiesenen Jahrgelde eingezogen, und das freue ihn, Grumbkow, weil ich seinem Rathe nicht habe folgen wollen, und ihn dem Zorn des Königs ausgesezt habe. Nun könnte ich sehen, wie ich es machte, denn er spräch nie wieder zu meinem Besten. Ich war unendlich betrübt über diese Sache, und durfte nicht einmal dagegen murren, da meine Mutter daran schuld war. Mir gieng alle Geduld aus, und am wehsten that es mir, meine Hof-

meisterinn und mein treues Hausgesinde so schlecht ver= sorgt zu sehen, ohne daß ich im Stande war, ihnen etwas zu geben.

Der Markgraf, so wie alle fürstliche Personen, reisten nach einiger Zeit ab. Der König ging nach Potsdamm, ich sollte ihn mit der Königinn dort auf= suchen und von da meinen Weg nach Bayreuth antre= ten. Ich zählte Stunden und Minuten bis ich dort wäre, denn Berlin war der Gegenstand meines Ab= scheus geworden. Abgerechnet von den Reichthümern hoffte ich in meinem neuen Wohnort ein stilles ruhiges Leben zu führen. So trug ich meine Leiden mit Ge= duld, denn ich dachte, sie würden mit dem Jahre 1732 enden. Nun ists aber Zeit daß ich das von 1732 anfange.

Für mich begann mit ihm eine neue Epoche. Schon seit einiger Zeit befand ich mich gar nicht wohl, hielt aber den heftigen Kummer, den ich gelitten hatte, für die Ursache. Ich wollte vor meiner Abreise das Abendmahl genießen, allein mitten in der heiligen Handlung wandelte mich eine Ohnmacht an, die einige Stunden dauerte. Wie ich wieder zu mir selbst kam, war ich sehr erstaunt, mich auf dem Bett zu finden, von der Königinn und einer Menge Menschen, die mir zu Hülfe geeilt waren, umgeben. Der Arzt hielt mich für schwanger, worüber man mich sehr aufzog, aber ohne daß ich viel darauf achtete, denn ich war zu krank. Noch an demselben Tage fiel ich verschiedene Male in Ohnmacht, und war unfähig das Bett zu verlassen. Den Tag darauf ließ mir die Königinn sa= gen, daß sie das Dreikönigsfest bei mir feiern wollte, ich sollte alle Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüt zu mir einladen lassen, wo sie dann zugleich von mir Ab= schied nehmen könnten. Dieses kleine Fest war ziemlich langweilig, alle Gäste hatten Thränen in den Augen,

und schienen von meiner Abreise gerührt. Von der Markgräfinn Philipp nahm ich einen zärtlichen Abschied, denn meine Heirath hatte unsere Freundschaft nicht geschwächt. Von so vielen Personen, die meine Freunde waren, konnte ich mich nicht ohne Schmerz trennen, aber Berlin zu verlassen, that mir nicht weh.

Den Tag darauf giengen wir nach Potsdamm. Der König empfieng mich aufs beste; er schwamm in Freude bald Großvater zu seyn, und sagte mir die herzlichsten Dinge darüber. Leider war mir seine Stimmung von keinem Nuzen, denn ich fiel von einer Ohnmacht in die andere, und hatte solchen Ekel, daß ich nicht begreife, wie ich nicht bin aus Mangel an Nahrung gestorben, denn genießen konnte ich durchaus gar nichts.

Meine Hofmeisterinn hatte drei Nichten, Töchter des General Marwitz, eines großen Günstlings des Königs. Die älteste war vierzehn Jahr alt, aber alle sollten einst reiche Erbinnen werden. Fräulein von Sonnsfeld hatte nach dem Tode ihrer Mutter für ihre Erziehung gesorgt, sie wünschte sehr die älteste mit sich nach Bayreuth zu nehmen, wagte aber nicht den König darum zu bitten, weil er kurz vorher einen Befehl hatte ergehen lassen, wodurch er allen Erbinnen, oder reichen Mädchen verbot, das Land zu verlassen und anderwärts zu heirathen. Ich erhielt diese Erlaubniß vom Könige gegen das Versprechen, daß ich den oben erwähnten Befehl wollte beobachten machen. Da nämlich dieser Umstand mit der Folge meiner Memoiren in genauer Verbindung steht, habe ich ihn nicht übergehen dürfen.

Der Tag meiner Abreise ward endlich auf den eilften Jenner festgesezt. Ich beschloß nun einen lezten Versuch zu machen, um den König zu meinem Besten zu erweichen. Ich ergriff einen Augenblik, wo

die Königinn abwesend war, und öffnete ihm mein ganzes Herz. Ich erinnerte ihn an die Vergangenheit, rechtfertigte mein ganzes Betragen während meiner Ungnade, doch ohne die Königinn dadurch in Schaden zu bringen, mahlte ihm auf das rührendste meine gegenwärtige Lage, und bat endlich um seinen Schuz und seinen Beistand. Er zerschmolz in Thränen, konnte vor Schluchzen nicht sprechen, sondern begnügte sich mich an seine Brust zu drücken. Endlich ermannte er sich und sagte: „ich bin in Verzweiflung! ich habe dich nicht gekannt, man hat dich mir mit so schwarzen Farben gemahlt, daß ich dich haßte, so wie ich dich nun liebe. Das sehe ich nun wohl, hätte ich mit dir gesprochen, so hätte ich dir und mir vielen Kummer erspart, — mehr wie einmal hatte ichs im Sinne, aber man verhinderte mich daran. Ich bin von allen Seiten betrogen worden, und deine Mutter ist zum Theil an allem was vorgefallen ist, schuld.” Hier unterbrach ich ihn, und sagte, daß die Absichten der Königinn gerecht gewesen wären, daß sie durch ihre Liebe für meinen Bruder und mich zu allen ihren Schritten bewogen worden sey. „Laß das nur gut seyn, sagte er, was geschehen ist, ist geschehen, ich will es gern vergessen, was aber dich betrifft, so glaube mir: du sollst mir fortan die liebste unter meinen Kindern seyn, und ich will dich vor ihnen allen begünstigen. Fahre nur fort mir Vertrauen zu erzeigen, so werde ich dich nie verlassen, und du kannst auf meine Hülfe und Schuz zählen.” Er gab mir darauf noch einige väterliche Ermahnungen und sagte dann: „es thut mir zu leid Abschied von dir zu nehmen — geh zu deiner Mutter, indessen ich deinen Gemahl umarme, und dann reiset ab.” Ich begab mich schluchzend hinweg, und ging zu meiner Mutter, die ich flehend bat, mir ihre Gunst wieder zu schenken; ich that alles, um sie

zu rühren, aber vergeblich! sie antwortete mit lauter höflichen Redensarten, denen man es wohl ansah, daß sie nicht aus dem Herzen kamen.

Der Herzog von Holstein führte mich darauf in meinen Wagen, in welchem ich mich mit meiner Hofmeisterinn und Prinz Heinrich befand. Abends kamen wir glücklich bis Klosterzina, von wo ich am andern Morgen in aller Frühe wieder abreiste. Man hatte eine trächtige Stutte an meinen Wagen gespannt, kaum hatte ich zwei Stationen zurükgelegt, so stürzte das Thier, der Wagen gieng über sie, und ward umgeworfen. Wir hatten mit sehr vorsichtigen Leuten zu thun, die irgend eine Entführung befürchtet haben mochten, denn es befanden sich zwei geladene Pistolen im Wagen, und außerdem noch ein paar sehr schwere Koffer, die wenigstens weder Wechsel noch Geld enthielten. Diese ganze Ladung fiel mir, ohne mir das mindeste Leids zu thun, auf den Leib. Meine Hofmeisterinn schrie ohne Aufhören wie ein gerichteter Sünder: O mein Gott und Heiland erbarme dich meiner. Ich fragte sie: ob sie sich weh gethan hätte? sie antwortete verneinend, und fuhr fort zu schreien. Prinz Heinrich war aus dem Wagen gesprungen, und ich hatte wohl gesehen, daß er nicht verlezt war. Der ganze Auftritt war so komisch, daß ich, beladen wie ein Maulesel, mit alle meinem Gepäcke, doch vor Lachen fast erstikte. Endlich zog man mich mit aller erfinnlichen Mühe aus dem Wagen hervor, meine Leute waren aber so erschroken, daß sie mich aus lauter Albernheit hundert Schritte weit von dort auf ein mit Eis und Schnee bedektes Feld trugen, und stehen ließen. Aus Furcht zu fallen, konnte ich auf den glatten Boden keinen Schritt wagen, dachte also wirklich das Schiksal von Loths Weibe zu haben, da es aus Sodom ausgieng, und zu einer Eissäule zu frieren; glüklicher Weise ka-

men aber die Wägen meiner Hofdamen und Cavaliere an, um dieses Wunder zu verhindern. Ganz erschrocken liefen meine Damen auf dem ganzen Feld umher und schrieen: wo ist aber Ihre Königliche Hoheit? — Ich antwortete ihnen vergeblich, sie waren so verworren, daß sie vor mir selbst vorbei liefen und mich fragten, wo ich sey? Ich lachte ganz ausgelassen über diese Verwirrung, und überredete sie doch endlich, daß ich es wirklich sey, die mit ihnen redete. Die armen Mädchen klagten und weinten, und meynten ich müsse gewiß ein unzeitiges Kindbett haben; man begoß mich mit hunderterlei Riechwassern, und wollte mir eine Menge widriges Zeug eingeben, das ich aber fein verbat. Der Erbprinz war so verwirrt wie die andern, endlich ward aber der Wagen wieder aufgehoben, und ich sezte meinen Weg fort.

Ich vergaß zu sagen, daß der König dem Herrn von Bürstell befohlen hatte, mich als sein Minister an den Bayreuther Hof, zu begleiten. Kaum war ich in Torgau, wo wir übernachten sollten, angelangt, so begab er sich zu meiner Hofmeisterinn und forderte sie auf, mich zu bereden, daß ich mich durchaus einige Tage an diesen Ort aufhalten sollte, sowohl um auszuruhn, als um den gefährlichen Folgen des Falles vorzubeugen. Meine Hofmeisterinn trat seiner Meinung sogleich bei, sie flößten beide dem Erbprinzen eine panische Furcht ein, und kamen nun mit ihren großen Vorstellungen gegen mich angerükt. Ich hatte sie schon von Weitem kommen sehen, und mir vorgenommen, dieses Abenteuer zu meiner Belustigung zu benuzen. Es war eben Leipziger Messe, welches eine der größten in Deutschland ist, sie wird von allen Seiten besucht, und man vertreibt sich dann mit allerlei Lustbarkeiten die Zeit. Den folgenden Tag sollte in Leipzig mein Nachtlager seyn; ich gab also Prinz Hein-

rich einen Wink, und erhielt, unter dem Vorwand, daß es mir in Torgau an Bequemlichkeit fehle, und kein Arzt daselbst sey, die Bewilligung, in Leipzig zwei Tage ausruhen zu dürfen.

Den folgenden Tag kamen wir also in dieser Stadt an, sie ist in Sachsen, und durch ihre Universität, und wie ich schon sagte, durch ihre großen Märkte berühmt, liegt ziemlich gut, hat ein ziemlich heiteres Ansehen, und ist ganz von Gärten umgeben. War ich nun gleich weder müde noch unpäßlich, so legte ich mich doch gleich bei meiner Ankunft ins Bett, damit das Decorum nicht verlezt, und ich nicht verhindert würde, den folgenden Tag auszugehen. Meine erste Frage gieng sogleich dahin: ob viele Menschen da wären? aber, o Schmerz, niemand war mehr da; alle Welt war schon die vorige Woche abgereist. Ich tobte waidlich über diese Fehlschlagung, die alle meine kleinen Hoffnungen zerstörte, hatte zwei Tage schrekliche Langeweile, und mußte alle Anreden und Ehrenbezeigungen, mit denen man mich überschüttete, geduldig ertragen.

Des folgenden Tages giengen wir bis Gera, darauf nach Zeitz. Ich hatte nie Berge gesehen, denn des Königs Land ist sehr eben, und ich hatte nie gereist. Wie ich nun die fürchterlichen Abgründe sah, machte ich große Augen, und schwitzte große Tropfen. Auf jeder Station ward der Weg schlechter, ich war wie gerädert. Troz allem, was man mir sagte, stieg ich aus, und gieng, so viel mir möglich war, zu Fuße — die Furcht vor den Abgründen gab mir Kräfte. Ich dachte in Lappland zu seyn, in diesen mit Schnee bedekten Bergen, in denen ich nichts als fernhin einige Waldungen sah, seufzte leise, und fragte: wann diese abscheulichen Berge endigen würden? aber

leider erhielt ich nicht viel Troſt! denn man verſicherte mir: die dauerten fort bis Bayreuth.

Endlich, den neunten Tag meiner Reiſe kam ich nach Hof, der erſten Markgräflichen Stadt. Man empfieng mich mit dreimaliger Salve, die ganze Bürgerſchaft ſtand in Reih und Glied, und ich ſtieg im Schloſſe ab. Der Hofmarſchall von Reitzenſtein mit einigen Kammerherrn und der ganzen unmittelbaren Reichsritterſchaft des Voigtlandes, erwartete mich unten an der Treppe — wenn man ein Ding, das einer Leiter wirklich viel ähnlicher ſah, ſo nennen will. So bald ich mein Zimmer erreicht hatte, trat Herr von Reitzenſtein herbei, und bewillkommte mich im Namen des Markgrafen, wegen meiner glüklichen Ankunft in ſeinem Lande. Alsdann empfieng ich die Anrede des Adels. Man hatte mich darauf vorbereitet und mir gerathen, dieſe Leute gut zu empfangen. Bekanntermaßen hat der unmittelbare Adel große Vorrechte im Reich, maßt ſich an allein vom Kaiſer abzuhängen, und will gern kleine Fürſten vorſtellen. Da das nun unbillige Vorzüge ſind, welche die Kaiſer ihnen angedeyhen ließen, und die nur dahin abzweken, die Reichsfürſten herabzuſezen, ſo giebt es unaufhörliche Schikanen und Prozeſſe zwiſchen ihnen. Der Adel des Voigtlandes hatte ſich mit dem der benachbarten Kantone entzweit, und von ihm getrennt, ſo daß dieſer ihn nicht mehr für reichsunmittelbar halten wollte. Die Markgrafen hatten dieſe Gelegenheit benuzt, um ſeine Vorrechte ungefähr auf die des übrigen Adels zu beſchränken, der jezt regierende aber, damit noch nicht zufrieden, hatte ihn auch noch ſeiner wenigen übrig gebliebenen Privilegien, kurze Zeit vor meiner Heirath, berauben wollen. Darauf empörte ſich dieſer Adel, und bildete einen Aufſtand, der ſehr unangenehme Folgen hätte haben können. Nur mit Mühe waren dieſe Un-

ruhen beigelegt worden, und der Markgraf mußte von seiner Unternehmung abgehen. Herr von Voit, mein Hofmarschall, ein Mann aus einer großen und berühmten Familie, aber nicht aus diesem Kanton, gehörte auch zu diesem Adel, aber seine Güter lagen nicht in der Markgrafschaft. Dieser machte dem Erbprinzen begreiflich, daß man, um diese Leute zu gewinnen und zu benutzen, durchaus mit Sanftheit und Güte gegen sie handeln müßte. Man hatte mir gesagt, sie wären alle aus großen Häusern und reich, ich schmeichelte mir also, ihre Erziehung würde diesen beiden Vortheilen entsprechen, und sie würden sich dürfen sehen lassen, — Wie hatte ich mich geirrt! — ich muß sie doch ein bischen beschreiben.

Es mochten einige dreisig seyn, die mich bewillkommten, meistens lauter Reitzensteins, lauter Gesichter, um kleine Kinder aus Furcht zu Bett zu jagen, und um ihre Antlitze noch zu verschönern, hatten sie alle die Haare in Gestalt von Perücken zugestuzt, in welchen Läuse, die ihren Stammbaum wenigstens so weit wie sie selbst, hinaufführen konnten, seit undenklichen Zeiten ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Auch ihre Kleidung bezeugte ihr Alterthum, sie bestand aus lauter Erbschaftsstücken ihrer Voreltern, und war nach der Weise ihrer Lebzeiten zugeschnitten, die meisten paßten ihnen gar nicht auf den Leib, und ungeachtet es ihre Staats- und Feströcke waren, sahen die Tressen so schäbig und schwarz aus, daß man kaum erkennen konnte, daß es Gold sey. Ihre Sitten waren ihren Gesichtern und ihrer Kleidung ganz angemessen — man hätte sie vor Bauern halten sollen, und um allen diesen Leibreizen die Krone aufzusetzen, war noch der größte Theil von ihnen krazig. Kaum konnte ich mich bei ihrem Anblick des Lachens enthalten. Ich redete einen jeden an, allein sie verstanden mich nicht, und

was sie mir sagten, war mir wie hebräisch — denn die Aussprache des Reichs ist ganz anders wie die Brandenburgische.

Auch die Geistlichkeit stattete mir ihre Begrüssung ab. Das waren nun wieder andere Art Thiere. Die hatten große Halskrausen wie Wäschkörbchen; ihre Anreden wurden sehr langsam vorgetragen, damit ich sie besser verstehen könnte, sie sagten das lächerlichste Zeug von der Welt, und ich hatte wieder alle Mühe, mein Gelächter zu unterdrücken.

Endlich schaffte ich mir alle die unbarmherzigen Redner vom Leibe und sezte mich zu Tische. Ich versuchte mehrere Gegenstände, um das Viehzeug um mich her zum sprechen zu bringen, aber es war vergeblich. Endlich brachte ichs auf das Wirthschaftsfach, und da ging ihnen das Herz auf. Augenblicklich erhielt ich Kenntniß von allen ihren Heerden und Höfen, ja es erhob sich sogar ein sehr geistreicher und interessanter Streit, bei dem es darauf ankam, zu entscheiden, ob die Ochsen im Ober- oder Unterlande fetter wären. Um die Mitte der Tafelzeit benachrichtigte man mich, daß es Zeit sey, des Markgrafen Gesundheit in einem großen Glase zu trinken; man brachte mir eines dergleichen, so groß, daß ich mit dem Kopf hätte hineinfahren können, und so schwer, daß ich in Gefahr war, es fallen zu lassen. Darauf trank der Hofmarschall meine Gesundheit; — es waren vierzig Personen an der Tafel, ich dachte, ich würde mir vor lauter Verbeugungen die Hüften verrenken. Endlich ward mir die Zeit bei dem allen so lang, daß ich aufstand und davon ging.

Man hatte mir gesagt, ich müßte den folgenden Tag, weil es ein Sonntag sey, in Hof bleiben, und die Predigt mit anhören, so eine Predigt hatte ich denn auch noch niemals gehört! Der geistliche Herr begann

damit alle Heyrathen herzuzählen, die von Adam bis Noah hatten Statt gefunden, er erließ uns nicht den geringsten Umstand, so daß die Männer alle lachten, und die Weiber bis an die Nagelspitzen errötheten. Die Tafel glich der des vorhergehenden Tages. Nachmittag langten alle benachbarten Damen bei mir an. Heilger Gott, welche Damen! alle eben so häßlich wie ihre Männer, alle mit Haaraufsätzen, in denen die Schwalben genistet hatten, bunt wie die Regenbogen mit funfzigerlei Bändern geschmückt — kurz sie waren aufgepuzt wie Närrinnen. Einige davon waren am Hofe gewesen — das war eine wahre Komedie, zu sehen, welch ein Ansehen sie sich gaben. Die andern wollten ihnen nachahmen — Nein, nie sah ich so etwas komisches! besonders die Art, wie sie uns mit ihren Blicken durchmusterten. —

Ich brachte den ganzen Tag in dieser Arche Noah zu und ging den folgenden Morgen bis nach dem, nur drei Meilen von Hof gelegenen Gefres, wohin mir der Markgraf entgegen kam. Er empfing mich in einem elenden Wirthshaus, wo ich die Nacht bleiben sollte, erzeigte mir viel Höflichkeit und überhäufte mich, sowohl wie seinen Sohn, mit Freundschaftsbezeigungen. Abends nach der Tafel führte er mich in mein Schlafzimmer und unterhielt mich zwei Stunden lang, stehend, von Telemach und der römischen Geschichte, nach Amelot de Lahoussaye. — Da nun der gute Fürst nicht sehr beredsam war, glich seine Unterredung den Predigten, die man sich zum Einschlafen vorließt. Mir ward übel, und hätte er nicht schnell Leute gerufen, so wär ich länge langs hin gestürzt, denn es währte drei Stunden, eh ich aus meiner Ohnmacht wieder zu mir selbst gebracht werden konnte. Man wollte mich noch den andern Tag in dieser saubern Herberge festhalten, aber ich drang durchaus darauf, nach Bay-

reuth, das nur drei Meilen davon entfernt ist, zu gehen. Der Markgraf war schon voraus gegangen, ich reiste nach Tisch ab und kam Abends um sechs Uhr den zwei und zwanzigsten Jenner in Bayreuth an.

Man wird vielleicht neugierig auf meinen Einzug seyn? Eine Viertelstunde von der Stadt, wurde ich mit noch einer Anrede empfangen, von Seite des Herrn von Dabeneck, Oberamtmanns von Bayreuth. Es war ein langer Mann, ganz aus einem Stücke gemacht. Wär es mir nicht bekannt gewesen, daß er aus einem vornehmen Hause sey, so hätte ich ihn vor einen deutschen Schauspieler gehalten, denn gerade so deklamirte er. Endlich erreichten wir die Stadt unter dreimaligem Kanonendonner. Mein Wagen, von sechs elenden Postpferden gezogen, eröffnete den Zug, dann folgten meine Damen, dann der Oberkammerherr, dann zwei Wagen voll Kammerleute, und sechs oder sieben große Packwagen, welche den Zug beschlossen. Ich glaube nicht, daß je eine Fürstinn so empfangen wurde; aber mir mußten immer sonderbare Dinge begegnen, bis bei den geringsten Kleinigkeiten — es verdroß mich, aber ich ließ es mir nicht merken. Der Markgraf mit seinen beiden Töchtern und seinem ganzen Hofe, empfing mich unten an der Treppe, und führte mich sogleich in meine Zimmer; — diese waren so schön, daß ich ihre Beschreibung nicht verschieben muß.

Ein großer schmuziger Vorsaal führte in ein großes Zimmer, in dem die Decke, wenn gleich sehr altväterisch, doch die vorzüglichste Zierde war. Die Hautelisse, mit welchen er behangen war, mußten zu ihrer Zeit einen sehr schönen Anblik gewährt haben, jezt bedurfte es aber eines Mikroscops, um die darauf befindlichen Figuren zu erkennen, denn sie waren völlig verblichen. Durch unermüdet fleisiges Anschauen, entdeckte ich endlich, daß es die Geschichte von Moses und

Aron sey; alle Figuren waren in Lebensgröße, und die verblichnen Gesichter kuckten einen wie Gespenster an. Von da kam ich in ein Kabinet, das mit einem halben Brokad behangen war, dessen Farbe ich nie habe entdecken können, daneben war ein Zimmer, dessen grün damastenes durchstochenes Geräth den bezauberndsten Anblik gewährte. Ich nenne es durchstochen, denn es war so verlumpt, daß überall die Leinwand durchsah. Nun kam endlich mein Schlafzimmer; es war auch von grünem Damast, spärlich mit einem bischen Golde geziert und so nagelneu, daß nach vierzehn Tagen keine Vorhänge mehr am Bette waren, denn täglich, wenn man daran rührte, fielen einige Stücken davon herunter.

Ich blieb bey diesem Anblick wie versteinert! so einen Pomp hatte ich nie gesehen, und nie hatte ich erwartet, so prächtige Zimmer zu haben, und so schuftig meublirt zu seyn. Kaum war ich in dieses prunkmäsige Zimmer angelangt, so ließ mir der Markgraf einen Lehnstuhl reichen; wir sezten uns nieder und führten eine zierliche Zwiesprache, die nur eine Stunde dauerte, mir aber ein ganzes Jahrhundert schien. Darauf stellte man mir die Herren vom Hofe, und dann die anwesenden Fremden vor. Hier will ich aber einen Augenblick stehen bleiben und erst ein Bild dieses Hofes, so wie er damals war, entwerfen.

Der Markgraf war damals fünf und vierzig Jahr alt, von mittlerer Größe, mit einem von denen Gesichtern, die weder schön noch häßlich, auch weder etwas sagen noch versprechen, nur das nahm man bei scharfer Beobachtung wahr, daß seine Augen etwas falsches hatten. Er war außerordentlich mager und hatte krumme Beine, an Grazie fehlte es ihm ganz und gar, und doch wollte er sich welche geben; sein Kopf war beschränkt, seine Unterhaltung ungeheuer langweilig, sein Betragen höflich aber unangenehm. Er war von

Eigenliebe beseſſen, ſprach von nichts als ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner Regierung, und maßte ſich eine Feſtigkeit an, die in den meiſten Fällen in Schwäche ausartete. Er hatte gar keinen Geſchäftsgeiſt, war falſch, mißtrauiſch und eiferſüchtig. Telemach und Amelot de la Houſſaye hatten ihm den Kopf verrückt, denn er ſprach nie von etwas andern. Dabei jagte er nach einem ganz falſchen Ruhme, that von einer Seite Dinge, die ihm nicht zukamen, und von der andern beging er Niederträchtigkeiten. Weder geizig noch großmüthig gab er nie nichts, wenn man ihn nicht daran erinnerte. Ungeachtet er wenig Verſtand hatte, beſaß er doch einen durchdringenden Blick, alle Menſchen an ſeinem Hofe kannte er bis in des Herzens Grund. Er that ſich auch etwas zu gut, ein Phiſionomiſte zu ſeyn, und behauptete, den Karakter der Menſchen in ihren Geſichtszügen leſen zu können. Er unterhielt immer eine Menge Spione, und dieſe Spizbuben ſtifteten ungeheuer viel Unheil, wie ich es leider ſelbſt durch ihre Verläumdungen erfuhr.

Die Prinzeſſinn Charlotte, die älteſte der beiden Töchter, die nicht verheirathet war, konnte vor eine wahre Schönheit gelten. Sie hatte große blaue offne Augen, eine Adlersnaſe, die aber ſehr ſchön gebildet war, und einen kleinen Mund, auch eine recht hübſche Geſtalt. Aber alle dieſe Vortheile waren durch gar keine Annehmlichkeit unterſtützt, ſie war vollkommen einfältig. Die Markgräfin von Anſpach, die ſie erzogen hatte, hatte ſich umſonſt bemüht, etwas aus ihr zu machen, alle ihre Arbeit war vergebens, und wenn man ſich mit dieſer armen Prinzeſſinn unterhielt, nahm man gar leicht wahr, daß es nicht richtig in ihrem Kopfe war.

Die zweite: Wilhelmine, war groß und wohlgewachſen, aber gar nicht hübſch, ſie hatte eine widrige

milchweiße Gesichtsfarbe, und gar keine angenehmen Züge. Ihr Geist ersezte das; sie war sehr gescheidt, aber intrigant, falsch, kokett und eifersüchtig. Sie war des Vaters Liebling und hatte sich seines Geistes so bemächtigt, daß sie ihn bis zu meiner Ankunft völlig beherrschte.

Frau von Grafenreuter, ihre Hofmeisterin, war ein gutes Landweibchen, die ihnen nur zur Gesellschaft diente.

Herr Baron von Stein, erster Staatsminister, war aus einem sehr großen Hause; sein Aeußeres verrieth, daß er die große Welt kannte, er war ein ehrlicher Mann, der aber von Seiten des Geistes sich nichts vorzuwerfen hatte, er sagte zu allem: Ja.

Herr Baron von Voit, der zweite Minister und mein Oberkammerherr, konnte sich überall sehen lassen, als ein Mann von Stande, er hatte mehrmals ganz Europa durchreist, sein Verstand war angebauet und er in der Unterhaltung ziemlich angenehm. Dabei war er ein redlicher Mann. Allein er ward unleidlich durch sein hochmüthiges, entscheidendes Wesen, er hatte eine ungeheure Herrschsucht, keine Festigkeit, und wir nannten ihn nur den Hinderniß-Vater, weil er bei allen Dingen Hindernisse fand.

Herr von Fischer, auch Staatsminister, war ein bürgerlicher, von Stuffe zu Stuffe endlich zu diesem Rang gestiegen, und so weit gelangt, wie ein Mann von Stande behandelt zu werden. Es war ein intriganter Mensch, und wollte, was ihm sehr schlecht anstand, den großen Herren vorstellen. Es war ein schlechter Mensch, verworren, böß und ehrgeizig. Sein alter Haß gegen Herrn von Voit, war auf mich gefallen, weil jener zu meiner Heirath beigetragen hatte, und Fischer sich fürchtete, er möchte in mir eine Stütze gefunden haben.

Herr von Korff aus einer guten Curländischen Familie war ein Tölpel, dumm wie der dümmste, aber sehr überzeugt, ein Mann von Verstande zu seyn. Er war intrigant, Zuträger und eigennützig.

Der Herr Oberjägermeister von Gleichen ist ein braver Mann, aber ungeheuer langweilig, und seine Phisionomie beweißt, daß ihm Actäons Schicksal zu Theil ward, denn in meinem Leben sah ich niemand, der einem Hahnrei so ähnlich war, wie er.

Der Oberst von Reitzenstein hatte einen Intriguengeist, aber nie sah ich jemand so unfähig, zur Annehmlichkeit der Gesellschaft beizutragen, wie er. Er hatte ein schwarzes Herz, war eigennützig, bößartig, fähig alles seinen Absichten zu opfern, ein ungeheurer Trunkenbold und roher Mensch.

Herr von Vittingshofen, Jägermeister und Kammerherr, glich ihm in allen Stücken, war aber biegsamer und kurzweiliger. Er hatte die unbarmherzigste böse Zunge, die alle Leute unter einander gleich stellte, wie das ewige Leben, denn sie behandelte Prinz und Bettler gleich ohne Schonung.

Die übrigen übergehe ich mit Stillschweigen, ich habe nur die abhandeln wollen, die mit diesen Memoiren in Berührung kommen. Alle ohne Ausnahme, wenn ich Herrn von Voit abrechne, waren unerträgliche Leute, mit denen man von gar nichts anderm sprechen konnte, als von Oekonomie und Pferden. Sie waren gar nicht zur guten Gesellschaft zu rechnen, denn ihre Hauptleidenschaft bestand darinne, von früh bis Abends zu trinken — man denke sich, ob mir das Freude machen konnte.

Die Abendtafel war sehr schlecht besezt, es war beinahe nichts davon zu genießen. Fast alle Speisen waren mit Essig, großen Rosinen und Zwiebeln gewürzt. Man hatte noch nicht halb abgespeißt, so

ward mir übel, und ich mußte mich hinweg begeben. Man hatte nicht die geringste Aufmerksamkeit für mich gehabt, meine Zimmer waren nicht geheizt worden, die Fenster waren zerbrochen, und die Kälte unerträglich! Mir war die ganze Nacht zum Sterben weh. Ich machte die traurigsten Betrachtungen über meine Lage. Den Prinzen liebte ich mit Leidenschaft, aber ich befand mich in einer neuen Welt, mit Menschen, die vielmehr Bauern als Hofleuten ähnlich waren; überall blickte die Armuth durch; ich suchte vergeblich das reiche Silberzeug, das man mir versprochen hatte; nirgend erblickte ich ein Stück — mir blieb nichts übrig, als meinen Kummer unter einem lächelnden Gesicht zu verbergen.

Den folgenden Tag hatte ich Appartement. Ich fand die Damen sehr unangenehm und langweilig. Die Baroninn von Stein wollte meiner Hofmeisterinn nicht den Vorrang lassen; das ärgerte mich abscheulich! ich beklagte mich darüber bei dem Markgrafen, der mir versprach sie zur Vernunft zu bringen, aber es gelang ihm nie, sie von ihren Ansprüchen abzubringen, und so lange er lebte, vermied sie, sich an Ceremonien-Tagen mit ihr zusammen zu finden. Dieser Ceremonien-Tage gab es damals sehr viel, und ich will deren einige, die mir zu Ehr und Ruhm begangen wurden, beschreiben.

Man begann damit zu drei verschiednen Malen, nämlich um eilf und halb zwölf, und endlich um zwölf des Mittags, Trompeten und Pauken ertönen zu lassen; beim zweiten Male begab sich der Erbprinz mit dem ganzen Hofstaat zum Markgrafen, indeß die beiden Prinzessinnen zu mir kamen; darauf stellte sich auch der Markgraf mit seinem ganzen Gefolg, Alle in zierlichen Gallakleidern, daselbst ein. Der Oberhofmarschall mit seinem Staabe meldete, daß aufgetragen sey;

der Markgraf reichte mir die Hand, und führte mich in den Speisesaal; dieser war mit eben dergleichen kleinem Brokad, wie mein Kabinet, meublirt, und so verschossen, daß man keine Farbe mehr daran sehen konnte. Ein großer Tisch von zwanzig Gedecken, war auf eine Erhöhung unter einen Thronhimmel gesezt, die Wache stand rund um den Tisch, und ich nahm an dem obersten Ende desselben meinen Platz. Der ganze Adel und andre Hofbeamte, ausgenommen die Minister, blieben, bis die erste Tracht aufgehoben war, hinter dem Tische stehen; man hatte gewollt, daß meine Damen eben so thun sollten, aber ich litt es icht; nur meine Hofmeisterinn speißte mit, und die Gesandten, Minister und Geheimräthe. Ich brachte in einem großen Glase die Gesundheit des Markgrafen aus, und die des ganzen Hauses Brandenburg ward bei Trompeten- und Paukenschall, und unter Ablösung der Kanonen getrunken. Dieses unerträgliche Gepränge währte drei Stunden, und hätte noch viel länger gedauert, wär mir nicht übel geworden. Ich war in einem bemitleidungswürdigen Zustande; ich hatte unaufhörliche Schwächen und einen Eckel, der mir den Magen hob, wenn ich nur Speisen erblickte, ja sogar nur Brod. Aus einer falschen Schaam vor meiner Schwangerschaft, zwang ich mich so viel möglich, aber das Uebel ward stärker wie ich; ich schwand zusehends, und ward täglich schwächer. Man gab mir mehrere Feste, aber ich konnte sie nicht genießen, denn ich konnte kaum eine Viertelstunde dabei seyn. Endlich bat ich den Markgrafen um die Erlaubniß, in meinem Zimmer bleiben und nicht mehr bei Tafel erscheinen zu dürfen. Meine Hofmeisterinn blieb bei mir, und man trug ihr ihr Mittag- und Abendessen heimlich auf, um mir das Leiden zu ersparen. Ich machte mich auch von den ermüdenden Besuchen des Markgrafen frei, denn der

saß den ganzen Tag bei mir, und unterhielt mich mit seiner langweiligen Moral — im Grunde hatte er aber nur die Absicht, seinen Sohn und mich zu spioniren. Man stellte ihm vor, daß der Zwang, den ich mir anthät, mein Uebel vermehrte, und ich endlich ein zu frühzeitiges Kindbett zu fürchten haben würde.

Bis dahin war ich ziemlich zufrieden mit ihm, und schmeichelte mir, daß ich ihn auch mit ein bischen Geduld fortan wohl regieren könnte. Aber ich kannte ihn nicht. Die Prinzessinn Wilhelmine war in Verzweiflung über den Einfluß, den ich über ihren Vater gewann, eben so wars Herr Fischer, sie arbeiteten, jeder von seiner Seite, diese gute Eintracht zu stören, und ich war dumm genug, um Gelegenheit dazu zu geben. Man wird in der Folge dieser Geschichte sehen, daß ich meine Eigenliebe nicht schone; ich schreibe aufrichtig und bekenne mein Unrecht.

Durch Vermittlung des Königs, hatte Herr von Voit die Stelle eines Oberkammerherrn erhalten. Bisher war er sehr in des Markgrafen Gunst gestanden, wie dieser aber sah, daß er seinem Sohne und mir ergeben ward, faßte er Eifersucht gegen ihn, und fing an ihn zu verabscheun, jedoch ohne es ihm, seiner angebornen Verstellungskunst nach, im geringsten merken zu lassen. Herr Fischer, der dieses bei seiner Rückkehr wahrnahm, erbitterte ihn nur noch mehr, er sagte ihm, daß Herr von Voit zum unmittelbaren Reichsadel gehörte, also nicht ermangeln würde, den Erbprinzen für diesen Stand zu gewinnen, das könne denn für den Markgrafen die schädlichsten Folgen haben, denn dieser Theil des Adels, der sich für sehr beeinträchtigt hielt, könne eine Parthei bilden, die ihn zwänge, die Regierung nieder zu legen, um so mehr, da sie sicher seyn könnte, daß der König, mein Vater, bei dieser Gelegenheit den Prinzen unterstützen würde.

Nach allem, was sie von mir gehöret haben, sey ich intrigant und gescheidt. Der Markgraf sey also in Gefahr, das Schiksal des Königs Victor Amadeus von Sardinien zu theilen, und der Kaiser sey mit dem Könige so genau verbunden, daß er mit Freuden die Hand dazu bieten würde, seinen Schwiegersohn in Besitz der Regierung zu setzen. Man sieht leicht, daß diese ganze Erörterung des Herrn von Fischer nichts als ein windiges Geschwäz war, ohne einen Schatten von Wahrheit, aber es that seine Wirkung; und er war es auch, dem ich meinen schönen Einzug in Bayreuth zu verdanken hatte. Kaum war ich vierzehn Tage daselbst, so stellte mir Herr von Voit vor, daß er, ungeachtet der Mühe, die er sich gegeben habe, meine Heirath zu Stande zu bringen, von dem Markgrafen nicht die geringste Belohnung erhalten habe, daß er nicht einmal einen Pfennig für seine Stelle als Oberkammerherr, die ihn doch zu unvermeidlichem Aufwande zwänge, bezöge. Er bäte mich also inständig, es bei dem Markgrafen dahin zu bringen, daß er das Oberamt Hof, welches ihm schon mehrmals versprochen gewesen sey, erhielte, in welchem Fall er jeder andern Zulage entsagen wolle. Da ich seine Forderung billig fand, versprach ich ihm, mich bei der ersten günstigen Gelegenheit für ihn zu verwenden.

Ehe ich Berlin verließ, hatte mir der König ein sehr schönes silbernes Tischgeräthe geschenkt. Der Markgraf wünschte es zu sehen, und ich sagte ihm scherzend, daß ich ihn, damit er es in vollen Glanze erblicke, darauf bewirthen wolle. Einige Tage nachher gab ich wirklich meine Mahlzeit. Wie ich nachher hörte, ward er sogleich übler Laune, mein Silbergeräth war viel schöner wie das seine, und das reichte hin, ihm die Galle zu reizen. Er zwang sich jedoch, mir tausend verbindliche Dinge zu sagen, und hörte nicht auf, mich

zu loben; nun hielt ich also die Zeit für günstig, ihm Herrn von Voits Brief zu überreichen, und unterstützte ihn aus besten Kräften. Der Markgraf veränderte sogleich die Farbe und sagte sehr heftig, er bäte mich, in Zukunft für niemand mehr, ohne Unterschied, Gnadenbezeugungen zu fordern; wenn er jemanden begünstigen wolle, denke er von selbst daran, und bedürfe keinen, der ihn daran erinnere. Zum Glück fezte mich diese unerwartete Antwort dergestalt in Schrecken, daß ich keine Worte fand. — Aber dabei kam der Teufel nicht zu kurz; ich war grimmig erboßt über ihn und wenn ich meine Zunge im Zaum hielt, bezeigte mein Gesicht doch hinlänglich, was in meiner Seele vorging. Er sah seinerseits wie ein Wüthender aus, und so standen wir bald darauf beide auf. Viele der Anwesenden, die den Frieden zu erhalten wünschten und den Vorgang mit angesehn hatten, versuchten endlich den Markgrafen wieder guter Laune zu machen, indem sie seiner herrschenden Leidenschaft, dem Trunke, schmeichelten; denn er war in der Regel des Tages dreimal, das heißt, früh, Mittag und Abend betrunken. Er setzte sich also mit seinen Hofleuten um den Schenktisch her, wo man zwei oder drei Stunden lang trank. Der Erbprinz war bei diesen Festen nicht zugegen, er zog sich gleich nach der Tafel zurück.

Nach der Tafel war Ball. Ich erstickte fast für Wuth über das, was mir begegnet war, und brannte vor Begierde, meine Galle gegen irgend jemand ergießen zu können. Da fand ich Herrn von Burstell und meine Hofmeisterinn, die sich in meinem ersten Cabinet zusammen unterredeten, und ihnen erzählte ich die Behandlung, die mir so eben widerfahren war. Ich war sehr aufgebracht, sie waren es nicht weniger, wie ich, — Burstell erbitterte mich noch mehr, und meine Hofmeisterinn, die sehr lebhaft war, und für meine

Gesundheit fürchtete, vermehrte noch meinen Zorn. In ihrem übel berechneten Eifer für mich, ging sie zum Markgrafen, und warf ihm, doch mit Mäßigung, die unverbindliche Art, mit der er mich behandelt hatte, vor. Er antwortete ihr sehr trocken, sie ihm wieder, und sie stritten sich endlich tüchtig herum, so daß der Markgraf sich ohne mir gute Nacht zu wünschen sehr erzürnt hinweg begab, und der Ball sich endigte.

Burstell hatte den Erbprinzen von dem Vorgang unterrichtet, dieser war jung und heftig, — es entstand ein Teufelslärm in meinem Zimmer! meine Hofmeisterinn weinte, der Erbprinz, Burstell und ich, wir sprachen alle auf einmal. Ich muß meine Schwäche nur bekennen, ich war in Berlin in Begriffen von Größe erzogen, bestimmt vier Kronen zu tragen, die, wie man es in diesen Memoiren gesehen hat, mir alle viere entgangen waren. Ich bildete mir ein, mein Vater könnte allen Fürsten des Reiches Gesetze vorschreiben, und es sey für den Markgrafen eine so große Ehre, mich zur Schwiegertochter zu haben, daß er mir nicht Ehrfurcht und Achtung genug zu bezeigen im Stande sey. Burstell stak in demselben Irrthum; er hatte Verstand, war aber zu hitzig, und hatte nie andere Geschäfte getrieben, als die, welche das Innre des Landes betrafen, seine Begriffe von der Macht des Königs waren daher irrig. Denselben Abend konnten wir nie zu einem Beschlusse kommen, und Voit, der sehr furchtsam war, besorgte, daß man mich zu einem heftigen Schritte verleiten möchte, dessen Opfer er werden könnte, er vermochte uns also uns zu trennen.

Den folgenden Tag erhielt er von Seiten des Markgrafen einen tüchtigen schriftlichen Wischer, daß er mich zur Mittelsperson erwählt hätte, von ihm Gnadenbezeugungen zu erbitten; um ihn noch mehr zu demüthigen, forderte er ihm zu gleicher Zeit seinen Orden

ab, unter dem Vorwande; daß er Johanniterritter sey, und nicht zween Orden auf einmal tragen könne. Der Hofmarschall von Reitzenstein, ein sehr redlicher aber beschränkter Mann, ward mit dieser Bothschaft beauftragt. Nachdem er sie überbracht hatte, bat er Herrn von Voit, uns zu melden, daß der Markgraf sehr zornig gegen mich, aber noch mehr gegen meine Hofmeisterinn sey, und dem Könige schreiben werde, um ihre Zurückberufung nach Berlin zu erhalten. Voit erzählte uns das alles in Burstells Gegenwart, worauf dieser sogleich eine Staffette nach Berlin senden wollte, um den König von allem zu unterrichten. Ich war seiner Meinung, so schlecht sie war, aber meine Hofmeisterinn verhinderte sie zu befolgen, nnd rieth Burstell, boshaftig zu sein, und in Gegenwart von einigen bekannten Spionen des Markgrafen zu sagen: daß er vorhabe dergleichen zu thun, nachher sollte er dem Markgrafen zu verstehen geben, er habe es auf meine Vorstellung hin nterlassen.

Der Markgraf gab sich indessen den ganzen Tag über für krank aus; unsre Verabredung that aber ihre ganze Wirkung. Burstells vorgeblicher Zorn und meine angenommene Großmuth, bestürzten und bezauberten den Markgrafen. Des folgenden Tages schrieb er mir einen höchst verbindlichen Brief, den ich in eben dem Ton beantwortete, und die Sachen blieben, der Außenseite nach, in dieser Lage, denn im Grunde des Herzen liebte er mich nicht, und ich vergalt ihm Gleiches mit Gleichem.

Kurze Zeit darauf empfing ich einen Brief von meinem Bruder. Er enthielt lauter Klagen. Mein Schicksal, sagte er, war ziemlich erträglich, ich habe ruhig in meiner Garnison gelebt, meine Bücher, meine Flöte, und einige mir zugethane Menschen, verschafften mir ein ganz angenehmes Leben. Jezt reißt man

mich heraus, um mich zu einer Heirath mit einer Person zu zwingen, die ich gar nicht kenne; man hat mir ein Ja entrissen, das mir sehr schwer geworden ist. Man bestimmt mir die Prinzessinn von Bevern. Soll ich denn immer tyrannisirt werden, ohne Hoffnung einer bessern Zeit? Ja, wenn noch meine angebetete Schwester hier wäre, so ertrüg ich das alles mit Geduld" — der Brief rührte mich tief. Ich liebte diesen Bruder noch immer mit Leidenschaft, und seine Rückkehr zu mir, verursachte mir die lebhafteste Freude.

Kurze Zeit nachher meldete mir die Königinn, daß der Herzog von Bevern mit seiner Gemahlin, Tochter und Sohn, in Berlin angekommen wären, und das Verlöbniß meines Bruders unverzüglich statt finden würde. „Die Prinzessin, schreibt sie, ist schön, aber dumm wie ein Bund Stroh, und ohne die geringste Erziehung. Ich weiß nicht, wie dein Bruder sich mit dem Dummbart vertragen wird."

Diese schönen Neuigkeiten zogen mir, außer dem Kummer, den mir das Schikfal meines Bruders verursachte, noch manchen andern Verdruß zu. Die Prinzessinn Wilhelmine hatte sich bis jetzt geschmeichelt meinen Bruder zu heirathen, und in der Hoffnung, daß ich der Königinn eine vortheilhafte Schilderung von ihr machen sollte, hatte sie alle mögliche Gefälligkeit für mich gehabt. Dieser Einfall war mir aber gar nicht in Sinn gekommen, sie paßte sich in keiner Rükksicht weder für meinen Bruder, noch für die ganze Familie, denn sie war zu häßlich und zu intrigant. Da sie nun durch diese Heirath mit der Prinzessinn von Bevern alle ihre Hoffnungen scheitern sah, erwachte ihre Eifersucht gegen mich, sie bildete sich ein, ich habe gegen sie gearbeitet, und beschloß, sich zu rächen.

Wenige Tage nachher erhielt ich von der Königinn und meinem Bruder abermals Briefe. Sie sagten mir

daß das Verlöbniß Statt gefunden hätte, und mein Bruder sezte hinzu, daß er den Herzog Alexander, einen apanagirten Prinzen von Wirtemberg, beredet hätte, über Bayreuth zu gehen, um mich von verschiedenen Dingen, die er dem Papier nicht anvertrauen dürfte, zu unterrichten, daß der Herzog auch wirklich den Tag, an welchem der Brief geschrieben sey, abgereißt wäre. Ich berechnete sogleich, daß er denselben Abend ankommen müßte, und ließ den Markgrafen davon benachrichtigen. Er antwortete, daß er mich bäte, Wirthinn-Stelle zu vertreten, und den Herzog zu empfangen, indem er unbaß sey, und in einigen Tagen das Zimmer nicht verlassen würde. Das war alles blosse Verstellung, denn er liebte die Gesellschaft nicht, und war verlegen, wenn er Fremde sah. Nachmittags schikte uns der Herzog einen Kammerjunker mit der Nachricht, daß er am Abend eintreffen würde. Da sein Wagen zerbrach, kam er erst Abends eilf Uhr, wo er sich sogleich zu mir verfügte, und mir nach den ersten Begrüßungen alle Aufträge meines Bruders ausrichtete. Er sagte mir, daß Grumbkow und Seckendorf in der Gunst des Königs besser stünden, wie je, und die Heirath meines Bruders gänzlich ihr Machwerk sey; daß die Prinzessinn sehr übelgezogen, und ohne den geringsten Anstand sey, nichts als Ja und Nein sage, und einen Fehler an der Zunge habe, weswegen man kein Wort von ihr verstehen könnte; daß sie mein Bruder auch nicht leiden könnte, und es zu fürchten stehe, daß sie sehr schlecht zusammen hausen möchten. Ich unterhielt mich über eine Stunde mit ihm, und stellte ihm hernach die beiden Prinzessinnen vor, denen er eine Verbeugung machte, ohne ihnen ein Wort zu sagen. Er war sehr höflich und nicht ohne Verstand, hatte sich als kaiserlicher Marschall einen großen Kriegsruhm erworben, und ist seitdem zu der Regierung von Wir-

temberg gelangt. Die Zeit verstrich mir mit ihm bei der Abendtafel so angenehm, daß ich mich erst um drei Uhr des Morgens zur Ruhe begab. Die Prinzessinn Wilhelmine höchst beleidigt, daß der Herzog gar nicht mit ihr gesprochen hatte, war den ganzen folgenden Tag in einer Teufelslaune, zankte mit meiner Hofmeisterinn und behauptete, ich behandle sie als eine Magd, und sey schuld daran, daß der Herzog ihr gar keine Höflichkeit erzeigt hätte. Meine Hofmeisterinn, die nicht unter die Langmüthigsten gehörte, ließ sie ablaufen; sie kam zu mir gerannt und wusch mir den Kopf, ich gab ihr spitzige Antworten, und ließ sie stehen. Der Herzog blieb den ganzen Tag bei uns, und reißte sehr zufrieden mit dem Erbprinzen und mir, ab, und sehr unzufrieden mit dem Markgrafen, den er besucht hatte, aber sehr übel empfangen worden war.

Dieser fuhr fort, noch einige Tage den Kranken zu machen. Die Prinzessinn Wilhelmine sandte eine Französinn an ihn ab, die sie ehemals erzogen hatte, ein böses grundboßhaftes Geschöpf, von dem die Lästerchronik sagte, daß sie des Markgrafen Maitresse sey, worin sie ihr doch, wie ich glaube, Unrecht that. Diese saubere Jungfer hatte eine lange Unterredung mit ihm, die den Erfolg hatte, daß die Prinzessinn Wilhelmine ganz allein zu ihrem Vater zur Tafel eingeladen ward. Sobald diese aufgehoben war, kam sie zu mir; da ich sie nun mit ganz geschwollnen, rothen Augen erblikte, fragte ich verwundert, ob sie Verdruß gehabt hätte, denn ich sähe wohl, daß sie geweint habe? Sie antwortete sehr ironisch, daß sie keinen Verdruß habe, ihr Vater sey so gütig gegen sie, daß ihr nichts zu wünschen übrig blieb, sie habe nur den Schnupfen. Ich war durch zu viele Schulen gegangen, um mich anführen zu lassen, mein Verdacht ward auch bald bestätigt, denn ich erfuhr, daß sie

gegen bei jedermann auf das gräulichste gegen mich los-zog. Sie hatte den Markgrafen auch so gegen mich aufgebracht, daß er mir seitdem unter der Hand alle mögliche Possen spielte, denn vor den Leuten stellte er sich immer als habe er alle Achtung und Zärtlichkeit für mich.

Es befriedigte diese Dame nicht Zwietracht zwischen ihrem Vater und mir zu stiften, sie suchte sich auch der Neigung ihres Bruders zu bemeistern. Ich habe von seinem Charakter schon einen Begriff gegeben, und gesagt, daß seine Erziehung nicht die beste gewesen sey. Er liebte keine ernste Beschäftigung, und darinn stimmte seine Schwester mit ihm überein, sie giengen den ganzen Tag zusammen spazieren, liefen im Walde umher, bald auf die Jagd, bald zu kindischen Spielen; ich war indessen in einem so kläglichen Zustande, daß ich kaum einige Stunden das Bett zu verlassen vermochte. Das schlechte Wetter verhinderte mich, in der freien Luft zu seyn, so daß ich den Erbprinzen fast den ganzen Tag nicht sah, und selbst, wenn er zu mir kam, sagte er mir nicht viel. Alle Welt brachte bei mir seine Klagen an; der Markgraf selbst sagte: wenn er dieses Betragen fortsetzte, könnte er sich nie in den Stand setzen, einst die Regierung zu übernehmen. Das alles brachte mich zur Verzweiflung! ich that oft des Nachmittags als wenn ich schlief, nur um in Freiheit weinen zu können. Der Prinz war mir so unendlich lieb, seine Freundschaft alleine konnte mir die Lage, in der ich mich befand, erträglich machen. Ich war nicht einmal im Stande mir ein Kleid anzuschaffen. Man hatte mir in Berlin zwei Quartale voraus bezahlt, aber alle das Geld war in durchaus nothwendigen Geschenken aufgegangen, zu denen mir weder der König noch die Königinn, je einen Heller hatten geben wollen. Ich war wie das Schaaf unter

den Wölfen; an einem Hofe, der mehr einem Bauergut ähnlich war, bei groben, langweiligen, oder bösen, gefährlichen Leuten, täglich von bittern körperlichen Leiden geplagt, ohne alle Ergözlichkeit, und von allen Seiten bekümmert. Oft klagte ich es meiner Hofmeisterinn, die mich zu trösten bemüht war, im Grunde aber so traurig war, wie ich selbst.

Es ist billig, nach so vielen Klagliedern, einige komische Bilder hin zu mahlen, und meine Thränen auf eine Zeitlang zu troknen. Das Georgenfest nahte heran; an ihm hatte der Markgraf Georg Christian den rothen Adlerorden gestiftet, und zu diesem Andenken ward jährlich ein groses Fest gegeben, an welchem der Markgraf neue Ritter machte. Dieser Orden war sehr angesehen, er ward nur vornehmen Leuten gegeben, und man mußte Obersten-Rang haben, um ihn zu erhalten. Obschon mehr todt als lebendig, mußte ich mich nach dem Brandenburger Hause bringen lassen, einem, nur eine Viertelstunde von Bayreuth gelegenen Lustschlosse, das wohl beschrieben zu werden verdient. Eine schöne Lindenallee führt dahin, das Haus liegt zwischen zwei sehr artigen Gärten, das Hauptgebäude ist von Stein, man geht durch ein verkürztes *) Thor, auf einen sehr hübschen **) Treppenplaz. Das Aeußere dieses Gebäudes ist voll Fehler, beide Flügel sind nicht massiv, und nach des Markgrafen Georg Wilhelms Plan, sollten neue von Stein gebaute an ihre Stelle kommen. Das Innere besteht in einem großen, sehr wohl verzierten, wohl proportionirten Saal, der an jeder Seite acht Zimmer hat, die eines in das andere führen, wodurch dieser Bau ein Ansehen von Größe erhält, aber im Grunde sehr unbequem ist. Alle diese Zimmer waren im Geschmak des Bayreuther Schlosses, d. h. sehr schlecht,

*) Portail écrasé.
**) Perron.

meublirt. Einer der Gärten wird von einem großen See begrenzt, auf dem sich allerliebste Gondeln, ein kleiner Haven und eine Insel befinden. Die Lage ist außerdem die reizendste von der Welt. Es gefiel mir gar sehr, denn es herrschte eine gewisse Größe daselbst, die mir das Herz erfreute.

Am frühen Morgen lößte man alle Kanonen des Havens ab, denen die auf den Schiffen antworteten. Darauf stieß man zu dreien Malen in die Trompeten, und rührte die Pauken. Bei dem dritten Trompetenstoß begab sich der Erbprinz mit allen Rittern in die Kirche zur Predigt. Nach der Kirche kam er zu mir, und wir begaben uns, von dem ganzen Hofe und allen Damen der Stadt begleitet, zum Markgrafen, um ihm Glük zu wünschen, und der Creation der Ritter beizuwohnen. Der Markgraf, reich gekleidet, stand auf einen Tisch gestützt, der ausdrüklich dazu hingestellt war, und bildete sich ein, wenigstens Kaiser zu seyn; er nahm auch an denselben Tagen ein ganz kaiserliches Wesen an, sein ernstes, majestätisches Gesicht sollte Ehrfurcht gebieten, es machte ihn aber nur höchst lächerlich, denn mir kam er völlig wie Hanswurst, als Kaiser im Monde vor. Wie er sich mit allen ihm aufgetischten Complimenten hinlänglich gesättigt hatte, ließ er zwei oder drei Herrn hereintreten, denen er den Orden ertheilte, wobei er an jeden eine besondere, ziemlich schlecht gesetzte, und schlecht gesprochene Anrede hielt. Dann ertönte der Lärm der Kanonen, Trompeten und Pauken von neuem; man sezte sich zur Tafel, und jede dabei ausgebrachte Gesundheit, ward mit drei Kanonenschüssen begleitet. Ich verweilte nur einen Augenblik dabei, denn der Geruch der Speisen machte mir gar zu übel. Man betrank sich den ganzen Nachmittag, und Abends war Ball, dem ich aber meines Uebelbefindens wegen nicht beizuwohnen vermochte.

Da sich die Sonnsfeld den Fuß vertreten hatte, mußte sie sich auch hinwegbegeben, sie wohnte unter mir, und obschon am Ende Aprils, war die Kälte doch noch so ungeheuer, daß man überall einheizte; darüber kam in Fräulein von Sonnsfeld Zimmer Feuer aus, das bald so heftig wurde, daß es mein erstes Vorzimmer ergriff. Dennoch löschte man es glüklich, und mit so wenig Geräusch, daß ich die Sache erst am andern Morgen beim Erwachen erfuhr. Dieser Zufall störte die langweiligen, uns zubereiteten Feste, und wir kehrten, zu meiner großen Freude — denn die Kälte hatte mir sehr geschadet — nach Bayreuth zurük.

Bald darauf war ich in der Hälfte meiner Schwangerschaft. Meine Hofmeisterinn ließ es dem Markgrafen wissen, und erinnerte ihn zugleich, daß er von nun an in allen Kirchen müßte für mich beten lassen. Er lachte dem Ueberbringer dieser Botschaft laut ins Gesicht, und antwortete: ich sey gar nicht schwanger, daß sey ein bloßer Einfall meiner Hofmeisterinn. Sie sprach nun selbst mit ihm, und man hatte alle Mühe von der Welt, ihn dahin zu vermögen, daß er meiner in den öffentlichen Gebeten gedenken ließ. Ich war erstaunlich schlank, meine Schwangerschaft war so wenig sichtbar, daß sie viele Personen vor erdichtet hielten. Die Ueberzeugung, daß sie wirklich sey, verursachte am Hofe und im Lande eine unendliche Freude; das ärgerte den Markgrafen, und er sagte, daß er wünschte, ich möchte nur eine Tochter haben, denn brächte ich einen Sohn zur Welt, so würde er genöthigt seyn, mir eine Zulage meiner Einkünfte zu geben. Seine üble Laune ward durch die Emissaren des Herrn von Fischer noch vermehrt; diese bließen ihm immer in die Ohren, daß sein Sohn mehr geliebt würde, wie er, und daß alle Welt sich dieser aufgehenden Sonne zukehrte. Seine Wuth gegen den Erbprinzen ward dadurch so erhöht,

daß er ihn eines Abends in einem Kabinette bei Seite zog, und ihm über seine vorgeblichen Intriguen mit dem Reichsadel die bittersten Vorwürfe machte. Der Prinz verstand ihn gar nicht, denn er hatte mit diesen Leuten nie die geringste Verbindung gehabt; er stellte endlich seinem Vater vor, daß es müßte Uebelgesinnte geben, die sie gerne entzweien wollten, der Markgraf sollte sein Betragen untersuchen lassen, denn er sey jeden Augenblik bereit seine Unschuld zu beweisen. Anstatt ihn zu beruhigen, brachte ihn diese Antwort immer noch mehr auf, so daß er in eine Heftigkeit gerieth, die ohne meine Dazwischenkunft die gefährlichsten Folgen hätte haben können. Ich fand ihn, wie er seinen Sohn am Kragen hielt, und sich gewiß, wenn der Prinz, welcher stärker war, nicht seine beiden Hände gepackt hätte, bis zu Schlägen vergessen hätte. Man denke sich meinen Schrecken! Meine Gegenwart hielt ihn zum Glüke zurük, denn trotz seines Hasses fürchtete er mich, und hatte Achtung für mich. Wie er mich erblikte, wendete er sich plözlich um, und gieng fort. Ich war so erschrocken, daß ich in eine lange Ohnmacht fiel, und der Erbprinz gerieth in einen solchen Zorn, daß er sich gar nicht mäßigen konnte; da er aber ein sehr gutes Herz hat, brachten wir ihn durch unsere Ermahnungen so weit, daß er am folgenden Morgen seinen Vater besuchte, und eine Versöhnung zu Stande kam. Ich benuzte diese Gelegenheit, um mit dem Markgrafen eine Erklärung zu haben, durch welche ich ihm den Schaden vorstellte, den er sich selbst thäte, wenn er seinen Sohn auf diese Weise behandelte. Ich sagte ihm, daß der Schrecken, den mir der vorgefallene Auftritt verursacht hätte, leicht ein vorzeitiges Kindbett hätte herbei führen können, und er, wenn je wieder dergleichen Statt hätte, an dem Tode meines Kindes Schuld seyn würde. Er gab mir eine Menge falsche Zusiche-

rungen, die ich als wahr aufnehmen mußte, und die Dinge blieben beim Alten.

Am folgenden Tag ließ ich mir zur Ader, ich war die Nacht über sehr übel, so daß ich von einer Ohnmacht in die andere fiel, und mehrere Tage das Bett hüten mußte. Diese ganze Zeit durch machte sich die Prinzessinn Wilhelmine sehr viel um mich zu thun. Daß sie eine Absicht dabei habe, merkte ich sehr wohl, ich konnte nur nicht errathen, welche? endlich kam sie eines Morgens zu mir, und wünschte mich allein zu sprechen; nachdem ich alle Welt entfernt hatte, sagte sie: da sie sich mit meinem Wohlwollen schmeichelte, bäte sie mich, ihren Vater zu bereden, daß er an eine Versorgung für sie denken möchte; sie kenne ihren Vetter, den Erbprinzen von Ostfriesland; als Kinder haben sie beide sich sehr lieb gehabt, und die Neigung daure noch fort; ihre Tante, die Prinzessinn von Ostfriesland wünsche die Heirath sehnlich, habe auch ihren Vater, den Markgrafen oft gebeten, sie zu ihr zu schicken, wo sie wie eine Tochter behandelt werden, und da diese Prinzessinn keine Töchter habe, einst auch als solche bedacht werden sollte. Sie ließ sich dabei sehr stark gegen ihren Vater aus, daß er so wenig Sorge nähme sie zu verheirathen, sezte aber hinzu, daß sie nie den Muth haben würde, über diesen Gegenstand mit ihm zu sprechen, darum bäte sie mich dringend die Sache so einzuleiten, daß sie nach Aurich gehen dürfe. Da ich den Verdacht hatte, daß dieses ganze Verlangen ein bloßer Kunstgriff sey, um meine Gedanken auszuholen, und nachher einen übeln Gebrauch davon zu machen, so befand ich mich in einer großen Verlegenheit. Ich antwortete ihr daher, daß ich, ungeachtet meines Wunsches sie zu verbinden, ihrem Verlangen sehr viele Hindernisse entgegenstreben sähe; und daß ich mich nie mit Heirathsintriguen, und noch

weniger damit abgeben würde, sie von Bayreuth zu entfernen. Ich bat sie, den vorhabenden Schritt, wohl zu überlegen, und ihn nicht zu thun, wenn sie in Rücksicht ihrer Heirath nicht sehr feste Zusicherungen aus Ostfriesland erhielt; denn wenn der Erbprinz seine Neigung geändert hättee, oder er ihr nicht gefiele, so wäre sie durch die Reise so gebunden, daß sie sich nicht mehr mit Ehren zurükziehen könnte; sie sollte also wohl überlegen, was sie thäte, und nichts übereilen. Sie antwortete mir, daß sie die Sache auf das reiflichste und von allen Seiten betrachtet hätte, daß ich also einen ungeheuern Haß müsse auf sie geworfen haben, um sie dergestalt zu verlassen. Darauf weinte sie, und bat so sehr, so sehr, daß ich ihr endlich versprach, mich für sie bei dem Markgrafen zu verwenden. Ich hielt Wort. Der Markgraf war sehr erstaunt über meinen Vorschlag, er ließ seine Tochter rufen, sie stimmte allem, was ich gesagt hatte, bei, und drang in ihn, ihrem Verlangen nachzugeben. Endlich willigte er ein, jedoch unter der Bedingung, daß ihm die Prinzessin von Ostfriesland über die Heirath mit ihrem Sohne hinlängliche Sicherheit geben würde, zu welchem Endzwek er noch an demselben Abend dieser Fürstinn zu schreiben versprach.

Der Kaiser hatte sich zu dieser Zeit in das Karlsbad begeben, hauptsächlich in Rükficht der Kaiserinn, die damals nur einen Erzherzog gebohren hatte, der im Jahre 1716 gestorben war, und drei Erzherzoginnen. Man schmeichelte sich, daß sie das Carlsbad fruchtbar machen, und den Wunsch von ganz Deutschland durch die Geburt eines Erzherzogs erfüllen würde. Mehrere schlechte Politiker, von denen der Hof voll war, riethen dem Markgrafen dahin zu gehen, um dem Kaiser aufzuwarten. Der Erbprinz, der ihn sehr zu begleiten wünschte, erhielt nur mit vielem Widerwillen von sei-

nem Vater die Erlaubniß dazu. Sie machten sich mit einem sehr ärmlichen Gefolge auf den Weg, und kamen nach vierzehn Tagen wieder zurük. Der Kaiser und die Kaiserinn hatten den Erbprinzen sehr ausgezeichnet, und sich mit ihm, fast ausschließend nur von mir, unterhalten; außerdem hatte er aber Langeweile gehabt, wie ein Hund, denn der Markgraf hatte ihm nicht erlaubt, irgend eine Gesellschaft zu besuchen.

Nach ihrer Rückkehr begaben wir uns in die Eremitage, ein Lustschloß, das man einzig in seiner Art, nennen kann. Nach dem Tode meines Schwiegervaters machte mir mein Gemahl ein Geschenk damit, und ich habe es so verschönert, daß es jezt einer der schönsten Orte in Deutschland ist. Zu einer andern Zeit will ichs beschreiben, und die Zeichnung der vorzüglichsten Partien hinzufügen. Während unsers dasigen Aufenthalts besuchte mich die Prinzessinn von Weikersheim; sie war von Seiten ihrer Mutter Geschwisterkind mit der Kaiserinn, und hatte den Grafen von Hohenlohe Weikersheim geheirathet, der in der ersten Ehe eine Prinzessinn von Eulmbach, die Schwester des Markgrafen gehabt hatte. Die Prinzessinn war sehr häßlich, schien mir aber eine vernünftige Frau; der Markgraf liebte sie, und sie hatte Einfluß auf ihn. Die arme Prinzessinn Charlotte war noch immer in einem höchst schwermüthigen Zustand, sie beklagte sich oft gegen mich, daß sie ihr Vater und ihre Schwester mißhandelten, und es verhielt sich wirklich also, denn der Markgraf konnte sie nicht leiden, und die Prinzessinn Wilhelmine, die auf ihre Schönheit neidisch war, behandelte sie wie eine Magd. Ich hatte die Sache nicht ändern können, da sie die Prinzessinn von Weikersheim aber vertraut kannte, öffnete sie ihr das Herz, worauf diese ihr vorschlug, sie mit sich zu nehmen, und bis zur Abreise der Prinzessinn Wilhelmine,

die in drei Wochen Statt finden sollte, bei sich zu behalten. — Denn die Prinzessinn von Ostfriesland hatte dem Markgrafen geantwortet, daß ihr nichts angenehmeres widerfahren könnte, als die Heirath ihrer beiderseitigen Kinder; daß sie ihre Nichte mit Ungeduld erwartete, und nach einiger Zeit, in welcher diese beobachten könne, ob ihr der Erbprinz gefiele, sollte das Verlöbniß vollzogen werden. Sehr froh, seine älteste Tochter los zu werden, kam er voll Freude, mir diese Nachricht zu melden, und wenig Tage darauf reiste sie auch wirklich mit der Prinzessinn von Weikersheim ab.

Nach und nach erkaltere die Freundschaft des Erbprinzen zu seiner jüngsten Schwester; er hatte Regellosigkeiten in ihrem Betragen gefunden, die ihm sehr misfielen, und dazu kamen ihre ewigen Intriguen, denn sie konnte nicht aufhören jedem, der es hören wollte, Böses von mir zu erzählen. Jezt verließ er mich fast nicht mehr, und erzeigte mir alle mögliche Zärtlichkeit. Beinahe glaube ich, daß diese Veränderung zum Theil durch seiner Schwester Entschluß nach Ostfriesland zu gehen, veranlaßt wurde. Bisher hatte sie sich geschmeichelt ihren Bruder zu beherrschen, und mich in Abhängigkeit zu erhalten; da sie ihre Hoffnungen fehlschlagen sah, wählte sie lieber eine sehr mittelmäßige Heirath, nur um sich entfernen zu können, als daß sie im Schoos ihrer Familie geblieben wäre, wo ihr mit der Zeit eine viel bessere Versorgung nicht entgehen konnte. So reiste sie denn also, sehr vermißt von ihrem Vater, und den Händelmachern des Hofes ab. Der Markgraf war nach Himmelkron gegangen, um Abschied von ihr zu nehmen, wir blieben indessen in der Eremitage, wo ich einige ziemlich ruhige Tage zubrachte. Lange war mir das aber nicht vergönnt, denn der Markgraf machte unsern kleinen Freuden bald

ein Ende; ich mag sie wohl so nennen, denn sie waren in der That nicht weit her. Es ging kein Tag hin, wo man mir nicht Verdruß machte, und ich lebte in einem unaufhörlichen Zwange.

Herr von Burstell war sehr unzufrieden mit dem Markgrafen, der ihn vor seiner Abreise ungebührlich behandelt hatte, nach Berlin zurückgekehrt. Ungeachtet aller meiner Bitten benachrichtigte er meinen Vater von allem was vorgefallen war. Da dieser nun von Natur ein sehr gutes Herz hatte, rührte ihn meine Lage, und besonders der elende Zustand meiner Gesundheit. Er schrieb mir einen unendlich rührenden Brief, eigenhändig! eine so ungeheure Gunst, daß er sie nur Menschen, die er ausnehmend lieb hatte, erzeigte. Er schrieb: „es thut mir recht leid, liebe Tochter, daß man dich so viel plagt, denn obschon du mir nichts davon schreibst, weiß ich doch gar wohl, daß du darum krank bist. Du mußt durchaus hierher kommen zu deinen Eltern, die dich lieben. Ich will dir eine gute Wohnung einrichten lassen, damit du hier dein Kindbett halten kannst; zähle darauf, daß ich dir meine Freundschaft bezeigen, und lebelang für dich sorgen werde!! Das sind die eignen Ausdrücke seines Briefes, und ich erhielt deren mehrere in demselben Tone.

Ich war sterbend, aber meine Geduld, sowohl wie des Kronprinzen seine, ging zu Grunde. Wir durften ohne des Markgrafen Erlaubniß keinen Schritt thun; wenn der Prinz zwei Tage nach einander spazieren ritt, hörten die Strafpredigten nicht auf, es hieß dann, er richte die Pferde zu Grunde, und man werde ihm keine mehr geben. Ging er auf die Jagd, so beschuldigte man ihn, das Wildpret zu zerstören; blieb er zu Haus, so spann er Intriguen an, — kurz man machte ihm alles was er that zum Verbrechen,

und wir wurden täglich und stündlich geschmählt. Um den allen zu entgehen beschloßen wir, uns nach Berlin zu begeben; ich bat also den König, dem Markgrafen darüber zu schreiben, welches er auch in sehr dringenden Ausdrücken that, und die Gewährung unsers Wunsches sehr leicht von ihm erhielt. Damit war uns aber noch nicht geholfen, denn wir hatten gar kein Geld zur Reise, und niemand wollte uns Credit geben; von Bayreuth bis Berlin waren zwei und vierzig deutsche Meilen, und mein Gesundheitszustand zwang uns kleine Tagereisen zu machen, so daß wir unmöglich rechnen konnten, früher als in zehn Tagen da zu seyn. Ich sprach mit dem Markgrafen über diesen Gegenstand, er antwortete mir, daß er Sorge tragen würde uns mit Geld zu versehen, ich sollte also ruhig seyn. Des folgenden Tages ließ er mir sagen, er habe tausend Gulden zu meinen Reisekosten bestimmt; das reichte nun kaum zur Hälfte aus, allein ich fand das Uebrige bei meinen Damen, und in den Säkeln meiner armen Domestiken.

Viele Leute tadelten meinen Schwiegervater sehr, daß er mich in meinen damaligen Umständen abreisen ließ. Wir waren am Ende Junius und ich sollte im August niederkommen. Man murrte sehr, besonders das gemeine Volk, denn man wünschte sehr einen Erben. Der Markgraf war dazumal in Himmelkro[11], seinem Lieblings-Lustschloß, wo ich, da es auf meinem Wege lag, bei meiner Durchreise von ihm Abschied nehmen sollte. Da er mehr wie irgend Jemand auf der Welt auf seinen guten Ruf hielt, wollte er sich in den Augen des Publikums über die Gefahren meiner Reise rechtfertigen, und schickte mir Herrn von Dabeneck zu, der mich, als der beredteste Mann seines Hofes, von meiner Reise abwendig machen sollte. Unglücklicher Weise hatte aber seine deutsche Theaterkunst nicht die Gewalt

der Ueberredung auf mich. Ich beantwortete die Begrüssung, welche er mir in den Namen des Markgrafen machte, sehr verbindlich, doch ohne im geringsten nachzugeben, sondern ich entschuldigte mich mit dem Verlangen, das ich hatte, meine Familie zu sehen, und der Erwartung meines Vaters mich in wenig Tagen in Berlin zu empfangen. Wirklich reißten wir auch am folgenden Tage ab, und kamen Abends in Himmelkron an, wo wir von dem Markgrafen mit der Versicherung aller möglichen Zärtlichkeit empfangen wurden. Zufällig fand sich ein Herr von Babenhausen dort, hessischer Geheimrath, ein braver Mann, der seine Leute zu unterscheiden wußte, und sehr wohl am Hofe und beim Markgrafen gelitten war. Er hatte mich noch nie gesehen, fand mich aber so abgezehrt, schwach und entstellt, daß er noch an dem gleichen Abend dem Markgrafen rieth, mich nicht abreisen zu lassen. Der erste Leibarzt des Markgrafen von Anspach, der mich zuweilen besuchte, und sich eben gegenwärtig befand, stimmte ihm bei; er versicherte den Markgrafen, wenn die Reise Statt fände, so wär ein Sarg mein nothwendigstes Reisegeräth, denn ich könnte nicht zwei Stationen machen, ohne das Leben zu wagen. Eben das sagte er auch zum Erbprinzen, kurz, alles verschwor sich gegen mich, und zu meinem großen Kummer, wirklich aber zum Glücke, denn ich traute mir mehr Kräfte zu wie ich hatte — ward meine Reise rückgängig gemacht.

Meine Leiden hatten jezt eine andere Gestalt angenommen; ich hatte nun beinahe keine Ohnmachten mehr, aber Engbrüstigkeiten, deren Anfälle so heftig waren, daß mir die Augen aus dem Kopf traten, und mein ganzes Gesicht aufschwoll. Ich konnte sogar keinen Fischbeinrock tragen, denn alles, was mir den Leib einpreßte, war mir unleidlich. Mein Ekel währte immer

fort, und ich war so athemlos, daß ich nicht durch das Zimmer gehen konnte, ohne einige Mal auszuruhen. Die Aerzte waren lauter Esel, sie wollten mir nicht zur Ader lassen, und behaupteten, man hätte nie im heilige' römischen Reich einer schwangern Frau zwei Mal zu Ader gelassen, alle Regeln der Fakultät setzten sich dagegen, und lieber ließen sie mich verplazen, als ein Haarbreit über diese hinaus zu schreiten. Der Schlaf war mir ganz versagt, denn so wie ich mich niederlegte, glaubte ich ersticken zu müssen, meine einzige Nahrung bestand in Milchkaffee, dessen ich eine Tasse des Morgens und eine des Abends genoß, außerdem trank ich bloßes klares Wasser.

Himmelkron war sonst ein Kloster; wie es protestantisch ward, sekularisirte sich die Aebtissinn mit allen ihren Nönnlein, und nach ihrem Tode fiel es nach Culmbach zurück. Seine Lage ist ziemlich angenehm, man hat dem alten Hauptgebäude einen neuen Flügel angebaut, der sehr bequem ist; aber von Spaziergängen giebt es nichts, wie einen Mail, der beinahe so schön ist, wie der in Utrecht. Der Markgraf hatte eine Falkonnerie daselbst angelegt, man konnte vom Schloß aus dem Flug der Vögel gut zusehen. Die Art, wie man hier lebte, war vollkommen langweilig; der Markgraf betrank sich täglich mit den Herrn seines Gefolgs, man hatte zur Unterhaltung nichts wie Trunkenbolde, die keine Unze gesunden Verstand hatten, und ihren kleinen Rest davon noch im Weine ersäuften, und den ganzen Tag gellten einem die langweiligen Trompeten und Jagdhörner in den Ohren. Dieser widrige Lärm beraubte mich meiner einzigen noch übrigen Erholung, der Lektüre. Die kleine Marwitz, die Nichte meiner Hofmeisterinn, war meine Vorleserinn; dieses Mädchen, für deren Erziehung die Gräfinn von Finkenstein gesorgt hatte, war in sehr üble Hände ge-

fallen, sie hatte weder Anstand noch Grazie, und war ungeheuer leichtsinnig. Für mich faßte sie gar viel Anhänglichkeit und suchte mir auf alle Weise zuvorzukommen, da mich das rührte, beschloß ich, sie zu erziehen. Sie hatte viel Verstand und Gedächtniß, aber alles war noch unangebaut. Ich raisonnirte oft mit ihr, und suchte ihr Gefühl und Eifer für das Lernen einzuflößen. Es gelang mir über alle meine Erwartung, und ich werde im Verfolg dieser Memoiren noch oft Gelegenheit haben, von ihr zu sprechen. Wir blieben einige Wochen, die mir Jahrhunderte schienen, an diesem langweiligen Ort. Eine große Jagd, die man in Selb, einer kleinen Stadt an der Grenze von Böhmen veranstaltete, erlößte uns endlich; der Markgraf besuchte sie mit seinem Sohn, und ich ging nach der Eremitage zurück. Meine Uebel hatten sich dergestalt vermehrt, daß ich sehr krank daselbst ankam. Man berief einen Arzt, der gewiß der Unwissendste seiner Zunft war, denn er gab mir nach einander drei so heftige Gaben eines starken Laxatifs, daß ich beinahe die Seele aufgab; ich fiel von einer Ohnmacht in die andere, und ließ jeden Augenblick eine zu frühzeitige Niederkunft fürchten. Die Stärke meiner Natur, und die für mich gehegte Sorgfalt, retteten mir das Leben; zwar war ich diesen Tag und die ganze Nacht in dem gewaltsamsten Zustand, allein den folgenden Tag befand ich mich besser.

Abends erhielt ich eine Staffette vom König, mit der Nachricht, daß er in zwei Tagen in der Eremitage anlangen würde. Diese Freude trug nicht wenig dazu bei, mir meine Kräfte wieder zu geben. Mein Vater kam damals von Prag, in dessen Nähe er, in einem kleinen Orte, der Altdorp heißt, eine Zusammenkunft mit dem Kaiser gehabt hatte. Man hatte einen Saal mit zwei Eingängen errichtet; der Abrede gemäß sollten

beide Fürsten und die Kaiserinn zu gleicher Zeit anlangen, ein jeder durch den ihm bestimmten Eingang, auch sollte jeder Theil bei der Tafel an der Seite, wo er eingetreten war, sitzen. Allein ungeachtet aller Gegenvorstellungen, begab sich der König zwei Stunden vor dem Kaiser an den anberaumten Ort, und wie dieser anlangte, ging er ihm entgegen und begrüßte ihn auf eine Weise, die einem gekrönten Haupte gar schlecht anstand. Grumbkov hat mir diesen Auftritt oft erzählt, der hätte vor Aerger vergehen mögen, wie sein Herr sich zu solchen Niederträchtigkeiten hinreißen ließ. So wie ich Nachricht von der Ankunft des Königs empfing, ließ ich es den Markgrafen wissen, und erhielt zur Antwort, daß ich alles zur Aufnahme dieses Fürsten zubereiten sollte, indeß er ihn in Selb, welches auf seinem Wege lag, empfangen und nach der Eremitage begleiten würde. Dieser Ort war sehr klein; Er enthielt einen Saal und zwei kleine Zimmer, in jedem der Flügel waren 4 Zellen, so daß wir uns, wenn der Markgraf und ich daselbst wohnten, sehr eng behelfen mußten. Hundert Schritte vom Schloß war eine Meyerei, wo man ein bequemes aber auch sehr kleines Haus gebaut hatte. Dieses ließ ich für den Markgrafen bereiten, und räumte dem König seine Zimmer im Schlosse ein. Der Markgraf Albert, Bruder meines Schwiegervaters, und der Prinz von Gotha waren auch in Selb angekommen; ich verschaffte ihnen Platz in demselben Gebäude, welches der Markgraf einnahm, und hatte alles so eingerichtet, daß ich glaubte alle Welt zufrieden gestellt zu haben, als plötzlich sich ein Umstand ereignete, der mir allen nachfolgenden Verdruß zuzog.

Den Abend vor des Königs Ankunft in der Eremitage, erhielt der Kammerherr von Bindemann, der einzige Cavalier, der bei mir geblieben war, einen Bo-

then, der auf den Abend selbst, die Ankunft des Markgrafen von Anspach mit seiner Gemahlinn und einem Gefolge von mehr wie hundert Personen ankündigte. Bindemann war ein sehr braver Mann, allein das Pulver hatte er nicht erfunden, wie er also die wirkliche Unmöglichkeit überlegte, allen diesen Leuten Unterkommen zu verschaffen, verlor er den Kopf, und ließ dem Baron von Seckendorf, dem Hofmarschall von Anspach gerade zu sagen, daß sein Herr den angekündigten Besuch mit der größten Freude aufnehmen würde, allein des Platzes wegen, der so enge sey, daß man sogar dem König nur mit Mühe eine Wohnung verschafft hätte, würde er in die größte Verlegenheit gerathen. Mich benachrichtigte er erst am Morgen von der Ankunft meiner Schwester. Sogleich sandte ich dem Markgrafen eine Staffette, die ihn von dieser Unannehmlichkeit benachrichtigte, und um Befehle bat, wohin ich den Markgräflichen Hof logiren sollte? ich stellte ihm vor, wie beleidigt sie seyn würden, wenn man sie nicht in die Eremitage aufnähme. Da nun aber da kein einziges leeres Zimmer wäre, hielte ich Monbijou, die vorher erwähnte Meyerei, vor den einzigen für sie anständigen Aufenthalt, darum wollte ich ihm, meinem Schwiegervater, meine Zimmer einräumen, und mit den Erbprinzen indeß campiren. Ich wußte wohl, daß er diesen Vorschlag nicht annehmen würde, ich hätte ihn auch gar nicht ausführen können, denn noch war ich nicht im Stande das Bett zu verlassen. Wirklich antwortete er mir nach einigen Stunden, daß er nie in diesen Plan willigen würde, ich solle ihm nur eine der Zellen einräumen.

Wie es Abend war, strengte ich alle meine Kräfte an, um das Bett zu verlassen, und setzte mich, so schwach, daß ich kaum auf den Füßen stehen konnte, in die Avenüe, um meine Schwester zu empfangen.

Es war schon acht Uhr und niemand kam; ich schickte mehrere reitende Bothen ab, um Nachricht von ihr einzuholen, denn ich dachte es wäre ihr etwas begegnet, wie ich aber bis zehn Uhr vergeblich gewartet hatte, und endlich unruhig ward, trat Herr von Bindemann mit einem selbstzufriednen Lächeln herbei und sagte: ich sollte mich nur zufrieden geben, denn sie käme nicht. Voll Erstaunen fragte ich, woher er das wisse? „weil ich dem Marschall von Seckendorf dieses und das geantwortet habe; sie werden also wohl auf dem Wege umgekehrt seyn.“ Das gieng nämlich auf seine weiter oben erwähnte Antwort, auf die er jezt ganz stolz war. Obschon mich nun die Ankunft des Anspacher Hofes gar nicht sehr freute, denn ich sah vorher, er würde nur mit dem Könige eitel üble Händel erregen, und obschon er uns ungeheuer lästig war, ärgerte mich Bindemanns Dummheit doch in der Seele, denn ich sah die Folgen, die sie haben mußte, im Voraus. Auch irrte ich mich darin keineswegs.

Kurz darauf kam Herr von Seckendorf an; das war ein grundböser Mensch, d[illegible] allem Kummer meiner Schwester, und an der zwischen ihr und ihrem Manne obwaltenden Uneinigkeit schuld war. Er wusch mir von Seiten seiner Herrschaften waidlich den Kopf; nie, sagte er, habe man einem Fürsten von des Markgrafen Ansehen so unverbindlich die Aufnahme verweigert; meine Schwester sey aufs äußerste gegen mich erbittert, diese Sache werde eine ewige Uneinigkeit unter den beiden Häusern nach sich ziehen, meine Schwester habe geschworen, nie mehr den Fuß in das Gebiet von Bayreu[illegible], zu setzen, und er sey beauftragt, zu dem König zu eilen, um ihn von der empfangnen Beleidigung zu unterrichten, denn auf seinen, des Königs Befehl, haben sie sich in die Eremitage begeben wollen, und dieser würde mein Betrag[illegible] sehr tadeln. Ich

erklärte ihm Bindemanns Albernheit und ließ ihn, um ihn zu überzeugen, nach Monplaisir führen, wo er sehen konnte, daß alles zum Empfang seines Hofes bereit war, demnach schickte ich dem Postmeister in Bayreuth Befehl, ihm unter irgend einem Vorwande Pferde zu verweigern, damit er, im Fall es ihm mit seinem Auftrag an den König Ernst wäre, dadurch aufgehalten würde.

Noch denselben Abend benachrichtigte ich den Markgrafen von diesem verdrießlichen Vorfall, und ließ den Oberforstmeister von Gleichen, der wenige Meilen davon lebte, herbei rufen, um ihn mit zwei Briefen, an den Markgrafen und meine Schwester nach Anspach zu schicken. Sie enthielten viele Entschuldigungen über den stattgefundenen Mißverstand, und luden sie dringend ein, zu der Eremitage zurück zu kehren. Außerdem trug ich Herrn von Gleichen noch auf, die Sache um jeden Preis ins Reine zu bringen. Ich brachte diesesmal eine grausame Nacht zu; mein Vater war meine einzige Stütze auf Erden, und jetzt sah ich den Augenblick, wo er sich mit mir veruneinigen, ja mich vielleicht mißhandeln konnte, welches mir in Bayreuth noch tausendmal empfindlicher, wie in Berlin gewesen wäre. Man konnte ihn so leicht aufbringen, und ich wußte, daß die Anspacher alles anwenden würden, um dahin zu gelangen. Herr von Gleichen kam zwei Stunden vor des Königs Ankunft zurück, und brachte zwar sehr verbindliche Briefe zur Antwort, die aber dennoch die bündigste Weigerung in die Eremitage zu kommen enthielten. Herr von Gleichen versicherte mich, mein durch ihn gethaner Schritt habe mich völlig entschuldigt, allein trotz aller seiner Mühe habe er ihnen nie ganz ausreden können, daß Herr von Bindemann nur auf Befehl des Markgrafen also hätte handeln können.

Der König kam den sechsten August an. Er empfing mich sehr gnädig, schien aber über mein verändertes Aussehen sehr befremdet, ja sogar gerührt. Er wollte nie zugeben, daß ich ihn in seine Zimmer führte, sondern geleitete mich in das meinige. Ich küßte ihm tausendmal die Hände, hörte nicht auf ihn zu liebkosen, und meine Freude über sein Wiedersehen zu bezeugen. Sobald wir allein waren, erzählte ich ihm ganz natürlich den ganzen Zwiespalt, der zwischen den Markgraf und uns Statt fand, und bat ihn, uns zu versöhnen; zugleich zeigte ich ihm die Briefe, die mir Gleichen zurück gebracht hatte. Er antwortete: „Es ist ärgerlich, daß Bindemann diesen dummen Streich gemacht hat, aber noch mehr, daß du da mit Leuten ohne alle Vernunft zu thun hast. Dieser Markgraf von Anspach bildet sich ein, ein Ludwig der vierzehnte zu seyn; nach seiner Meinung hättest du ihm in Person deine Entschuldigungen machen sollen. Die Leute sind Narren! aber es freut mich, daß du ihnen zuvor gekommen bist; ich werde ihnen sagen lassen, daß sie kommen sollen, und wollen sie nicht, so mag sie der Teufel holen.“ Darauf verließ er mich und trug dem Hofmarschall von Seckendorf auf, sogleich eine Staffette nach Anspach zu schicken, die seine Kinder bäte, ihn zu besuchen. Grumbkow und der österreichische Minister Seckendorf waren in des Königs Gefolge. Ich empfing sie sehr verbindlich; sie brachten mir die schmeichelhaftesten Grüsse von der Kaiserinn die meiner in den schmeichelhaftesten Ausdrücken erwähnt hatte. Der König, welcher unsre Unterredung angehört hatte, näherte sich, und sagte: „ja liebe Tochter, du bist der Kaiserinn für die, gegen dich geäußerten Gesinnungen Dank schuldig, schreibe ihr, um ihn zu bezeigen.“ Ich antwortete, daß ich seinen Rath mit Vergnügen befolgen würde. Wie wir bald darauf zu Tafel gingen, nahm

der König den ersten Platz, den er fand, ich setzte mich ihm zur Rechten, der Markgraf zur Linken. Er war sehr guter Laune, wie ich ber die Tafel verlassen mußte, gerieth er in die peinlichste Unruhe, denn er glaubte, daß ich sterben würde.

Den folgenden Tag stand ich frühzeitig auf, und zeigte ihm alle Spaztergänge, die er ganz allerliebst fand, besonders eine kleine Einsiedelei, die ich hatte zu seiner Tabagie einrichten lassen. Er sagte: „Du hast alle mögliche Aufmerksamkeit für mich gehabt, mir däucht, ich bin in Potsdamm, so ähnlich sind diese Zimmer den meinigen; du hast sogar eben solche Stühle und Tische darein machen lassen, wie ich dort habe.“ Wirklich hatte ich mich darum bemüht, und das führte zu keinen großen Ausgaben, denn der König saß nie auf etwas anderm, als hölzernen Schemeln, und die mußten so hoch seyn, daß seine Füße kaum den Boden berührten, ich hatte auch zween große Fässer mit Wasser hinein setzen lassen, dessen er sich zum Waschen bediente, denn es hat wohl nie einen reinlicheren Menschen wie ihn auf Erden gegeben, er wusch sich wohl zwanzig Mal des Tages und seine Zimmer mußten immer so geordnet seyn, daß man nirgend ein Stäubchen erblickte. Der lange Spaziergang hatte mich über meine Kräfte angestrengt, so daß ich bei Tisch so heftiges Ersticken bekam, daß man mir den Tod abwartete.

Der berühmte Stahl, der erste Leibarzt des Königs, war an eben diesen Tag in Bayreuth angekommen; die Königinn hatte ihn mit einer Hebamme geschickt, um mir bei der Niederkunft beizustehen. Seine vorzüglichste Wissenschaft bestand in der Chemie, in welcher er sehr große Entdeckungen gemacht hatte. Sein physikalisches System war sehr einfach, er stellte sich vor, daß alle Krankheiten aus der Einbildungskraft entständen, und dem zufolge gab er nur zwei Arzneimittel,

ohne allen Unterschied, gegen jede Krankheit. Das waren nämlich Pillen und Pulver. Das hinderte meine Eltern aber nicht, viel Vertrauen in ihn zu haben. Der König ließ ihn also rufen; er fand mich sehr übel und gab mir sogleich eine Gabe seiner Wunderpillen. Der König setzte sich neben mein Bett, und befahl der Sonnenfels einen Stuhl zu nehmen; darauf fragte er mich, wie ich mit dem Markgrafen stünde? ich gab ihm den vollständigsten Bericht von allen, was mir begegnet war, bat ihn aber dabei inständigst, den Markgrafen gut zu behandeln, um das Uebel nicht zu verschlimmern. Er beklagte mich sehr und sagte: „Ich sehe wohl, sehr wohl, daß dir dein Zustand nicht erlaubte nach Berlin zu kommen, allein du mußt die Reise sogleich nach deinem Kindbette machen. Dein Markgraf kann voran nach seinem Regimente gehen, und wenn du wieder hergestellt bist, magst du ihm folgen. Ich will deinen und deiner Leute Unterhalt auf mich nehmen und mich so einrichten, daß ich etwas zu deinen Gunsten thun, und dir zu leben geben kann. Dein Kind mußt du mit bringen; ich werde für dich und dein Gefolg Zimmer zubereiten lassen, denn daß du hier mißhandelt wirst, will ich einmal nicht länger mit ansehen. Dein Schwiegervater und mein Schwiegersohn von Anspach sind Narren, die ins Tollhaus gehören. Dem Alten will ich höflich seyn, aber dem letzten und deiner Schwester werde ich begegnen, wie sie es verdienen.“ — Ich flehte, daß er den Markgrafen von Anspach und meine Schwester schonen solle, da sie ohnehin schon unglücklich genug sey, daß nur Sanftheit sie bessern könne, da hingegen seine Strenge uns noch mehr entzwein und sie vermögen würde, mich zu beschuldigen, als habe ich ihn gegen sie aufgebracht. Er versprach es mir, und der Anspacher Hof kam wenige Stunden darauf an. Der König empfing

ihn kalt; ich hatte das Bett verlassen, um der Abendtafel beizuwohnen, nach welcher sich ein jeder zur Ruhe begab.

Der ganze folgende Vormittag ging von Seiten des Königs damit hin, meine Schwester auszukeifen. Abends war Tabagie. Die Kopfwäsche, die der König dem Anspacher Hofe hatte angedeihen lassen, hatte ihn böser Laune gemacht, und jetzt fing mein Vater an den Markgrafen über den Zustand seines Landes zu befragen. Es würde diesem Herrn sehr schwer geworden seyn, einen gründlichen Bescheid zu geben, denn er kannte seine Geschäfte nur sehr oberflächlich. Der König warf ihm vor, daß er keine Ordnung hielt, und sich betrügen ließ; stellte ihn auch über ein Capital von 30,000 Thalern zur Rede, das er ihm zur Tilgung seiner Schulden geliehen hatte, dessen Rükbezahlung er nun aber nicht erhalten konnte, er zeigte ihm, wie er dadurch die Interessen verlöre, und seinen Credit schmälerte. „Ich entschuldige Sie, sagte der König, denn es ist noch nicht lange her, daß Sie die Regierung führen, und Sie mußten sich bisher den Personen anvertrauen, die Sie in den Aemtern vorfanden; nun müssen Sie aber anfangen, mit Ihren eignen, nicht durch anderer Leute Augen zu sehen. Aber das bedenken Sie, daß alle Ihre Mühe vergeblich ist, wenn Sie Ihren Sohn nicht mit den Geschäften bekannt machen. Nehmen Sie ihn mit in den Geheimenrath, lassen Sie ihn in den Dikasterien arbeiten, damit er die Geschäfte und den Zustand seines Landes kennen lernt. Er muß Ihnen dann alle Tage Bericht erstatten, und Sie haben noch den Vortheil dabei, daß die Collegien fleißiger seyn werden, wenn sie in Gegenwart ihres Prinzen arbeiten, und sie werden Sie nicht mehr betrügen dürfen, wie bisher." Diese Ermahnung gefiel dem Markgrafen keineswegs; er beantwortete sie auch ganz zwei-

deutig, der König sagte hinwieder, daß er ihm diesen Rath gäbe, weil ihm seine Kinder lieb wären, und er ihn schätze. Wollen Sie, setzte er hinzu, lieber Markgraf, daß ich Ihnen jemanden zuschicke, der Ihre Angelegenheit in Richtigkeit bringt, und Ihnen aus der Klemme hilft? denn nehmen Sie keinen Fremden dazu, der in den Grund der Sachen eindringt, und alle vorgegangnen Spitzbübereien entdeckt, so kommen Sie nie heraus." Obgleich der Markgraf über das, was er ihm in Rücksicht des Erbprinzen gesagt hatte, sehr beleidigt war, nahm er die Anerbietung doch mit Dank an, und verbarg seine Unzufriedenheit so gut, daß ich nichts davon wahrnahm. Der König ließ sich sein Wort geben, daß er uns nach meinem Kindbett nach Berlin schicken wollte, und stellte ihm vor, wie das, da er uns freihalten wolle, seine Ausgaben ansehnlich vermindern würde. Auch dieses bewilligte der Markgraf sehr freudig, und dem Anschein nach waren sie einer mit dem andern sehr zufrieden.

Des Abends nahm ich, nicht ohne viel Thränen, von meinem Vater Abschied, worauf er den folgenden Tag, den neunten des Monats, abreiste. Der Anspacher Hof blieb diesen Tag noch bei uns. Der Markgraf, mein Schwager, hatte sich in die Grumbkow verliebt, und bezeigte es ihr auf eine so unverschämte Art, wie es nur ein feiles Mädchen hätte erwarten dürfen. Fräulein Grumbkow war dennoch sehr von dieser schönen Eroberung geschmeichelt, und wendete nichts gegen seine frechen Sitten ein. Ich kann doch bei dieser Gelegenheit ihr Portrait machen; sie war groß, mager wie ein Weinrebstöckchen, sehr weiß, mit einem langen Gesicht, einer Habichtsnase und schönen Zähnen, dabei ziemlich hübsch gewachsen. Sie war drollig und kurzweilig, aber ihre Zunge schonte keinen Menschen und war scharf, wie ein Messer, ausserdem war sie

stolz, unverschämt, verbuhlt im höchsten Grade, und stiftete Unheil, wo sie nur konnte. Sie hatte eine Art sich beliebt zu machen, und ihre Fehler zu verbergen, die ihr viele Freunde verschaffte. Meine Schwester ward über diese entstehende Liebe so eifersüchtig, daß sie beständig weinte; es that mir leid, da dieses Mädchen aber Grumbkows Nichte war, und ich ihren Oheim nöthig hatte, mußte ich doch glimpflich mit ihr verfahren. Die Abreise des Anspacher Hofes machte dieser Verlegenheit aber bald ein Ende.

Damals hatte ich Gelegenheit den Prinzen Albert von Culmbach, den Bruder des Markgrafen, näher kennen zu lernen, er war Generallieutenant in kaiserlichen Diensten, und hatte sich bei den Ungrischen Feldzügen sehr ausgezeichnet. Er war häßlich, ohne widrig zu seyn, sehr höflich, und, da er stets in der großen Welt gelebt hatte, war seine Unterhaltung leicht und angenehm. Da ihm sein Bruder der Markgraf schrekliche Langeweile machte, brachte er die Nachmittage stets bei mir zu.

Kaum war der König abgereist, so entlud sich der Markgraf gegen den Erbprinzen und mich seiner Galle. Zum Anfang machte er mir Vorwürfe, daß ich ihn aus Monplaisir herausgewiesen, und es meiner Schwester eingeräumt hatte; er ließ mir durch Herr von Voit sagen: daß er noch nicht todt sey, sondern uns zum Possen noch eine gute Weile zu leben gedächte, sich daher also sehr wundere, daß ich mir das Ansehen einer Regentinn gäbe. Mir hätte ers zu danken, daß der König ihm so viel unangenehme Sachen gesagt habe, er wollte mich jedoch in diesem Stücke entschuldigen, weil meine Hofmeisterinn mich zu diesen Schritten hinriß, die, wie er wohl wisse, ihn tödlich hasse; er sey aber alle der Ränkespielerei müde, und werde sie nach Plassenburg, einer kleinen, nahe bei

Bayreuth gelegenen Festung, senden, wo sie die Ehrerbietung, die sie ihm schuldig sey, lernen sollte. Ich begreife nicht, woher ich die Geduld nahm, diese Rede bis ans Ende anzuhören, denn der Zorn übermannte mich dergestalt, daß ich wie ein Espenlaub zitterte; endlich brach ich aber auch los, und sagte die unverschämtesten Dinge über den Markgrafen. Voit ließ meine Hitze ausrauchen, die Sonnsfeld lachte über meine Drohungen, und rieth mir, meinen Schwiegervater mit Güte zurückzuführen, ihm einen verbindlichen Brief zu schreiben, oder dem Prinzen von Culmbach unsre Versöhnung aufzutragen. Diesen lezten Rath befolgte ich; der Prinz tadelte seinen Bruder gar sehr über sein Betragen gegen mich und die Sonnsfeld, er versicherte sogar, daß er ihm schon sehr derb die Wahrheit darüber gesagt hätte. Um mich in seinen Augen ganz zu entschuldigen, zeigte ich ihm die Briefe, in denen mir mein Schwiegervater ausdrüklich auftrug, alles zu besorgen, und sich selbst mit einer der Zellen zu begnügen, weil für meine Schwester kein anderer Platz zu finden sey, als Monplaisir. Der Prinz von Culmbach nahm die Briefe mit zum Markgrafen, und überwies ihn daraus von dem Unrecht, das er mir thäte. Nun machte er mir einige Entschuldigungen, und schien in sich zu gehen, aber das war bloße Verstellung, denn er sann nur darauf, wie er mir einen neuen Possen spielen könnte.

Da ich meiner Niederkunft sehr nahe war, wünschte man, daß ich nach Bayreuth zurückkehren möchte. Das geschah denn auch den zwanzigsten. Es war mir nach unendlich vielen Bitten gelungen, mein Schlafzimmer neu meublirt zu erhalten, das eine meiner Cabinets hatte ich sehr artig mit Holzwerk und Porzellain verzieren lassen, so daß ich meine Wohnung viel heiterer wieder fand, als ich sie verlassen hatte.

Der Markgraf, der mit mir nach Bayreuth zurückgekehrt war, besuchte mich den Tag nach meiner Ankunft mit seinem Bruder, und meldete mir, daß er des folgenden Morgens nach Himmelkron zu reisen, und erst nach meinem Kindbette wieder zu kommen gedächte. Meine Antwort drückte ihm meine Unzufriedenheit aus, ihn so bald abreisen zu sehen, doch, sezte ich hinzu, wäre mirs lieb vorher seine Befehle zu vernehmen. Ich kann nicht vermeiden, fuhr ich fort, den König, meinen Vater, meine Entbindung wissen zu lassen, er würde aber unzufrieden seyn, wenn man ihm nur eine Staffette schickte, ich würde also Ihrer Durchlaucht vorschlagen, den Herrn von Voit an ihn abzuschicken, der denn zugleich dieselbe Nachricht Ihrer Durchlaucht nach Himmelkron bringen könnte. Er ward roth, und schwieg einen Augenblick; dann sagte er: was Berlin anbetrifft, so ist das recht und billig, mich braucht man es aber nicht wissen zu lassen. Ich erwiederte, wenn Herr von Voit ihm nicht angenehm sey, so solle er jeden andern Cavalier, der ihm anstünde, ernennen. Ich will gar keinen, war seine Antwort, ich habe auf dem ganzen Weg bis Himmelkron Kanonen aufpflanzen lassen, die mir früher von Ihrer Königlichen Hoheit Nachricht geben werden, als irgend ein Courier. Ich antwortete, daß das wohl möglich sey, daß ich aber in keinem Stück gegen die ihm schuldige Ehrerbietung fehlen möchte, und ihn also bäte, mir meinen Willen zu lassen. Er bestand darauf, alle Zeremonien zu verbieten, es wäre, sagte er, keine gute Art, mit Freunden so umzugehen, er hasse dieses Betragen wie den Tod, und würde das Gegentheil wie ein Freundschaftszeichen von mir annehmen. Voit würde er auftragen, meine Befehle nach Berlin zu erwarten, übrigens wünschte er mir ein glückliches Kindbett, und sich einen Enkel, der seiner Mutter

gliche — wofür ich ihm dankte, und worauf er davon gieng.

Glücklicher Weise war der Prinz von Culmbach bei dieser Unterredung gegenwärtig gewesen. Ich fragte ihn, warum der Markgraf also verführe? er versicherte mich, daß es bloße Laune von ihm sey; man müßte Geduld mit ihm haben, und ihm den Willen thun. Ich versprach ihm seinem Rath zu folgen, und nahm Abschied von ihm, worauf er sich hinweg begab.

Den neun und zwanzigsten bekam ich würkliche Wehen; den dreisigsten war ich sehr übel, den ein und dreisigsten in Lebensgefahr, genaß aber doch des Abends um sieben Uhr von einer Tochter, eben wie man an meinem und meines Kindes Leben verzweifelte. Der arme Erbprinz war, wie man mir nachher sagte, denn ich hatte alle Besinnung verloren, in einem bemitleidungswürdigen Zustande. Auch glich nichts seiner Freude, mich entbunden zu sehen; er fragte gar nicht nach dem Kinde, seine ganze Aufmerksamkeit ging auf mich; er benetzte meine Hände mit seinen Thränen, indeß ich von einer Ohnmacht in die andere fiel. Obschon der Markgraf sehr wohl von meiner Gefahr unterrichtet war, hatte er es' ch nicht für gut gefunden, sich nach mir erkundigen zu lassen; sein Bruder hingegen ließ alle Stunden nach mir fragen, und bewieß mir damit, wie lebhaft er an mir Theil nahm. Herr von Voit reiste unmittelbar nach meiner Entbindung nach Berlin ab, und alsdann wurden die Kanonen der Stadt drei Mal gelößt. Alle Geistlichen kamen in Gesamt, das Gebet vor meinem Bette zu verrichten, ich hörte aber nicht viel davon, denn ich war so schwach, daß man mich unaufhörlich mit geistigen Mitteln rieb, um Ohnmachten zu verhindern. So blieb ich die ganze Nacht, bis ein kurzer Schlaf, den ich gegen Morgen genoß, mich im Stand setzte, das Bett zu verändern.

Zu meiner Verwunderung hörte ich nichts vom Markgrafen, bis der Erbprinz Mittags ein Billet von seinem Oheim erhielt, in welchem er ihm über meine Niederkunft Glück wünschte, und zugleich meldete, daß er dem Markgrafen die Nachricht davon überbracht hätte, denn die Kanonen wären so schlecht gestellt gewesen, daß man sie in Himmelkron gar nicht hätte hören können. Er würde seinen Bruder zu bereden suchen, daß er den Abend nach Bayreuth gienge, er wäre aber so böser Laune, daß er nichts darüber versprechen könnte. Wirklich kam er aber doch Abends gegen sechs Uhr an, er ließ sogleich den Marschall von Reitzenstein rufen, und erhob die bittersten Klagen gegen ihn, über seinen Sohn und über mich, daß wir ihn wie einen Strohmann behandelten, daß er der lezte gewesen sey, der meine Entbindung erfahren hätte, daß er endlich die Geduld verlieren würde, denn er sey doch Herr, und könnte seinen Sohn, sobald er es wollte, auf eine Festung setzen, um ihn zu lehren, wie er sich gegen ihn betragen sollte. Der arme Reitzenstein, der von gar nichts wußte, blieb wie versteinert — ward es aber noch viel mehr, wie ihm der Markgraf auftrug, dem Erbprinzen und mir, alle diese schönen Dinge in seinem Namen zu sagen. Er erklärte ihm aber gerade zu, daß er den Auftrag nie übernehmen würde; dann ließ er seinen Zorn verrauchen und stellte ihm darauf vor, welchen Schaden er sich thäte, mich so unwürdig zu behandeln, besonders in dem Zustande, worinn ich mich würklich noch befände; daß ich noch gar nicht außer Gefahr sey, und eine heftige Gemüthsbewegung mich unmittelbar tödten könne. Was aber den Erbprinzen anbeträfe, so wäre er überzeugt, daß derselbe unfähig sey, gegen die seinem Vater schuldige Ehrerbietung zu handeln, er solle die Sache nur untersuchen lassen, er wäre gewiß, daß sie durch

ein Mißverständniß sey veranlaßt worden. Indeß war der Prinz von Culmbach in das Zimmer getreten, er vertheidigte mich mit vieler Wärme, und erinnerte den Markgrafen an die Unterredung, die er in seiner Gegenwart mit mir gehabt hatte. Der Markgraf war nicht wenig erstaunt, ihn davon unterrichtet zu wissen, denn er hatte nicht wahrgenommen, daß er damals im Zimmer war, nun schämte er sich, schimpfte auf sein Gedächtniß, das ihm alle Tage ungetreuer würde, und ließ seinen Sohn rufen, den er ziemlich artig aufnahm, worauf er auch zu mir kam. Er behandelte mich ziemlich kalt, und man sah wohl, daß das, was er vorbrachte, nicht vom Herzen gieng. Er sagte mir, der Landesgebrauch heischte, daß das Kind den dritten Tag getauft woerde, die Ceremonie müste also morgen Früh Statt haben. Ich erwiederte, daß er darüber Herr sey, ich mich aber zu schwach fühle, um irgend jemand zu sehen, noch Glückwünsche anzunehmen. Er meinte, das sey gar nicht nöthig, ich sollte ihm nur die Taufzeugen nennen. Anfangs weigerte ich mich dessen, dann nannte ich aber die Kaiserinn, den König und die Königinn, meine Eltern, die Königinn von Dänemark, die des Markgrafen Schwester war, die verwittwete Markgräfinn von Culmbach seine Mutter, meinen Bruder, meine Schwester von Anspach, und den Prinzen von Culmbach. Er war mit dieser ganzen Gevatterschaft sehr zufrieden, und verließ mich.

Des folgenden Tags gaben die Trompeten und Pauken das Zeichen, der Markgraf, mit seinem ganzen Hofe, und die Prinzessinn Charlotte, die seit einigen Tagen von Weikersheim zurück war, und das Kind zur Taufe trug, kamen in mein Zimmer, von wo aus man sich in meinen Audienzsaal begab, wo die heilige Handlung Statt hatte. Darauf wurden die Kanonen gelößt, und man brachte das Kind in mein

Zimmer zurück, es war große Tafel, bei welcher um die Plätze gelost wurde, und Abends Ball in dem wegen seiner ungeheuren Größe berühmten Schloßsaal.

Vierzehn Tage darauf kam mein Schwager, der Prinz Wilhelm von Culmbach, von seinen Reisen nach Frankreich und Holland zurück. Der Erbprinz, dessen gutes Herz ihn an alle seine Verwandte knüpfte, freute sich sehr ihn wieder zu sehen; er führte ihn sogleich zu mir. Es war ein Mensch von zwanzig Jahren, aber nicht größer, wie ein Knabe von vierzehn, er hatte ein hübsches Gesichtchen, aber keine Annehmlichkeit, ziemlich hübsch gewachsen, aber so kindisch in seinem Betragen, als in seiner Gestalt. Sein Verstand war beschränkt, er hatte in Utrecht studiret, doch ohne allen Gewinn, denn sein zerstreuter, flüchtiger Sinn war zu nichts gut als Fliegen zu fangen. Gutherzig war er wohl, aber mehr aus Temperament als aus Grundsätzen. Der Erbprinz und ich thaten während seinem kurzem Aufenthalt in Bayreuth alles Mögliche, um ihn ein Bischen zuzustutzen, aber alle unsre Mühe war verloren. Er war Kaiserlicher Oberster, sein Regiment stand in Italien, er sollte sich jetzt dahin begeben, aber sich einige Zeit unterwegs mit seinem Oheim in Wien, aufhalten. Ich werde ihn fortan immer den Prinzen Wilhelm nennen.

Um diese Zeit kam Herr von Voit von Berlin zurück, von wo er mir von dem Könige und der Königinn die verbindlichsten Briefe mitbrachte. Er sagte mir, daß meine glückliche Entbindung in Berlin eine allgemeine Freude verursacht, und der König vom Erbprinzen und mir mit der größten Zärtlichkeit gesprochen habe.

Kaum fing ich nun an einiger Ruhe zu genießen, als der Erbprinz einen Brief vom Könige erhielt, der sie wieder verscheuchte. Er erinnerte ihn an das ihm

gegebene Versprechen nach Berlin zu kommen, und befahl ihm sogleich zu seinem Regimente abzureisen, wobei er noch hinzusezte, daß er übrigens auf seine Freundschaft und die Beweise, die er ihm davon geben würde, zählen könnte. Das war für mich ein Donnerschlag! ich liebte den Prinzen aufs zärtlichste, unsre Ehe war unendlich glücklich, er war mein einziger Trost, und nun sollte ich mich, kaum drei Wochen von dem Kindbett aufgestanden, von ihm auf lange Zeit trennen. Aber es war nicht abzuändern, ohne uns mit dem König, dessen Unterstützung wir mehr wie je bedurften, zu entzweien; alles, was uns übrig blieb, war, diesen traurigen Zeitpunkt so viel möglich zu entfernen. Der Markgraf that, als wenn er sehr betrübt darüber wäre, im Grunde machte es ihm aber große Freude, denn er wünschte nichts mehr, als uns los zu seyn.

Endlich reißte der Erbprinz den zweiten Oktober ab, und zwar ganz auf seine Kosten. Der Schmerz über diese Trennung zerstörte meine Gesundheit aufs neue, und nie hat sie sich wieder erholt. Ich ward so mager wie ein Geripp, und brachte die Nächte mit Weinen zu, denn am Tage mußte ich mir Zwang anthun. Alle Abende war Assemblee bey mir, zu welcher sich die ganze Familie vereinigte, man spielte und hatte tödliche Langeweile, denn ich konnte mich mit niemand unterhalten als mit dem Prinzen von Culmbach, der mein einziger Gesellschafter war. Doch fing ich an mehr Fassung zu gewinnen, als ein zweiter Brief des Königs mich in neue Verlegenheit versetzte. Er sagte mir, daß ich nach meinem Kindbett zu meiner Schwester nach Anspach gehen solle; ich sey ihr einen Besuch schuldig, und er wüßte von guter Hand, daß es sie beleidigen würde, wenn ich ihn vernachläßigte. Die Einigkeit zwischen unsern beiden H[illegible]ern sey zu unserm gegenseitigen Vortheil nothwendig, da ich nun die Ver-

künftigste sey, soll ich alles thun, um sie zu befördern. Nach meiner Rückkehr nach Bayreuth sollte ich dann nach Berlin kommen, wo man mich mit offnen Armen empfangen würde. Das war alles schön und gut, aber ich mußte Geld dazu haben, und mein und des Prinzen Beutel war durch seine Reise nach Berlin gänzlich erschöpft. Außerdem wußte ich nicht, was ich mit meiner Tochter machen sollte, die ich doch unmöglich auf Gerathewohl zurücklassen konnte. Ich schickte endlich des Königs Brief dem Markgrafen zu, der mir durch Herrn von Voit zurücksagen ließ, daß er seinem ganzen Inhalt vollkommen Beifall gebe, und es mir völlig frei stellte, nach meinem Sinne zu handeln. Darauf sprach ich ihn selbst, ich bat ihn, mir mit einigem Gelde beizustehen, denn obgleich ich um alles in der Welt ihm nicht lästig seyn möchte, triebe mich doch die Nothwendigkeit, ihm vorzustellen, daß meine Mittel nicht zu alle den Bedürfnissen zureichten. Ich stellte ihm vor, daß ich meine Tochter unmöglich allein in den Händen ihrer Wärterinnen lassen könnte, eben so unmöglich sey es, in dieser harten Jahreszeit sie mit nach Berlin zu schleppen, ich wünschte also ihr eine Hofmeisterinn von Stande zu geben, die mit der Zeit ihre Erziehung übernehmen könne. Er antwortete, er wolle das alles überlegen, und mir des folgenden Tages durch Herrn von Voit Antwort sagen lassen. Diese Antwort war seiner würdig; sie sagte: es sey in meinem Heirathsvertrag weder von den Töchtern, die ich zur Welt setzen, noch den Reisen, die ich machen würde, die Rede gewesen, seine Finanzen, welche die Ausrüstung seines jüngsten Sohnes sehr in Unordnung gebracht hätte, setzten ihn außer Stand mir zu helfen, es käme auch außerdem dem Könige zu, es zu thun, da er mich zu der Reise aufforderte. Ich war in Verzweiflung! ich mußte nun nach Berlin schreiben, und

die Antwort abwarten, und so schob sich diese Reise, die ich sehnlich wünschte, um den Erbprinzen wieder zu sehen, immer weiter hinaus. Da ich gar nicht zweifelte, daß mir der König Geld schicken würde, kündigte ich ein Capital von zweitausend Thalern, das ich auf Interessen gelegt hatte, zur Bestreitung aller meiner Reisen auf. Dieses war alles, was ich auf Erden besaß; mein Bruder hatte es mir geschenkt, denn seit er mit der Prinzessinn von Braunschweig versprochen war, zog er viel Geld vom Wiener Hofe.

Inzwischen machte ich den zwölften Oktober meinen Kirchgang, man sang das Tedeum in der Schloßkapelle und lößte die Kanonen; des folgenden Tags war Ball, an dem ich aber, das Herz von Kummer schwer, wenig Theil nahm. Doch hatte ich ein Vergnügen an diesem Abend, denn ich erhielt einen Brief vom Erbprinzen, der mir seine glückliche Ankunft in Berlin meldete, und wie er vom Könige und der Königinn so gut empfangen worden sey, und wie ungeduldig er sey, mich wieder zu sehen. Er sagte mir ferner, daß er nun im Begriff sey, zu seinem Regimente abzugehen, doch erst nach meiner Ankunft in Berlin dahin zurückgehen würde; daß ihm auch mein Bruder und alle Welt versicherte, der König werde uns seine Liebe auf die ausdrücklichste Art bezeigen. Mein Vater habe ihm gesagt, wegen der Reise nach Anspach müßte ich seinen Willen befolgen, und ich möchte bald dahin gehen, um mich bald wieder mit ihm zu vereinigen. Ueber diesen Punkt brauchte er mich nicht zu beeilen, ich war ungeduldig genug ihn wieder zu sehen, allein um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, bedurfte ich Zeit: damals hatte ich aber doch ein paar gute Tage — ich nenne es gute; denn ich entbehrte das Vergnügen, den Markgrafen zu sehen und seine langweilige Moral anhören zu müssen. Er war unbaß und ließ sich zur

Aber, ich wollte ihn besuchen, er nahm mich aber nicht an.

Seine Abwesenheit wurde uns indeß durch eine andere eben so langweilige Gestalt ersetzt; nämlich einen anderen seiner Brüder, den ich den Prinzen von Neustadt nennen will, weil er sich dort aufhielt. Er war Oberst eines dänischen Regiments, und kam aus Copenhagen; wie wir nachher erfuhren, in der Absicht sich zu verheirathen. Er meldete seinem Bruder von Neustadt aus, daß er ihn in einigen Tagen besuchen werde. Dieser Prinz war der Auswurf der ganzen Familie. Der Markgraf konnte ihn nicht leiden, und wenn ich ihn beschrieben haben werde, kann ihn kein Mensch mehr darum tadeln. Er fragte also auch gar nicht viel nach seinem Besuch, besonders so lange ich abwesend war — und ich sollte in einigen Tagen abreisen; um dieser Ursache willen, antwortete er ihm, er wünsche, daß er ihn bis nach meiner Rückkehr nach Bayreuth verschieben möchte. Unglücklicher Weise erhielt der Prinz diesen Brief erst unterwegs, und ganz nahe bei Bayreuth, — Wetter und Wege waren zu schlecht um umzukehreu, er fand sich aber durch die Botschaft des Markgrafen so beleidigt, daß er seinen Weg zwar fortsetzte, aber um sich zu rächen, in Bayreuth auf dem Rathhause abstieg, und die ganze Nacht daselbst verblieb, ohne weder seinen Bruder noch irgend jemanden von der Familie begrüßen zu lassen. Dieser lud ihn mehrere Mal ein, die für ihn im Schlosse zubereiteten Zimmer zu beziehen, erhielt aber immer zur Antwort, der Markgraf habe ihm einen Schimpf angethan, er wolle ihm nun denselben zurückgeben, indem er ihn gar nicht besuche. Der ganze Tag ging mit gegenseitigen Botschaften hin; zuletzt entschloß sich der Markgraf, der Vernünftigste zu seyn, und schickte seinen Sohn, den Prinzen Wilhelm an ihn ab, um ihn

abzuholen. Nun zog endlich diese liebenswürdige Gestalt bei mir ein. Er war weder groß noch klein, und ziemlich wohl gebaut; er hatte kleine blaßblaue Augen wie ein Ferkel, ein Maul wie ein Abgrund, denn es war viereckig und die Lippen so enge und kurz, daß sie weder Zahnfleisch noch Zähne bedeckten, und diese Zähne endlich, waren schwarz wie Kienruß. Außerdem hielt er den Mund immer offen, so daß man ihm bis in die Kehle hinab sehen konnte. Dieses holde Angesicht war weiter mit einem langen dreistockigen Kinne verziert, dessen unterster Stock mit einem großen schwarzen Pflaster belegt war, das immer abklaffend eine schöne Fistel in Kaskaden-Form zur Schau stellte. Diese Fistel war dem Besten der Gesellschaft sehr zuträglich, sie ersparte ihr alle Brech- und Speymittel, auch sollen die Apotheker ihr Mögliches gethan haben sie zu heilen, denn sie verhinderte ihnen den Absatz aller ausleerenden Arzneien. Dieser schöne Kopf war mit Haaren von einer sehr kühn blonden Farbe gekrönt, und mit seinem von Golde strotzenden Kleide sah er wie der Esel aus, der die Reliquien trägt. Seine Seele glich ihrer reizenden Behausung, er war stumpfsinnig und schien zu Zeiten närrisch zu seyn, dann mußte man ihn nicht aus den Augen lassen, denn er wollte alle Welt umbringen. Ich suchte mir diese abscheuliche Gestalt so bald als möglich vom Halse zu schaffen, und schob sie der Prinzessinn Charlotte und Prinz Wilhelm zu.

Da der Markgraf Lust hatte, seine ganze Familie beisammen zu sehen, hatte er auch seine älteste Tochter die Prinzessin von Taxis eingeladen, so daß man sie jeden Augenblick erwartete. Die Prinzessinn Wilhelmine war sehr unzufrieden in Ostfriesland, sie hatte durch die hochmüthige Art, wie sie den Prinzen und die Prinzessinn, ihre Tante, behandelte, ihre Aussichten selbst verdorben, so daß ihre Heirath, statt vorwärts, rück-

wärts ging, und sie nun ach und weh schrie, um nach Bayreuth zurück zu kommen. Man machte dem Markgrafen die Folgen der ganzen Sache begreiflich, und er beschloß, daß sie, im Fall die Heirath wirklich ganz abgebrochen würde, bevor sie zurück kehrte, eine Reise nach Dännemark machen sollte, damit man sagen könnte, sie habe alle ihre Verwandten besucht. Zu eben der Zeit boten sich zwei Versorgungen für die Prinzessinn Charlotte dar; der Prinz von Weißenfels, dessen ich in diesen Blättern so oft als meines Freiers gedacht habe, und der Prinz von Usingen. Die Prinzessinn zog diesen lezten vor, aber ungeachtet aller meiner Bemühungen, ihre Wünsche zu begünstigen, schlug der Markgraf beide Bewerbungen, aus dem bloßen Eigensinne ab, daß er die jüngste seiner Töchter nicht vor der ältesten verheirathen wollte. Ich hatte keine wichtige Stimme im Rathe, denn er konnte mich nicht mehr leiden, und ließ michs nach Kräften fühlen, denn er plagte mich, wo er nur immer konnte. Den ganzen langen Tag brummte er über den Erbprinzen und strich dagegen Prinz Wilhelm heraus, so daß ich vor Galle hätte ersticken mögen.

Den ein und zwanzigsten reiste ich endlich nach Anspach ab. Mein gerader Weg führte mich über Erlangen, wo die Wittwe des Markgrafen Georg Wilhelm, meines Schwiegervaters Vorgänger, ihren Wohnsitz hatte. Ich war neugierig diesen Ort zu sehen, man hatte mir ihn sehr gerühmt, und er war beim Anfang unserer Heirath zu unserm Aufenthalt bestimmt gewesen; weil aber Herr von Fischer, der daselbst Oberamtmann war, diesen Plan nicht gut geheißen hatte, wurden wir nach Bayreuth geschafft. Auf ganz abscheulichen Wegen kam ich Abends nach einer kleinen niedlichen Stadt, die Bayerdorf heißt, wo ich Herrn von Fischer fand, und mit ihm Herrn von Egloffstein,

Kreishauptmann der Ritterschaft, Herrn von Wildenstein, Hessischen Obersten und Mitglied dieser Ritterschaft, und Herrn von Bassowitz, Generallieutenant des fränkischen Kreises. Alle diese Herrn empfingen und begrüßten mich an der für mich bereiteten Wohnung. Herr von Fischer sagte mir leise: er habe vom Markgrafen Befehl, mich in der Stadt mit eben den Ehrenbezeugungen, die er selbst erhielte, zu empfangen, die Markgräfinn von meiner Ankunft zu unterrichten und ihr zugleich anzudeuten, daß sie mir den obern Platz zugestehen und mich meinem Range gemäß empfangen solle; bis jetzt habe er aber dieses noch nicht von ihr erhalten können; sie wolle mich durchaus als Erbprinzessinn behandeln, nicht als Königstochter. Er habe also befohlen, die Tafel in denen für mich im Schloß zugerichteten Zimmern zu decken, und rieth mir sie gar nicht zu sehen, ja sie gar nicht begrüßen zu lassen, um sie recht zu demüthigen. Ich antwortete ihm, daß ich das wohl zufrieden wäre, und nicht die mindeste Lust hätte, ihre Bekanntschaft zu machen. Kaum hatte ich das gesagt, so meldete man mir den Oberkammerherrn der Markgräfinn, der mich von Seiten ihrer begrüssen sollte. Ich empfing ihn, er hielt eine halbestundelange Rede, bei der er beständig stockte und stotterte, und die er mit der Nachricht beschloß, daß die Markgräfinn so eben in den Wagen steigen wolle um mich nach Erlangen einzuladen, wo sie mir eine Abendmahlzeit bereitet hätte. Ich lehnte den Besuch und die Abendtafel nach bestem Vermögen ab, antwortete auf die Begrüssung so höflich wie möglich, und entschuldigte mich mit meiner Müdigkeit und dem Verlangen, den folgenden Mittag in Erlangen zu speisen. Nun nahm Herr von Fischer das Wort und sagte: „Ihre Königliche Hoheit wird nach Erlangen gehen, wenn sie die Markgräfinn gebührend zu empfangen

gedenkt, sonst wird sie nicht für gut halten, ihr die Ehre ihrer Gegenwart zu gönnen, sondern die Tafel in ihren eigenen Zimmern decken lassen.“ Der Herr Oberkammerherr erwiederte: daß seine Fürstinn es nie an dem, was sie der Tochter eines so großen Königs schuldig sey, würde fehlen lassen, sondern mir alle von ihr abhängende Ehre erzeigen würde. Sogleich sendete ich einen meiner Stallmeister, um ihr meinen Gegengruß zu machen, worauf ich zur Tafel ging. Herr von Fischer führte dabei das große Wort; alle seine Gespräche ertönten vom Lobe des Prinzen Wilhelm, meines Gemahls erwähnte er mit keiner Silbe, so daß ich dermaßen ergrimmte, daß ich die Tafel verließ, ehe sich noch jemand satt gegessen hatte.

Des folgenden Tags reiste ich um zehn Uhr ab; wobei ich von zwei Compagnien der Bayersdorfer und Erlanger Reuterei begleitet wurde. Alle die Herrn, welche mich empfangen hatten, folgten mir in Kutschen, und der ganze junge Adel von Erlangen kam mir zu Pferde entgegen. Die Bürgerschaft, welche auf beiden Seiten der Straße in Erlangen aufgestellt war, empfing diesen ganzen Zug. Ich fand die Stadt ganz allerliebst, sie liegt angenehm, und ist nach der Schnur und im neuen Geschmacke gebaut. Das Schloß, obschon artig, und im nämlichen Geschmack wie die Stadt erbaut, kann doch nur ein artiges Landhaus heißen, denn für ein Schloß ist es nicht groß genug. Von einer Seite stößt es an einen großen Platz, von der andern an einen prächtigen Garten, der, nach dem Plan des Herrenhäusers angelegt, einen ungeheuren Umfang hat, aber durch seinen sandigen Boden aller Annehmlichkeit beraubt wird. Man nennt diese ganze Gegend der Markgrafschaft das Unterland, weil sie gar keine Berge hat. Der Markgraf Christian Ernst baute diese Stadt, und legte eine französische Colonie daselbst an,

welcher die deutschen Einwohner viele Verbindlichkeit haben, denn sie lehrten sie etwas Höflichkeit und feine Sitten. Der Unterschied zwischen Erlangen und Bayreuth ist auch so auffallend, daß man, obschon beide Orte nur acht Meilen von einander entfernt sind, in zwei ganz verschiednen Ländern zu seyn glaubt. Nürnberg, eine freie Reichsstadt, liegt ganz nahe, und macht das Verkehr sehr lebhaft. Alle Welt lief herbei um mich zu sehen, die guten Menschen drängten sich dergestalt zu meinem Wagen, daß ich in Todesangst war, es möchte ihnen Leids widerfahren.

Endlich kam ich im Schlosse an. Die Markgräfinn empfing mich mit ihrem ganzen Hofstaat unten an der Treppe. Nach den ersten Begrüssungen bot mir Herr von Voit, mein Oberkammerherr, die Hand, und führte mich in meine Zimmer. Die Markgräfinn, die ich sogleich beschreiben will, folgte mir nach. Sie war die Schwester des oftmals erwähnten Prinzen Johann Adolf von Weißenfels, in ihrer Jugend soll sie engelschön gewesen seyn, mit ihrem Gemahle, dem Markgrafen Georg Wilhelm, lebte sie aber nie gut. Sie konnte unter die berühmten Weiber des Alterthums gerechnet werden, denn sie war in Rücksicht ihrer Sitten die Laïs ihres Jahrhunderts; viel Verstand gab man ihr aber niemals schuld. Wie ich sie sah, war sie acht und dreisig Jahr alt, fett, schön gewachsen; ihr Gesicht ist länglich, eben so wie ihre Nase, die sie aber sehr entstellt, denn sie ist kirschroth, ihre braunen Augen, mit denen sie Gesetze zu geben gewohnt ist, haben einen schönen Schnitt, aber sie sind so trübe, daß ihre Lebhaftigkeit nicht mehr sehr auffällt. Ihre Augenbraunen sind falsch und kohlenschwarz; ihr Mund, obgleich groß, dennoch schön gebildet und voll Liebreiz, sie hat Zähne so weiß wie Elfenbein, und gleichwie Perlen, allein ihre Haut, wenn gleich

rein, war doch sehr welk, dabei sah sie wie eine Theaterkönigiinn aus, und ihre Art sich zu betragen, entsprach auch diesem Karakter; dennoch machte dieses wunderliche Gemisch eine ziemlich schöne Frau.

Wir ließen uns auf Lehnstühlen nieder, wobei ich nur mit Mühe verhinderte, daß sie sich nicht auf ein Tabouret setzte, wie sie durchaus Willens war. Unsre Unterhaltung war sehr gleichgültig, ich war in Erwiederung aller von ihr empfangenen Höflichkeiten so verbindlich wie möglich; sie sagte mir, daß sie sich sehr freue, mich kennen zu lernen, vorher habe sie aber davor gezittert, denn man habe ihr gesagt, ich sey stolz und hochmüthig und würde sie ohne alle Rücksicht behandeln. Sie stellte mir ihre sogenannte Hofmeisterinn vor, denn sie hatte sie immer nur auf Borg, und ihre beiden Hofdamen, ein paar Zwillingsschwestern, beide klein und fett, wie ein paar Kugeln. Wie sie sich bückten, mir den Rock zu küssen, verloren sie beide das Gleichgewicht, fielen um und kollerten im Zimmer umher, so daß ich herzlich lachen mußte. In meinem Leben habe ich nichts so häßliches gesehen, wie diesen Hof! ich glaube die Markgräfinn hatte alle Ungeheuer aus dem ganzen Lande zusammen gelesen, damit sie ihre Reize durch den Gegensatz erhöhten.

Endlich gingen wir zur Tafel, wo man mir das obere Ende einräumte. Die Markgräfinn war in beständiger Verlegenheit; Herr von Eglofstein, der damals ihr Liebhaber war, (ich sage damals, denn sie änderte so oft Liebhaber, wie Leibwäsche) hatte sie ihre Lection so gut gelehrt, daß sie weder den Mund aufthun, noch eine Schüssel anrühren durfte, ohne ihn um Rath zu fragen. Nach der Tafel begab ich mich in ihr Zimmer, wo ich den Kaffee einnahm, darauf führte sie mich in mein Zimmer zurück, wo mich alle Damen aus der Stadt erwarteten, und mir von ihr

vorgestellt wurden. Es waren einige recht liebenswürdige darunter, da ich aber sehr eilig war, meine Reise fortzusetzen, hatte ich nicht Zeit, sie näher kennen zu lernen. Was ich auch that, so bestand sie darauf, mich bis unten an die Treppe zu begleiten, Herr von Eglofstein, sagte sie, habe es ihr so befohlen, und sie thue alles, was er ihr sage.

Ich kam Abends ziemlich spät nach Carlsburg, wo ich einige Anspachische Hofbediente und Cavaliere fand, die mir entgegen geschickt waren. Des folgenden Tags kam ich Abends um sieben Uhr in Anspach an.

Meine Schwester und ihr Gemahl empfingen mich mit allen möglichen Freudenbezeugungen, ich erwiederte sie und war sehr erfreut über ihr Betragen. So lange ich dort war gab man täglich große Tafel, und wie ich auch bat, erhielt ich doch nie, daß man mich als Schwester und ohne Umstände behandelte. Das Schloß, ob es schon Fehler in der Bauart und keine bequeme Ausgänge hat, ist schön, neu, fet hübsch meublirt und verziert. Der Hof ist zahlreich, aber alles ist nach derselben Form wie in Bayreuth zugeschnitten, mit dem einzigen Unterschied, daß man hier französisch spricht. Man zog zweimal die Loose, und nach der Tafel war Ball von zwei und vierzig Paaren. Was die Damen anbetrifft, so wars ziemlich gemischte Waare, doch hatten sie alle einen bessern Ton wie in Bayreuth.

Meine Schwester war zur großen Freude des ganzen Landes schwanger; allein ihr Ehezwist dauerte immer fort; jetzt eben war der Markgraf in ein Scheuermensch aus dem Schlosse sterblich verliebt; er war ganz närrisch darüber. Meiner Schwester war es bekannt worden, und sie hatte Lärm geschlagen; der Obermarschall von Seckendorf und Herr von Schenk, die beiden Günstlinge des Prinzen, hatten ihn dergestalt

gegen seine Gemahlinn aufgehetzt, daß er sich förmlich mit ihr überworfen hatte. Ich that mein Möglichstes um sie zu versöhnen, und wenn es mir auch nicht völlig gelang, glückte es mir doch, dem Verhältniß wieder die äußere Schicklichkeit zu geben. Das begünstigte Mensch ist noch jetzt des Markgrafen Maitresse, und er hat einen Sohn und eine Tochter von ihr, die er hat baronisiren lassen, und denen er den Namen Falk beigelegt hat. Da ich einem Jeden mit Höflichkeit zu begegnen trachtete, machte ich mir in Anspach viele Freunde, selbst der Markgraf ward mir gut, und diese Verbindung ist meiner Schwester seitdem oft sehr nützlich gewesen.

Mein Schwager sollte nach Pommersfelden gehen, um dort eine Zusammenkunft mit dem Bischoff von Bamberg zu haben. Da unser Weg derselbe war, reisten wir den acht und zwanzigsten zusammen bis Bayersdorf, wo ich mein Nachtlager nahm, und mich von dem Markgrafen trennte. Dort fand ich einen Brief des Königs in Antwort von dem meinigen, in dem ich ihn um Reisegeld und eine Hofmeisterinn für meine Tochter bat, er lautete wie folgt, war aber nicht eigenhändig.

„Liebe Tochter, ich habe deinen Brief erhalten; es thut mir sehr leid, daß man dir stets fort Verdruß macht und dir das Reisegeld verweigert. Ich habe deinem alten Narren von Schwiegervater einen recht tüchtig derben Brief geschrieben, damit er dir gibt, wovon du die Reisen bestreitest, und die Flora Sonnsfeld bei der kleinen Friederike bleibt, wodurch die Kosten einer Hofmeisterinn erspart werden. Ich erwarte dich mit Ungeduld und bin u. s. w.

Der Brief brachte mich zur Verzweiflung, denn ich sah wohl, daß ich mich nun zwischen zwei Stühlen befinden würde. Ein anderer, den ich vom Erbprinzen

erhielt, tröstete mich einiger Maßen, er schrieb mir, daß mein Bruder Himmel und Erde bewegte, um den König zu einer mir günstigen Verfügung zu vermögen, daß die Königinn sich auch in Rücksicht meiner ganz verändert hätte, und mir meinen Aufenthalt so angenehm zu machen verspräche, wie nur immer möglich, daß sie mir dieses ausdrücklich sagen ließ, und nur von ihrer Freude, mich wieder zu sehen, redete. Alle diese schöne Dinge beruhigten mich indessen nicht sehr, und ich fing an zu fürchten, daß der König mich betrogen habe.

Ich kam den folgenden Tag nach Bayreuth, sollte aber wenige Tage darauf nach Coburg gehen, um meine Groß-Tante, die Prinzessinn von Meiningen, zu besuchen. Ich habe vergessen zu sagen, daß sie ausdrücklich nach Bayreuth gekommen war, um mir für die Höflichkeit zu danken, die ich ihr in Berlin erzeigt hatte. Dieses böse Weib war an dem Verderben von Culmbach schuld; sie hatte die armen Unterthanen geplündert, alle Schätze des Hauses während ihrer Ehe mit dem Markgrafen Christian Ernst fortgeschleppt, und nach seinem Tode die Allodialgüter an sich gerissen. Das Schloß war damals sehr schön meublirt und prächtig ausgeschmückt. Sie begnügte sich nicht damit, alles Geräth fortzubringen, sondern ließ das Holzwerk zerbrechen, das sie dort zu lassen gezwungen war. Sie war reich, und unumschränkter Herr ihres Vermögens, und hatte versprochen, mich zur Erbinn einzusetzen; um ihre günstigen Gesinnungen gegen mich zu befestigen, entschloß ich mich sie zu besuchen.

Der Markgraf empfing mich sehr gut und fragte, wann ich nach Berlin abreisen würde? Ich sagte ihm, daß ich noch keine Antwort vom König habe, und ohne Geld nicht reisen könne, — denn ich hielt es

für gut, ihm aus dem Brief, den ich in Bayersdorf erhalten hatte, ein Geheimniß zu machen. Wir vergalten uns List mit List, denn er verschwieg mir auch den, welcher ihm zugekommen war. „Ich sehe wohl, sagte er darauf, daß das alles sich zu sehr in die Länge zieht, und um Ihre königliche Hoheit abreisen zu machen, opfere ich lieber ein Zehntausend Gulden auf.“ Er sagte das so ironisch, daß man wohl sah, wie sehnlich er uns los zu seyn wünschte. Ich dankte ihm und sagte: da zwei tausend Thaler vollkommen hinreichen würden, so würde ich diese Summe mit der innigsten Dankbarkeit von ihm annehmen. Er versprach sie mir den folgenden Tag zu schicken, gedachte aber keineswegs Wort zu halten, denn ich erhielt nur tausend Gulden, die kaum zur Bestreitung des Postgeldes hinreichend waren.

Den dritten November reiste ich nach Coburg, das nur acht Meilen von Bayreuth entfernt ist, ab; halb todt von Ermüdung, da Weg und Wetter ganz abscheulich waren, kam ich Abends um eilf Uhr daselbst an. Ich fand meine Tante nach ihrer alten Manier geputzt und verziert mit Blumen und Franzen; sie nennte mich tausend Mal ihre theure Nichte, und schlug dabei betheurend auf ihren alten welken Busen — denn das war ihre Art. Ihre Zimmer und die für mich bereiteten, waren an Geräth und Silberzeug von der größten Pracht. Der Anblik konnte mich nur traurig machen, denn alle diese Dinge waren mit dem Brandenburgischen Wappen bezeichnet, und ich sah sie alle als eine ungerechte, dem armen Brandenburger Lande entrißne, Beute an. Das Schloß war alt und glich einer Festung, die Stadt sehr häßlich. Mein Aufenthalt dauerte nur einen Tag, den ich damit zubrachte, mit der Herzoginn zu schwatzen und zu arbeiten, denn es gab weder einen Hofstaat noch Adel daselbst. Von

den mir gethanen Versprechen konnte ich nicht die geringste Zusicherung erhalten, ja man gab mir unter der Hand Nachricht, daß sie mich angeführt, und nie daran gedacht habe, mich zu ihrer Erbinn zu machen. Den fünften nahm ich also meinen Abschied und ging, den alten Drachen tausendfältig verwünschend, nach Bayreuth zurück.

Ich fand den alten Markgrafen bei meiner Rückkehr krank. Seine Gesundheit empfand seit langer Zeit die Folgen seiner Lebensweise, er betrank sich täglich in altem Rheinwein, wodurch er seine Nerven und Brust zu Grunde gerichtet hatte, und dermaßen zitterte, daß er fast nicht mehr allein gehen konnte. Nur mit vieler Mühe beredete ich Fräulein von Sonnsfeld bei meiner Tochter zu bleiben; der Markgraf war ihr sehr gewogen, und machte ihr so viele Liebkosungen, daß sie auch einwilligte, die Prinzessinn Charlotte zu hüten. Ich war indessen sehr verwundert zu bemerken, daß sich alle Briefe, die ich seit einiger Zeit aus Berlin erhielt, immer einer dem andern widersprachen. Die meines Bruders und die des Erbprinzen stimmten darin überein, mir die herrlichsten Hoffnungen zu geben, indeß die der Königinn und von Grumbkow voll unangenehmer Anzeigen waren. Meine Unruhe darüber war sehr peinlich. Ich hatte noch immer gehofft, meine Schwägerinn, die Prinzessinn von Taxis zu sehen, jetzt sandte sie aber einen ihrer Stallmeister und ließ sich, da eine Unbäßlichkeit sie an ihrem Besuche verhinderte, bei ihrem Vater entschuldigen. Da mich nun nichts mehr zurück hielt, reiste ich den zwölften ab. Mein Abschied vom Markgrafen war nicht sehr zärtlich; die Freude, mich los zu werden, blitzte ihm dabei aus den Augen.

Mein Gefolg bestand in der Hofmeisterinn, der Grumbkow, der Marwitz, die ich als Hofdame ange-

nommen hatte, und meinem Stallmeister, Herrn von Seckendorf, denn Bindemann hatte mich verlassen und der Markgraf hatte nicht gewollt, daß mich mein Oberkammerherr von Voit begleitete. Ich hatte die Reise in fünf Tagen zurücklegen wollen, um den Kö-g, der den siebzehnten nach Hamburg abreisen sollte, noch zu sehen. Es war ein hölliſches Wetter! die Wege waren so schlecht, daß ich, aller meiner Eile ungeachtet, nur bis Hof kommen konnte, und das erst Abends um eilf Uhr, da es doch nur sechs Meilen von Bayreuth entfernt ist. Mein Gepäck war alles zurück geblieben, ich mußte mich also ganz angekleidet auf ein schlechtes Bett legen, auf dem ich wenig schlief. Das Gepäck kam erst um zwei Uhr an, ich befahl es weiter fahren zu lassen, in der Hoffnung, daß mein Nachtlager in der zweiten Nacht besser seyn würde, wie das erste. Die zweite Tagreise war sehr lang. Ich reiste um drei Uhr ab, und war Mittags in Schlaiz, das nur vier Meilen von Hof entfernt ist. Ohne aus dem Wagen zu steigen, nahm ich etwas Fleischbrühe, um recht früh in Gera, zwei Stationen weiter, wie Schlaiz, einzutreffen. Die erste legte ich in vier Stunden zurück, auf der zweiten fand ich aber keine Pferde, obschon sie zwei Tage vorher schon bestellt waren. Mich begleitete gar kein andrer Wagen als der, in welchem Herr von Seckendorf mit meinen Kammerfrauen saß. Der Postmeister, der wohl abgegerbt ward, bat mich um Gotteswillen nicht weiter zu reisen, weil die Wege zum Halsbrechen wären; „sie müssen, sagte er, durch einen großen Wald, wo alle Tage geraubt und gemordet wird, und da sie dieselben Pferde, welche sie hierher brachten, auch nach Gera führen müssen, können sie nur sehr spät eintreffen. Ich muß Ihnen das alles sagen, um aller Verantwortlichkeit ledig zu seyn.“ Mir stieg der Kamm, wie

ich diesen weisen Rathgeber hörte. Meine Hofmeisterinn wollte, daß wir die Nacht in diesem Dorfe zubringen sollten, allein wir hatten weder Betten noch Köche, das Haus sah wie eine Räuberhöle aus, es stank zum sterben, und die Schweinerei, die darinnen herrschte, machte einem übel und weh. Ich entschloß mich also schnell, stellte mich ganz heldenmäßig, indeß mir himmelbang war, und setzte meinen Weg fort. Des Postmeisters Rath ward leider nur zu gut gerechtfertigt! Die Wege waren abscheulich! bei jedem Schritt waren wir in Gefahr umzuwerfen, und das Unglück zu krönen, fing die Nacht an ihren Mantel über uns auszubreiten. Wir hatten zwar Fackeln mit uns, allein in demselbigen Augenblick, wo wir in den Wald traten, verlöschten sie, und die Finsterniß vermehrte unsre Angst. Je weiter wir kamen, hörten wir um uns her Pfiffe ertönen, die mich mit Furcht und Zittern erfüllten; der kalte Schweiß lief mir von der Stirn, meine Damen waren nicht besser daran, und wir gingen leise flüsternd zu Rathe, was wir im Fall eines Angriffs thun sollten. In diesem Zustande blieben wir bis Nachts zwei Uhr, wo wir endlich glücklich in Gera ankamen. Wir waren alle halb todt, mir insbesondere hatte meine heldenmüthige Entschlossenheit das Blut so in Wallung gebracht, daß ich die ganze Nacht sterbenskrank war. Meine Ungeduld, den Erbprinzen wieder zu sehen, belebte meine Kräfte aber dergestalt, daß ich mich doch sehr früh wieder auf den Weg machte, und den sechzehnten Abends um acht Uhr in Berlin ankam.

Zur Strafe meiner Sünden war der König an diesem Tage nach Potsdamm gegangen, und die Königinn hatte ihre Andacht verrichtet. Obgleich ich eine Staffette voraus geschickt hatte, um meine Ankunft für den Sonntag zu melden, hatte sie gethan, als wüßte sie es nicht, und mir keinen Menschen entge-

gen geschickt, so daß ich ohne Licht aussteigen mußte. Da meine Beine vom Fahren sehr verklommen waren, fiel ich der Länge nach hin, als Herr von Brand, der Königinn Oberkammerherr, der zum Glücke oben vorbei ging, mir die Hand bot, und mich in ihre Zimmer führte. Niemand kam mir entgegen als meine Schwestern, aber erst im zweiten Vorzimmer; um meine Unruhe zu vermehren, erblickte ich auch den Erbprinzen nicht; die Königinn sah ich von weitem in ihrem Schlafzimmer, wie sie sich unentschlossen besann, ob sie mich in ihrem Audienzsaale annehmen sollte. Endlich entschied sie sich doch dafür, und nachdem sie mich umarmt hatte, stellte sie mir den Erbprinzen vor. Die Freude, ihn wieder zu sehen, ließ mich den ganzen schlechten Empfang vergessen. Sie ließ mir aber nicht Zeit, mit ihm zu sprechen, sondern führte mich in ihr Cabinet, wo sie sich in einen Lehnstuhl warf, indeß ich vor ihr stand, und mich mit strengem Blick betrachtend, zu mir sagte: „was hast du hier zu thun?“ Dieser Anfang durchbohrte mir das Herz! ich sahe nun, was ich zu erwarten hatte; dennoch faßte ich mich endlich und sagte: ich kam auf Befehl des Königs, und um eine Mutter wieder zu sehen, die ich anbetete, und deren Abwesenheit ich nicht ertragen könnte. „Sag' vielmehr, unterbrach sie mich, daß du ihr den Dolch ins Herz stößt, und daß du kommst, um aller Welt zu zeigen, welche Tollheit du begingst, einen Bettler zu heirathen. Warum bliebst du nicht in Bayreuth, wo du deine Armuth verbergen kannst, statt daß man hier mit Fingern auf sie weißt? Ich habe es dir gesagt, der König wird nichts für dich thun und läßt sich alles, was er dir versprochen, schon längst gereuen. Jetzt wirst du mir zur höchsten Langenweile mit deinem Elende in den Ohren liegen, und uns allen zur Last seyn.“ Man denke sich den Eindruck, den

diese Worte auf mich machten! ich zerfloß in Thränen; die Königinn war mir fürchterlicher, wie der Tod, aber sie hatte mich jetzt in ihrer Gewalt, und ich mußte mich unter sie beugen. Ich fiel ihr zu Füßen, fraß ihr die Hände fast mit Küssen auf und sagte ihr, um sie zu erweichen, die rührendsten Dinge von der Welt. Sie ließ mich das eine gute halbe Stunde lang fortsetzen; mochten sie nun endlich meine Thränen rühren, oder mochte sies für nöthig halten, doch noch einigen Anstand gegen mich zu beobachten — sie hob mich endlich auf und sagte: „ich will endlich wohl Mitleid mit dir haben, und das Vergangene vergessen, aber für die Zukunft rathe ich dir ein anderes Betragen an.“ Darauf stand sie auf und begab sich in ihr Audienzzimmer zurück. Ich war ganz außer mir, und wie ich die Pankwitz, eine Hofdame der Königinn, die meine liebste Freundinn gewesen war, eintreten sah, fiel ich ihr um den Hals, und wollte ihr mein Herz ausschütten. Sie blickte mich von Kopf zu Fuß an, und that mir kaum die Ehre, mir zu antworten; alle andere Damen der Königinn empfingen mich auf die gleiche Weise, ihre Oberhofmeisterinn, die Frau von Konnken ausgenommen, die mir die lebhafteste Freundschaft bezeigte und mich bat, an mich zu halten, da sich alles noch ändern könnte. Den Erbprinzen anzureden, getraute ich mich nicht, wir sahen uns also traurig an, er sah wohl an meinem Gesichte, daß ich einen fürchterlichen Auftritt gehabt hatte, und seufzte darüber im Stillen. Obgleich ich noch nüchtern war, konnte ich doch keinen Bissen essen, denn meine Schwester Charlotte hörte die ganze Tafel durch nicht auf, mich aufzuziehen, und jedes Mal, daß sie ihren Witz an mir ausließ, lohnte sie die Königinn mit einem Beifall gebenden Blicke. Ich that als wenn ich keine ihrer Anspielungen verstünde, allein wenn ich

gleich still schwieg, geschah dem Teufel dabei kein Unrecht, denn ich starb fast für Zorn. Meine Schwestern Sophie und Ulrike, die mir immer am liebsten gewesen waren, sagten, wie wir uns von der Tafel hinweg begaben, heimlich zu mir, daß sie mir von ganzem Herzen gut wären, allein die Königinn habe ihnen verboten, mit mir zu sprechen. Ungeachtet aller Ermüdung, der ich an diesem Tag ausgesetzt gewesen war, behielt sie mich bis ein Uhr bei sich. Welche Klaglieder stimmten wir nicht zusammen an, der Erbprinz und ich, wie wir endlich zusammen allein waren! Ich erzählte ihm in Gegenwart meiner Hofmeisterinn, wie mein Empfang gewesen sey, worauf sie uns sagte, daß sie und meine Damen wie die Sau im Judenhause empfangen worden wären.

Ich brachte eine traurige Nacht zu! den folgenden Morgen meldete ich dem Könige schriftlich meine Ankunft, auch brachte mir meines Bruders Stallmeister einen Brief von ihm, in welchen er mir sagte, daß er mich in zween Tagen zu besuchen gedächte. Diese Aussicht tröstete mich einigermaßen; meine Zärtlichkeit für meinen Bruder war noch dieselbe, und er war jetzt meine einzige Zuflucht. Meine Schwester Charlotte stattete mir auch einen Besuch ab, sprach aber kein Wort mit mir, sondern scherzte ohne Aufhören mit dem Erbprinzen. Man fand mich allgemein sehr verändert und mager, und nicht mit Unrecht, denn ich hatte nichts als Haut und Knochen an mir. Die Königinn war heute freundlicher; sie hielt nicht mehr Appartement, sondern lebte mit ihren Kindern und ihrem Hofstaat ganz einsam, so daß die Prinzessinnen vom Geblüt nicht einmal mehr zu ihr kamen. Nachmittags ließ sie sich in ihrem Kabinet vorlesen, und machte Knötchen, und Abends spielte sie Lhombre. Nach der Tafel nahm man den Kaffee in ihrem Zimmer,

dann begab sich ein jeder hinweg, die diensthabende Hofdame ausgenommen. Das machte ein ziemlich langweiliges Leben. Ich hatte diesen Tag über viele Besuche, die ab nur um des Anstands willen kamen, denn sie sagten mir alle unangenehme Dinge.

Der König kam endlich den folgenden Tag nach Berlin. Ich hoffte, daß seine Ankunft alle dem Uebel abhelfen sollte; aber wie hatte ich mich geirrt! — Er empfing mich sehr kalt. Haha! rief er, wie ich ins Zimmer trat, da bist du ja! Das freut mich. „Darauf führte er mich an einen Tisch, wo Kerzen standen und fuhr fort: Du bist gewaltig verändert. Was macht die kleine Friederike? — Ich sagte; sie umarmte seine Knie. Ja, fing er wieder an, ihr jammert mich, ihr habt das liebe Brod nicht, und ohne mich müßtet ihr fechten gehen. Ich bin auch ein armer Schelm, viel kann ich euch nicht geben, aber ich will doch sehen, wie ichs machen kann. Ich will euch so hin und her ein zehn Thaler oder Gulden geben; es hilft euch doch immer fort. Und Sie, er wendete sich an die Königinn, geben ihr auch hie und da ein Mal ein Kleid, denn das arme Kind hat kein Hemd auf dem Leibe.“ — Ich dachte bei diesem mitleidsvollen Geschwäz umzukommen, und verwünschte meine thörichte Leichtgläubigkeit, welche mich hatte verleitet, den Versprechungen des Königs zu trauen. Den folgenden Tag ward mir dieser betrügerische Unsinn bei der Tafel wiederholt; der Erbprinz ward dabei roth bis an die Haarwurzel und sagte: ein Fürst, der ein Land, wie das seine besäß, könne nie für einen Bettler gehalten werden, und seine Lage wär nur so schlecht, weil er einen Vater habe der ihm nichts gäbe, und darinn handle wie mancher andre. Nun war die Reihe zu erröthen an dem König, denn er verstand

wohl, daß der Erbprinz auf seine Art meinen Bruder und mich zu behandeln, anspielte.

Endlich am folgenden Tage hatte ich die Freude, diesen lieben Bruder zu sehen. Ich war eben bei der Königinn; er war bei meinem Anblicke so entzückt, daß er ihr kaum zwei Worte sagte, sondern mich zu umarmen eilte. Wir sagten uns die zärtlichsten Dinge. Er war sehr erstaunt, wie ich ihm meine Aufnahme erzählte; und versicherte mir, daß er das gar nicht verstünde, aber noch denselben Abend mit Grumbkow und Seckendorf davon sprechen würde, die er ganz am Seile führe, auch wolle er Mittel suchen, der Königinn den Kopf zurecht zu setzen. Während dieser Unterredung ging diese mit großen Schritten mit meiner Schwester Charlotte im Zimmer auf und ab. Wir näherten uns ihr wieder, und gingen kurze Zeit darauf zu Tisch. Hier lenkte die Königinn das Gespräch auf die Prinzessinn von Braunschweig. — „Dein Bruder, sagte sie, ist in Verzweiflung, sie heirathen zu sollen, und hat nicht Unrecht. Sie ist das dümmste Thier zwischen Himmel und Erden, auf alles was man ihr sagt, antwortet sie Ja oder Nein, und lacht dabei so einfältig, daß man ganz übel wird.“ — Oho, rief meine Schwester Charlotte, die liebe Mutter kennt gar noch nicht alle ihre Verdienste. Ich bin einmal des Morgens bei ihrer Toilette gewesen — das war aber nicht auszuhalten! sie stinkt wie ein Aas, und ich glaube sie hat wenigstens ein Dutzend Fisteln am Leibe — das geht gar nicht mit rechten Dingen zu. Dabei ist sie ganz verwachsen, ihr Schnürleib ist auf der einen Seite ausgepolstert, und sie hat eine Hüfte höher wie die andere. — Ich war wie vom Himmel gefallen, solche Dinge in Gegenwart meines Bruders, und von einer Prinzessinn, die er heirathen sollte, sagen zu hören. Wie ich beobachtete, erröthete er von Zeit

zu Zeit, und antwortete zu alle dem nichts. Diese Unterredung unterhielt uns so lange die Tafel dauerte, worauf mein Bruder der Königinn guten Abend sagte, und ich mich auf mein Zimmer begab.

Des folgenden Tages kam der Kronprinz zu mir und sagte, er habe Grumbkow und Seckendorf sehr angelegen, meinetwegen mit dem Könige zu sprechen. Sie haben ihm zugesagt, gemeinschaftlich einen Plan zu entwerfen, den sie mir mittheilen, und wenn ich ihn gut heiße, dem König angenehm machen wollten. Ich fragte ihn dann: ob er mit dem Könige zufrieden sey? worauf er mir sagte, daß sich seine Lage mit jedem Augenblick veränderte, denn einmal sey er in Gunst, einmal in Ungnade. Sein größtes Glück sey die Entfernung in der er von ihm lebte, denn in Reppin führe er ein sehr angenehmes Leben, indem er seine Zeit zwischen der Musik und den Wissenschaften theile. Er habe sich dort ein allerliebstes Haus und Garten eingerichtet, wo er lustwandeln und ruhig lesen könne. Ich fragte ihn, ob das Portrait, welches die Königinn und meine Schwester von der Prinzessinn von Braunschweig gemacht hatte, wahr sey; und drückte mein Erstaunen aus, daß man sich in seiner Gegenwart also geäußert habe. Da wir allein sind, erwiederte er, und ich dir nichts verhehle, will ich dir die rechte Wahrheit sagen. Die Königinn ist mit ihren verdammten Intrigen an all' unserm Unglück schuld. Anstatt sich nach deiner Heirath ruhig zu verhalten, hat sie sogleich wieder mit Engelland angeknüpft, um Charlottens Heirath mit Prinz Carl abzubrechen, ihr statt dessen den Prinzen von Wallis heirathen zu machen, und mich mit der Prinzessinn Amalie von England zu verbinden. Darüber hat es denn zwischen dem Könige und ihr eine Menge Zänkereyen gegeben; Seckendorf hat sich drein gemischt, und um dem ganzen Dinge

ein Ende zu machen, beschloß der König meine Heirath mit der Prinzessinn von Braunschweig. Die Königinn möchte darüber verzweifeln, deßwegen sagt sie so viel Böses von ihr, denn sie möchte mich gern überreden, mich mit dem Könige zu überwerfen, und ihm zu sagen, daß ich die Prinzessinn nicht möchte. Das laß ich nun aber wohl bleiben. Sie ist mir gar nicht so unleidlich, wie ich es glauben lasse, ich stelle mich nur so an, damit mein Gehorsam gegen den König noch mehr Werth hat. Sie ist recht hübsch, hat eine Farbe wie Lilien und Rosen, zarte Züge, und kann für ein hübsches Mädchen gelten. Aber sie ist schlecht erzogen und schlecht gekleidet, und ich hoffe, wenn sie herkommt, so bist du so gut, ein wenig an ihrer Bildung zu arbeiten. Ich empfehle sie dir, und hoffe du sollst sie unter deinen Schutz nehmen. Man kann leicht denken, wie gern und herzlich ich ihm das versprach.

Der König sagte uns, daß er eine deutsche Schauspieler-Gesellschaft habe kommen lassen, die wir heute Abend besuchen müßten, und dieses verzweifelte Schauspiel gefiel ihm so gut, daß wir so lange wir in Berlin waren, alle Abende dort zubringen mußten. Es dauerte vier Stunden, während denen man sich so still verhalten mußte, wie in der Kirche, und das bei der allerwüthendsten Kälte. Einige Tage darauf sagte mir mein Bruder: Seckendorf wolle mich sprechen, ich solle ihn heimlich zu mir bescheiden. „Das ist ein braver Mann, setzte er lachend hinzu, der sendet mir zuweilen Goldflotten, ich habe es eingeleitet, daß er von Zeit zu Zeit auch bei dir dergleichen landen lasse. Gestern langte mir so eine an, uud ich will sie brüderlich mit dir theilen. Wirklich brachte er mir Tags darauf tausend Thaler mit der Versicherung, daß ich noch viel mehr bekommen sollte. Anfangs weigerte

ich mich, es anzunehmen, weil ich seinem Beutel nicht zur Last fallen wollte. Er warf den Kopf in die Höhe" — nimm du nur keck, sagte er dann; die Kaiserinn schickt mir so viel ich will, und ich versichre dich, daß ich den Satan nicht lange herbergen mag, ich treibe ihn so schnell wieder aus, wie möglich. — Die Kaiserinn ist also ein beßrer Teufelsbanner wie andre Priester, antwortete ich ihm eben so. — Ja dafür stehe ich dir, und sie soll deinen Teufel auch beschwören.

Meine Zusammenkunft mit Seckendorf setzte mich in große Verlegenheit. Die Königinn haßte ihn mehr wie jemals, sie stellte Spione um meine Zimmer her, die mich Tag und Nacht beobachteten, und erfuhr stets wer bei mir aus- und eingegangen war. Doch gelang es dem Erbprinzen, ihn bei mir einzuführen, ohne daß ein Mensch etwas davon erfuhr. Ich beschrieb ihm meinen jetzigen Zustand, sowohl in Bayreuth als in Berlin. Ich habe zu sagen vergessen, daß der Markgraf sehr viel auf ihn hielt, und sogar Vertraun in ihn setzte. Er zog die Schultern und sagte: „Das Uebel ist von beiden Seiten nicht mehr zu ändern, ich kenne den Markgrafen vom Grund aus, er ist falsch, verstellt, und ungeheuer mißtrauisch, sein kleiner Geist ist immer von Unruhe umlagert und bildet sich ein, daß man ihm die Regierung entreißen will. Wie lange Zeit wird es nicht bedürfen, um ihm diese Albernheiten aus dem Kopf zu bringen? und ists uns mit diesem gelungen, so fällt er auf andre, und man müßte von neuem anfangen. Von dieser Seite ist also kein Frieden zu hoffen. Hier hingegen haben wir mit einem Fürsten zu thun, der aus dem Geld seinen Götzen macht, und daneben keinen Humor hat, der sich führen und leiten ließ; will man von ihm etwas erhalten, so muß es vom ersten Eindruck seyn; — die Ver-

sprechungen, die er Ihnen in der Eremitage gethan hat, gereuen ihn schon längst, und er wird Streit mit Ihnen suchen, um sie zurück nehmen zu können. Ihre Königl. Hoheit sehen also wohl, daß sie sich mit Geduld waffnen müssen, denn des Markgrafen Tod allein kann, meiner Ansicht nach, allen diesen Uebeln abhelfen. Er hatte nie viel Gesundheit, und wird sich hoffentlich bald todt trinken. Jezt ists aber Zeit, fuhr er fort, daß ich mich meiner Aufträge an Ihre Königliche Hoheit, von Seiten der Kaiserin entledige. Sie versichert Sie ihrer vollkommenen Achtung und Zärtlichkeit, welche ihr die vortheilhafte Schildrung, die man ihr von Ihrer Königl. Hoheit gemacht hat, eingeflößt habe. Sie wird alles anwenden, um sie Ihnen zu beweisen, empfiehlt Ihnen aber auch dagegen ihre Nichte, die Prinzessinn von Braunschweig. Die Kaiserinn ist sehr besorgt wegen der Abneigung, die der Kronprinz für sie haben soll, sie hätte so sehr gewünscht, dieses junge Paar einig unter einander zu sehen, und dadurch die Verbindung zwischen Oesterreich und Preussen noch zu befestigen. Sie können, wegen der Freundschaft, die der Kronprinz für Sie hegt, mehr wie jemand dazu beitragen; die Kaiserinn wird Ihnen dafür auf die thätigste Weise danken, und bei jeder Gelegenheit Ihre Wünsche zu befördern suchen.“ Ich bezeigte ihm, wie sehr mir die günstigen Gesinnungen der Kaiserinn schmeichelten, daß ich es auch, da mein Bruder mit ihrer Nichte versprochen sey, für meine Pflicht hielt, die Einigkeit dieser Verbindung zu befördern, und die Kaiserinn versicherte, daß ich mir zu diesem Endzweck alle Mühe geben würde. Darauf klagte ich sehr über die Art, wie der König uns behandelte. Er bemerkte dagegen, daß ich mich darum doch gar nicht grämen sollte, weil das einmal seine Art sey, die er nie ablegen würde.

Diese ganze Unterredung erbaute mich sehr wenig, mein einziger Trost war die Gesellschaft des Erbprinzen und meines Bruders, sie zerstreute mich von allen trüben Gedanken. Von meinem Bruder mußte ich mich dennoch bald trennen, denn er reiste nach wenig Tagen nach seinem Regimente ab, und bald darauf auch der König. Vor seiner Abreise befahl dieser der Königinn während seiner Abwesenheit alle Abende in das deutsche Schauspiel zu gehen. Sie dauerte aber nur wenige Tage, worauf er bis Neujahr in Berlin blieb und sich mit der deutschen Comödie und allerlei Festen, die man ihm gab, die Zeit vertrieb. Seckendorf, Grumbkow und ein Dutzend Generäle, bewirtheten ihn alle Tage, einer nach dem andern, wobei man sich immer betrank, bis man unter den Tisch fiel. Der arme Erbprinz war bei allen diesen Gastmahlen, und mußte gut oder übel mit trinken.

Der König behandelte uns wie die Hunde, er sah uns fast gar nicht an, als um uns harte Dinge zu sagen. Die Königinn ihrer Seits liebkosete den Erbprinzen auf das zärtlichste, über mich ergoß sie aber allen ihren Grimm. Das alles hatte ich meiner Schwester Charlotte zu danken; diese verläumdete mich bei der Königinn wo sie wußte und konnte, indeß sie den Erbprinzen, in den sie einmal vergafft war, ohne Aufhören lobte. Sie beherrschte die Königinn so unbedingt, daß sie ihr zuweilen wie einem Stubenmädchen begegnete. Mir machte sie es eben so, denn sie war auf meines Bruders Freundschaft für mich eifersüchtig und dachte auch, daß der Erbprinz, wenn ich ihn nicht daran verhinderte, mehr Ergebenheit für sie haben würde.

Meine Gesundheit nahm täglich mehr ab, ich ward immer magerer, und hatte fast keinen Athem mehr; dabei zitterte ich beständig für des Erbprinzen Wohl-

seyn; da er ein sehr heißes Blut hatte, mußte ihm das beständige Trinken und der tägliche Verdruß schaden. Eines Tages, wie er von einer der vorerwähnten berühmten Mahlzeiten zurück kam, sah er blaß aus, wie der Tod, und zitterte vor Wuth wie ein Laubblatt. Ich erschrak unbeschreiblich bei diesem Anblick, aber noch weit mehr, wie er gleich darauf von einer heftigen Ohnmacht befallen ward. Obschon ich mehr todt als lebendig war, leistete ich ihm doch allen möglichen Beistand, nachdem er sein Bewußtsein wieder erhalten hatte, erzählte er mir, welch ein fürchterlicher Auftritt so eben zwischen dem Könige und ihm statt gefunden hatte. Dieser hatte heute, gegen seine Gewohnheit, den Prinzen nicht neben neben sich gesetzt, sondern den Grafen Seckendorf zwischen sich und ihn genommen, aber dabei so laut, daß es der Erbprinz hören mußte, zu diesem gesagt: „ich kann meinen Schwiegersohn nicht leiden, er ist ein Pinsel; ich gebe mir vergeblich alle Mühe, ihm Verstand einzuflößen, er hat nicht einmal genug, um ein großes Glas auszutrinken, und nichts auf der Welt macht ihm Spaß.“ Der Erbprinz, dem der Zorn aus dem Gesicht schlug, hielt eben ein großes Glas, das er auf des Königs Gesundheit leeren sollte, er wendete sich damit zu Seckendorf und sagte ganz laut: „ich wollte der König wäre nicht mein Schwiegervater, so würde ich ihm zeigen, daß der Pinsel wohl fähig wäre, ihm das Maul zu stopfen.“ Hiemit hob er sein Glas zum Munde und setzte hinzu: „In des Teufels Namen.“ Der König ward dunkelroth vor Zorn, sagte aber kein Wort, und die andern schlugen alle die Augen nieder. Nach der Tafel stieg der König beim Zuhausefahren ganz allein in den Wagen, ohne, wie er sonst gewohnt war, den Erbprinzen mit sich zu nehmen, da nun kein anderer Wagen da war, mußte er, obschon es ein weiter Weg, und

eine Kälte war, um Steine zu sprengen, zu Fuße nach Haus gehen. Indem er mir diese Umstände erzählte, war er in so einem Zorn, daß ich jeden Augenblick fürchtete, er möchte einen Anfall von Schlag bekommen. Da ich es nicht für zuträglich für ihn hielt, daß er ins Schauspiel ging, ließ ich uns beide aus Ursache seiner Unbäßlichkeit bei der Königinn entschuldigen, erhielt aber zur Antwort, daß der Prinz um jeden Preis ausgehen müsse, denn sie übernähm es nicht, ihm beim Könige zu vertreten. Wir mußten also der Nothwendigkeit weichen; ich ging in Thränen gebadet nach dieser verdammten Comödie, mit einer dichten Kappe über den Kopf um meine Gemüthsbewegung zu verbergen, und der Prinz sah blaß wie der Tod aus, und fluchte in seinen Bart. Der König sprach kein Wort mit ihm, und wir gingen gleich nach der Abendtafel in unser Zimmer. Mein Gemahl war die ganze Nacht sehr krank, er wollte mit aller Gewalt nach Bayreuth zurückkehren, und ich stimmte dieser Meinung sehr bei, allein Seckendorf und Grumbkow, die ihn am folgenden Morgen besuchren, redeten ihm so kräftig zu, daß er sich endlich zufrieden gab; und sich mit ihrem Versprechen beruhigte, den König durch ihre Vorstellungen zu einem andern Betragen zu bewegen. So lange der König noch in Berlin war, schmollten sie zusammen, er und der Erbprinz. Endlich begab er sich nach Potsdamm, wohin wir ihm am zehnten Jenner 1733 nachfolgten.

Des Erbprinzen Gesundheit war sehr zerrüttet, er ward täglich magerer und hatte einen trockenen Husten, der ihn Tag und Nacht quälte; alle Mittel nutzten ihm nichts und die Aerzte fürchteten endlich, daß sein Uebel in eine Schwindsucht übergehen könnte. Dazu konnte er sich gar nicht schonen, denn welches Wetter es auch seyn mochte, mußte er früh um zehn Uhr auf

die Parade, und Nachts kamen wir selten vor drei Uhr zu Bett, denn jeden Abend blieb man vier oder fünf Stunden am Tisch, um die langweiligen Mährchen der Montbaille, oder die alten Legenden des hannövrischen Hofes mit anzuhören, die ein jeder schon auswendig wußte. Alle Lagen, in denen ich mich mein ganzes Lebelang gefunden hatte, waren nichts gegen die damalige. Ich liebte den Erbprinzen über alle Dinge in der Welt, und sah ihn jetzt täglich dahin schwinden, ohne ihn gehörig abwarten zu können, ich sah mich von allen Seiten mißhandelt und hatte so zu sagen fast nichts zu leben, und zu dem allem war ich krank und unaufhörlich leidend. Mein einziger heiterer Gedanke war der Tod; das Leben war mir so zur Last geworden, daß ich mich nach ihm sehnte. Als Wahrheit kann ich versichern, daß ich während zwei Jahren den ganzen Tag über nichts mehr zu mir genommen habe, als ein kleines Stückchen trocknes Brod, und dabei trank ich bloßes klares Wasser, denn mein Eckel dauerte immer fort.

Der König ward in dieser Zeit durch den Tod des Königs von Polen heftig betrübt. Er starb unmittelbar nach seiner Ankunft in Warschau. Grumbkow hatte ihn wenige Tage vorher in Fraunstadt gesehen, wo er ihn in dem Namen des Königs, meines Vaters, bewillkommt hatte. Der König von Polen nahm sehr zärtlich von ihm Abschied und sagte: „ich werde Sie nicht mehr wiedersehn;“ mochte Grumbkow von diesen Worten besonders gerührt worden seyn, oder der Zufall sein Spiel treiben, genug Grumbkow kam an demselben Tag, wo der König starb, zu meinem Vater, und sagte zu ihm: „O weh! Ihre Majestät, der arme Patron ist todt! diese Nacht kam er in mein Zimmer, öffnete meine Bettvorhänge, und sah mich starr an. Ich war hell wach, wie ich es jetzt bin, ich wollte

aufspringen, aber die Erscheinung verschwand.“ Nachher fand sichs, daß der König in derselben Stunde gestorben war, in welcher Grumbkow die Erscheinung gehabt hatte.

Die Krankheit des Erbprinzen nahm in Potsdamm noch zu; die tägliche Ermüdung, die dort noch viel heftiger als in Berlin war, trug vieles dazu bei; täglich mußte er um neun Uhr zu dem König und ich um zehn Uhr zu der Königinn; wir begaben uns mit ihr in die Parade-Zimmer, wo nicht im mindesten eingeheitzt war, und wo wir ohne alle Nothwendigkeit und Ursache bis zu Mittag vor Kälte und Langerweile hätten vergehen mögen. Dann begaben wir uns in des Königs geheimes Cabinet, um ihm guten Morgen zu wünschen, worauf man sich an eine Tafel von vier und zwanzig Gedecken setzte, auf der, so lang und groß sie war, nur zwei Schüsseln standen; ein Gemüß aus dem Wasser gekocht, auf dem ein Bischen geschmolzene Butter und gehakte Kräuter oben auf schwammen, und eine Schüssel mit Kohl und Schweinefleisch; ihnen folgten zwei andere Schüsseln mit einem Hecht oder Karpfen, von denen jeder eine Nuß groß bekam, der Braten bestand meist aus einer Gans, oder einem alten wälschen Hahn. Sonntags kam, weil es Fest war, noch eine Torte dazu. Ein sehr langweiliger Mann saß mitten an der Tafel, dem Könige gegen über, und erzählte Zeitungsnachrichten, über die er dann einen langen politischen Unsinn ergoß, der einem tödtliche Langeweile machte. Nach der Tafel setzte sich der König neben den Kamin in einen Armstuhl, und die Königinn mit meinen Schwestern um ihn her, um ihn schnarchen zu sehen — denn ich für meinen Theil, begab mich sogleich nach der Tafel hinweg. Das dauerte bis drei Uhr, wo er spazieren ritt, ich mich aber mit dem Erbprinzen zur Königinn begab. Wenn

der König um sechs Uhr zurückkam, mahlte er oder besudelte vielmehr Papier, bis um acht Uhr, wo er in die Tabagie ging. Die Königinn spielte indeß mit Frau von Konnken und Fräulein von Sonnsfeld Tocadille, bis man sich um neun Uhr zur Tafel setzte, die fünf oder sechs Stunden dauerte, ehe man durfte zur Ruhe gehen. Dieses Leben war so regelmäßig, wie ein Notenpapier, und alle Tage sich völlig gleich.

Des Erbprinzen Krankheit nahm indessen dergestalt zu, daß er nicht mehr im Stande war, weder das Zimmer noch das Bett zu verlassen. Der König verwunderte sich sehr, wie man ihm eines Morgens sagte, daß er sehr schlecht sey. Ich habe schon einigemal in diesen Memoiren gesagt, daß seine Fehler nur Temperaments-, keine Herzensunarten waren; diese Nachricht machte ihn also sehr unruhig, er besuchte ihn sogleich, fand ihn aber so verändert, daß er alle Aerzte von Potsdamm versammelte, und einen Eilboten nach Berlin sandte, um von dort die berühmtesten Aerzte herbei zu holen, und über des Prinzen Zustand zu berathschlagen. Der Prinz konnte sich beim Anblick aller dieser Schüler des Aesculap des Lachens nicht enthalten, und fragte mich: ob man ihn in die andere Welt befördern, oder zum Doktor machen wollte? Nachdem diese weisen Männer alle Umstände überlegt hatten, fanden sie das Uebel nicht ohne Rettung, sondern meinten, daß er sich mittelst einer strengen Lebensweise und ruhigen Verhaltens wohl noch vor der Schwindsucht retten könnte. Ich war allein in Potsdamm, man hatte mir nicht erlaubt, meine Damen, nicht einmal meinen Stallmeister Herrn von Seckendorf mit mir zu nehmen, also verließ ich den Erbprinzen keinen Augenblick, sondern machte nur täglich eine Viertelstunde lang dem Könige und der Königinn meine Aufwartung. Der König nahm

mich gütig auf und sprach verbindlich über des Erbprinzen Lage. Eines Tages sagte er: „ich weiß wohl was deinem Markgrafen fehlt. Er hat sich über ein paar Worte geärgert, die ich ihm an der Tafel bei Glasenap sagte, und über meine Offiziere, die ihn hänseln. Ich bin an dem allen schuld und bereue es; aber ich habe es gut mit ihm vorgehabt. Dein Markgraf ist nicht lebhaft genug, ich wollte ihn aufmuntern, und stiftete meine Offiziers an, ihn gelenkig zu machen.“ Ich antwortete: daß der Erbprinz ohne Zweifel über die Behandlung, die er von ihm erfahren hätte, aufgebracht gewesen wäre, aber es nie an der seinem Schwiegervater schuldigen Ehrerbietung würde fehlen lassen, allein sich von Offizieren hänseln zu lassen, wäre seine Sache nicht. Bis dahin habe er die Mäßigung gehabt, zu thun, als verstünde er sie nicht, ich stünde aber nicht dafür, ob er sie beständig erhalten würde, darauf antwortete der König: „meine Offiziers sind artige Leute, die recht dazu gemacht sind, ihn zu bilden, er muß beßre Bekanntschaft mit ihnen machen. Ich will ihnen sagen, daß sie ihn täglich besuchen, und ihm die Zeit vertreiben, er muß nicht immer unter den Weibern seyn.“ Ich sagte: das würde dem Erbprinzen Vergnügen machen, mich aber nicht vermögen, ihn zu verlassen; es sey meine Pflicht bey ihm zu bleiben, und ich wär in tausend Sorgen, wenn ich von ihm entfernt sey. Der König antwortete: „Du bist ein wackres Weib; Gott wird dich segnen! du liebst deinen Mann, laß du dich nie davon abwenden! Die Königinn setzte ihre alte Weise gegen mich fort. Sie zankte mich unaufhörlich und sprach von dem Erbprinzen in den ungemessensten Ausdrücken; sie wollte durchaus nicht, daß ich bei ihm blieb, und verspottete mich auf das bitterste. Mir war das ganz einerley, ich ging meinen Weg fort. Obschon der Kö-

nig mein Betragen gebilligt hatte, schickte er doch alle Tage einen Haufen von Offiziers, meistens junge liederliche Leute ohne Erziehung und Bildung, die zu nichts taugten, als Soldaten abzurichten und das Gewehr schultern zu lehren. Da sie der Erbprinz ohnehin nicht liebte, und ihre Gegenwart ihn an meinem Umgang hinderte, hatte er viele Langeweile und Aerger mit ihnen, wovon seine Gesundheit sehr litt. Außerdem nöthigten sie ihn, alle seine Worte zu wägen, denn er wußte, daß alles dem Könige hinterbracht werden würde.

In dieser Zeit kam der Herzog von Bevern und sein Sohn auf ihrer Rückreise von Wien nach Potsdamm. Der Herzog besuchte sogleich den Erbprinzen und fand ihn sehr schlecht. Ich erzählte ihm mein ganzes Unglück, und er versprach, daß er mit dem Könige reden und ihn zur Vernunft bringen wollte. Er brachte mir von der Kaiserinn einen Brief, und einen herrlichen Blumenstrauß von Smaragden und Brillanten mit, den sie mir, wie sie sich ausdrückte, als ein Zeichen ihrer besondern Achtung für mich, schickte. Die Gegenwart meines Bruders und dieser beiden Freunde linderten des Erbprinzen Unmuth ein wenig. Prinz Carl war vertraut mit ihm, und leistete ihm in seinen müßigen Stunden Gesellschaft. Der Herzog hingegen suchte uns bei dem Könige nützlich zu seyn, er schaffte uns die lästigen Offiziersschwärme vom Halse, indem er dem König begreiflich machte, daß des Erbprinzen Gesundheit Ruhe bedürfe. Diese bekam ihm denn auch so gut, daß er nach vierzehn Tagen das Zimmer verlassen durfte, das Fieber hatte sich verloren, allein der Husten, wenn gleich weniger heftig, dauerte noch fort. Der König empfing ihn beim Wiedersehn ziemlich gut, und die Königinn überhäufte ihn mit Liebkosungen.

Die Gegenwart des Bevernschen Hofes hob meinen Kummer auf eine kleine Zeit lang. Prinz Carl hatte sich sehr zu seinem Vortheil verändert und meine Schwester Charlotte wandelte mit ihm im Liebesparadiese. Sie war dergestalt mit ihm beschäftigt, daß sie die Königinn darüber vernachlässigte, die hinwieder, um sie zu kränken, mir huldreichst begegnete, und mir sogar sehr schöne Geschenke machte. Meiner Schwester Liebesleidenschaft verdroß sie um so mehr, da sie ihre Heirath durchaus abbrechen, und sie mit dem Prinzen von Wallis verheirathen wollte. Dieses Traumbild hatte sie sich ein für alle Mal in den Kopf gesetzt, und es gab kein Mittel, es ihr zu entreißen. Mit der Abreise des Herzogs von Bevern schwand auch meine Gunst; Charlotte gewann ihren gewöhnten Einfluß wieder, und ich mußte meine guten Tage schwer büßen.

Der König wartete nur des Erbprinzen völlige Herstellung ab, um ihn nach seinem Regiment, dessen Musterung er machen wollte, abzuschicken. Wir wünschten diesen traurigen Zeitpunkt so viel möglich zu entfernen. Mein Gemahl sollte dort seinen Haushalt einrichten; wie war das aber möglich ohne die geringsten Mittel? Seckendorf stellte dem Könige die Unmöglichkeit vor, seine Tafel zu bestreiten, und suchte ihn zu bereden, daß er ihn entweder frei hielt, oder ihm monathlich eine gewisse Summe zu diesem Endzwecke aussetzte. „Er hat das Einkommen seines Regiments zu diesem Gebrauche, antwortete der König sehr rauh, wenn er ein guter Haushälter wäre, so hätte er mehr wie er braucht, aber er ist ein lockerer Vogel.“ Man denke sich, wie eine solche Behandlung uns kränken mußte. Oft waren wir in einer solchen Verzweiflung, daß uns allerley überspannte Mittel einfielen — tausend thörichte Plane gingen uns durch den Kopf. Wir

wollten nach Holland entfliehen, dort meinen Schmuck, der sehr ansehnlich war, zu Geld machen, und bis eine günstige Veränderung unsers Schicksals einträte, unter fremdem Namen unbekannt daselbst leben. Ein Bischen Nachdenken zerstreute diese lächerlichen Anschläge und wir ermahnten uns gegenseitig zur Geduld und Standhaftigkeit.

Der traurige Tag, wo der Prinz abreißen mußte, kam indessen heran, und machte mich untröstlich. Es war der fünf und zwanzigste März. Ich hatte so viel geweint, das ich Augen hatte, so groß wie Hühnereyer, und mein Gesicht ganz zerschunden war. Dennoch mußte ich am Hofe erscheinen, und meinen Kummer verbergen. Der König nahm ihn dennoch wahr und sagte mitleidig: „du bist traurig und hast fürchterlich geweint.“ Ich antwortete, daß es wahr sey. „Es thut mir leid, begann er wieder, allein er mußte zu seinem Regimente, das war nothwendig.“ Um mich zu trösten, trank er bei Tisch meine Gesundheit, und brachte mir die meines Gemahls, was noch nie geschehen war. Die Königinn im Gegentheil hatte die Grausamkeit, mich den ganzen Nachmittag vorlesen zu lassen, so weh mir meine Augen thaten, und obgleich meine Brust viel zu schwach war. Vielleicht war aber ihre Absicht nicht böß; sie gedachte mich vielleicht damit zu zerstreuen. Was ich auch that, meinen Schmerz zu bemeistern, so war er doch auf mein Gesicht geschrieben, und ich hatte fast immer die Thränen im Auge, denn ich kann mich nicht verstellen, das war von jeher mein größter Fehler. Wenige Menschen haben die Gabe, an andrer Leiden Theil zu nehmen; entweder weil sie Ursache zur Freude haben, oder weil ihre Gemüthsart heiter ist, fordern sie andere zur Lustigkeit auf, und ein betrübtes Gesicht ist ihnen unerträglich. So ging es auch dem Kö-

nige, er war selbst zur Schwermuth geneigt, aber um sich zu zerstreuen, wollte er lauter fröhliche Gesichter um sich sehen. Mein trübseliges Wesen machte ihm auch Langeweile und er trug der Königinn auf mich davon zu benachrichtigen. Es bedurfte nicht viel um sie gegen mich aufzubringen, und sie hielt mir des Nachmittags eine zwei Stunden lange Strafpredigt, und nicht zufrieden damit, mißhandelte sie auch Fräulein von Sonnsfeld. Diese gute Dame nahm mit den fortschreitenden Jahren einige Altersschwachheiten an, sie ward brummig, wozu der viele Verdruß, den sie hatte, vieles beitragen mochte. Wenn wir allein waren, gebrauchte sie ihre alten Rechte über mich und zankte unaufhörlich mit mir, war ich bei der Königinn, so ward ich gehudelt, dabei hatte ich nicht die mindeste Erholung, war von dem Erbprinzen getrennt, und hatte tausend Sorgen für seine Gesundheit und die Ermüdung, der er sich aussetzen mußte. Zum größten Unglück mußte ich Nachmittag noch dem Schauspiel beiwohnen, den König sein Schläfchen machen zu sehn, er rief mich dann zu sich, hieß mich ihm gegenüber sitzen, und sagte mir kein Wort, es war ihm nur darum zu thun, mich zu plagen. — Doch ich sehe, daß ich lange nichts von Bayreuth gesagt habe.

Der Markgraf war, wie ich schon sagte, über meine Abreise höchst erfreut gewesen, und schmeichelte sich mit einer recht langen Dauer meiner Abwesenheit. Er schrieb mir von Zeit zu Zeit sehr höfliche Briefe. Die Weigerung seiner Tochter, der Prinzessinn von Taxis, nach Bayreuth zu kommen, hatte ihn sehr verdrossen, wie er sich aber näher erkundigte, hörte er, daß sich die alte Prinzessinn von Taxis, ihre Schwiegermutter, alle Mühe gab, sie zum katholischen Glauben zu bewegen. Er entschloß sich also selbst nach

Frankfurth zu gehen, wo diese ganze Familie ihren Wohnsitz hatte, um diesem schönen Plan ein Ende zu machen. Vorher schickte er aber Herrn von Fischer dahin ab, um Nachrichten einzuziehen, allein schon unterwegs erhielt dieser einen Brief von der jungen Prinzessinn ihrem Beichtvater, der ihm meldete, er habe schon lange an dieser Fürstinn eine Neigung zum katholischen Glauben verspürt, auf seine Vorstellungen habe sie ihm aber ihr Wort gegeben, in der ihrer Jugend eingeflößten Religion zu verharren. Neuerlich habe er sie von der Reise nach Maynz abzuwenden gesucht, allein vergeblich, und sie habe so eben ihren Glauben in den Händen des Churfürsten von Mainz abgeschworen. Die Stadt Frankfurth sey über diesen Schritt so erboßt, daß sie ihr hätten sagen lassen, die Einwohner würden, wenn sie es wagte einen Fuß auf ihr Gebiet zu setzen, die ganze Familie ermorden, und ihren Pallast niederreißen. Auf diesen Brief kehrte Herr von Fischer wieder um, und brachte diese unangenehme Nachricht nach Haus. Allein der Markgraf, um den starken Geist zu machen, gab an demselben Abend einen großen Ball, womit er aber keinen Beifall einerntete, und ging dann, um seinen Verdruß zu zerstreuen, nach Neustadt, einem Städtchen nahe bei Erlangen. Dort betrank er sich von früh bis Abends. — Doch ich kehre nach Potsdamm zurück.

Der König war in der bösesten Laune, die seine armen Bedienten aushalten mußten. Ich war von einem Auftritt Zeuge, der mir unendlichen Kummer machte. Er ward gegen einen seiner Kammerdiener so aufgebracht, daß er drei spanische Rohre auf seinem Kopfe zerbrach, so daß der arme Kerl endlich für todt an den Boden sank; er raufte ihm die Haare, trat ihn mit Füßen, und schleppte ihn endlich aus dem Zimmer um ihn einsperren zu lassen. Ich fiel vor Schrecken

fast in Ohnmacht. Man eilte den armen Teufel zu verbinden, und der König gab ihm den Abschied; — die größte Wohlthat, däucht mir, die er erlangen konnte.

Mein Gemahl schrieb mir indessen, daß er auf seinem Wege nach Pasewalk, meinen Bruder in Rupin, das am Wege liegt, besucht hätte. Dieser war damals sehr liederlich, besuchte alle schlechte Häuser, und nahm vorlieb mit was er vorfand, ohne sich von den übeln Krankheiten, die er mehrmals davon getragen hatte, witzigen zu lassen. Er wollte den Erbprinzen durchaus zu diesen Ausschweifungen verführen, der hatte aber einen Abscheu an dergleichen Schändlichkeiten, und reiste zwei Tage darauf zu seinem Regiment ab. Ich wollte seine Ungeduld seine Pflichten zu erfüllen, bei dem Könige geltend machen, nahte mich ihm und sagte: daß der Erbprinz, der sich ihm zu Gnaden empfehlen ließ, glücklich bei seinem Regimente ankommen sey. „Wie? sagte der König, angelangt? ist er denn nicht in Rupin bei deinem Bruder gewesen?“ — Ja, antwortete ich, allein der Eifer sein Regiment zu sehen, hat ihm daselbst keinen langen Aufenthalt gestattet. Meine Antwort freute den König. „Er hätte sich nicht zu eilen gebraucht, sagte er, ein oder zwei Tage mehr verschlagen nichts; die beiden Schwäger müssen vertraut zusammen werden — und nach einigem Nachdenken setzte er hinzu: du machst mir Mitleid; du bist arm, aber du hast einen Markgrafen, der herrliche Eigenschaften hat, das muß dich trösten. Ich habe aber einen Plan im Kopf, der euch zu statten kommen soll. Es gibt gewisse Lehn, die ich, wenn sie fällig sind, wieder vergeben muß, zwei davon werden nächstens fällig, ich bestimme sie deinem Manne; sie werden zusammen gegen zehntausend Thaler eintragen; ich will ihm auch die Anwartschaft von

einer Commende vom Johanniter Orden geben, die ich zu verschenken habe; der jetzige Besitzer ist so alt, daß sie bald ledig werden muß. Dein Markgraf muß, so bald wir in Berlin sind, sich aufnehmen und einschreiben lassen." Ich dankte dem König tausendmal für seine Güte. So schnelle Wechsel vom Bösen zum Guten, und Guten zum Bösen, veranlaßten mich zu mancherley Betrachtungen über die Veränderlichkeit der menschlichen Dinge. Der Lehnspflichtige starb auch wirklich nach vierzehn Tagen, und der König hielt Wort und ertheilte diese Lehne dem Erbprinzen. Die Rückkehr meines Bruders vermehrte noch meine Zufriedenheit, er bezeigte mir die herzlichste Freundschaft, und sprach von dem Erbprinzen mit viel Liebe; er gab mir so viel Geld, daß ich meine Schulden bezahlen, und den Erbprinzen, so lange er abwesend war, unterhalten konnte.

Der König hatte einen seiner Finanzbeamten nach Bayreuth geschickt, um die Geschäfte in Ordnung zu bringen. Bei seiner Rückkehr machte er den König mit dem Zustand der Sachen bekannt, aber wie der Erfolg bewiesen hat, war er selbst falsch unterrichtet worden, er sagte ihm: der Markgraf wäre mit dem ihm vorgelegten Plane zufrieden gewesen, nach welchem das Bayreuther Land in zwölf Jahren von allen Schulden befreit seyn sollte. Der König theilte mir diese guten Nachrichten mit, und schickte mir den Mann zu, um mich von dem Geschäft zu unterrichten, damit ich es dem Erbprinzen auch mittheilen im Stande wär.

Mein Gemüth ward unter diesen günstigen Umständen etwas ruhiger, ich war nun aber einmal bestimmt, langsam gebraten zu werden, denn hätte man mich immer geplagt, so wär ich zu bald gestorben, dessen ich mich dann doch eben nicht sehr versah. — Ich war immer fort krank, und da wir in Potsdamm kei-

nen Arzt hatten, nahm mein Uebel zu. In der Hoffnung mir Erleichterung zu verschaffen, ließ ich mir zur Ader; der Wundarzt sagte; daß mein ganzes Blut verdorben sey, ich müßte durchaus eine Cur brauchen, aber ich war gar nicht in der Lage es zweckmäßig zu thun, und das Leben hatte auch nicht genug Werth für mich.

In diesem Zeitpunkt erhielt ich schlechte Nachrichten von Bayreuth. Fräulein von Sonnsfeld meldete mir, daß die arme Prinzessinn Charlotte gänzlich närrisch geworden sey. Sie hatte sich seit langer Zeit geschmeichelt, den Prinzen von Usingen zu heirathen, obschon sie ihn niemals gesehen hatte, jetzt las sie in den Zeitungen, er werde sich mit der Prinzessinn von Eisenach verbinden. Diese Nachricht machte einen so heftigen Eindruck auf sie, daß ihr Verstand gänzlich unterlag, ja ihre Nähe ward sogar gefährlich. Die Prinzessinn von Taxis, ihrer Seits, hatte kaum ihren Glauben abgeschworen, so ward sie von so fürchterlichen Gewissensbissen gequält, daß sie sich zum Fenster herausstürzen wollte. Ihr Mann und ihre Schwiegermutter hatten alle Mühe, sie zu trösten, denn ihr Zustand war dem der Prinzessinn Charlotte nicht sehr unähnlich. Fräulein von Sonnsfeld sagte mir auch, daß meine Tochter anfing, Zähne zu bekommen, daß der Markgraf sie gegen der Aerzte Rath mit nach Himmelskron nehmen wollte, ihr aber nun auf ihre Vorstellungen geantwortet habe, daß er mir über diesen Gegenstand schreiben werde. Er that es wirklich den folgenden Postrag, ich theilte seinen Brief der Königinn mit, und bat sie um Rath; sie war nicht der Meinung, daß meine Kleine während des Zahngeschäftes die Luft verändern sollte, weil die Kinder in diesem Zeitpunkt immer besonders viel Sorgfalt erfordern. Dem zufolge bat ich den Markgrafen in einem sehr verbindlichen

Briefe, aus den von der Königinn angeführten Gründen, Friederiken in Bayreuth zurück zu lassen. Er ward, wie ich nachher erfuhr, bei dessen Empfang höchst aufgebracht, und ließ mein armes Kind unter tausend Flüchen mit Gewalt nach Himmelskron führen, indem er behauptete, daß er Herr sey, mit ihm zu machen, was ihm gut dünke. Es wär ihr fast theuer zu stehen gekommen, denn sie war eine Zeitlang so schlecht, daß man an ihrem Leben zweifelte. Diese feine Handlungsweise gnügte ihm noch nicht, er schrieb mir auch noch einen Brief voller Vorwürfe und Härte. Ich zeigte ihn der Königinn, die Anfangs so aufgebracht darüber wurde, daß sie ihm selbst schreiben, und den Kopf waschen wollte, nachher besann sie sich aber, und rieth mir gütlich mit ihm zu Werke zu gehen; Fräulein von Sonnsfeld, die in Bayreuth sehr geschätzt war, und Einfluß über den Markgrafen gewonnen hatte, richtete es auch so ein, daß sie uns wieder versöhnte.

Der König und die Königinn hatten eine große Freude, wie Herr Oberkammerherr von Nostiz ihnen in dieser Zeit die Nachricht von der glücklichen Entbindung meiner Schwester von Anspach von einem Prinzen überbrachte. Der König gab zur Bezeigung seiner Freude ein Fest — zwei Schüsseln mehr, wie gewöhnlich, und man trank wie die Spundlöcher. Der König sagte zu Herrn von Nostiz, er habe schon für den kleinen Prinzen eine Frau ganz fix und fertig gefunden, in meiner Tochter — ich meinte aber, wir hätten noch Zeit vor uns, daran zu denken.

Prinz Carl von Bevern, kam denselben Abend von einer Reise nach Holland zurück. Ich freute mich, ihn wieder zu sehen, und durch ihn Nachricht vom Erbprinzen zu erhalten. Auch mein Bruder besuchte uns, und überhäufte mich mit Liebe. Ich sprach mit ihm

von meiner gegenwärtigen Lage; er sagte zu mir, ich sollte Geduld haben, es würde eine Zeit kommen, wo er mich für allen meinen gegenwärtigen Kummer entschädigen würde. „Ich werde euch nicht allein, sagte er, keinen Schilling von dem, was euch der König als Darlehn gab, zurück zahlen lassen, sondern auch, wenn dein Schwiegervater dann noch lebt, eine Pension von vierzig tausend Thalern geben, und nie zugeben, daß wir uns trennen. Ich geb dir mein Wort darauf, und willst du es, so geb ich dir die schriftliche und mit meinem Siegel verwahrte Versicherung darüber.“ Ich sagte ihm, daß mir sein Wort und seine Freundschaft lieber wären, wie alle Vortheile, die er mir machen könnte. So lange ich diesen geliebten Bruder um mich sah, vergaß ich all mein Leid.

Der König und die Königinn dachten aufs Neue auf nichts, als mich zu quälen; sie behandelten mich stets fort als die armselige Bettlerinn, der man das Brod geben müsse. Diese Reden kamen alle Tage bei Tische vor, und zu meiner größten Beschämung in Gegenwart des Herrn von Nostiz. Ja, der König schimpfte sogar oft gegen den Erbprinzen, und nennte ihn einen Pinsel und Dummkopf. Wollte ich ihm endlich einmal antworten, so sah er mich mit seinen fürchterlichen stieren Augen an, die mich so erschreckten, daß mir das Wort auf den Lippen erstarb.

Indessen erhielt ich Nachricht von Bayreuth, daß der Markgraf sehr unbaß sey, sichtlich abnähme und unsre Rückkehr zu wünschen anfing. Fräulein von Sonnsfeld, der ich meine traurige Lage anvertraut hatte, schrieb mir, daß ich, wenn mir darum zu thun sey, zurück zu kehren, diese günstige Stimmung des Markgrafen benutzen sollte. Sie meldete auch, daß sich der Zustand der Prinzessinn Charlotte bessere, ihre Verrücktheit kehre nur zu Zeiten zurück. Der Herzog

von Weimar schiene sie heirathen zu wollen, er habe einen seiner Günstlinge geschickt, sie zu besehen, und sie (die Sonnsfeld) habe es so geschickt einzurichten gewußt, daß er ihre Verrücktheit gewiß nicht habe gewahr werden können, so daß sie hoffe, wir werden sie bald loß werden. Ich antwortete der Sonnsfeld, sie möchte doch aus allen Kräften an unserer Rückkehr arbeiten, doch wär es jezt noch nicht Zeit, dem Könige darüber zu schreiben, da er uns vor gehaltner Musterung von des Erbprinzen Regimente gewiß nicht abreisen ließ, auch würde ich mich mit meinem Bruder unfehlbar entzweien, wenn ich Berlin vor Ankunft seiner Braut verließ, um deren Bildung ich ihm versprochen hätte, mich anzunehmen; sie solle alle ihre Minen so anlegen, daß wir, wenn des Markgrafen Krankheit nicht zunähme, im August zurückkehren könnten.

Der Erbprinz schrieb mir jeden Posttag, er gab sich eine ungeheure Mühe, sein Regiment abzurichten; unter anderu theilte er mir auch einen Brief mit, den er vom Könige erhalten hatte, und der nichts als Vorwürfe und Schmähungen erhielt. Diese Behandlung schmerzte ihn um so mehr, da er sie wahrlich nicht verdiente; er liebte den Kriegsdienst und befleißigte sich mit Ernst ihn zu lernen. Auch mich fuhr der König fort zu mißhandeln, anfangs wußte ich gar nicht warum? endlich hörte ich, daß es von einer Zwischenträgerei herrührte, die ihm einige Offiziere gemacht hatten. Der Erbprinz liebte die Musik und spielte artig auf der Queerflöte; er hatte einen Violiniſten nach Paswalk kommen lassen, um sich von ihm begleiten zu lassen, und so sich die Zeit zu verkürzen. Der König hielt hingegen die Musik für ein Kapitalverbrechen, nach seinem Sinn sollte alle Welt nur eine Sache im Kopfe haben; die Männer das Kriegswesen, und die Weiber den Haushalt; Wissenschaften, Künste und jede andere

Nachforschung rechnete er unter die sieben Todsünden. Ich unterrichtete den Erbpr...zen von diesem Geschwätz und bat ihn, sich die kurze Zeit über, wo wir noch von Bayreuth abwesend seyn würden, den Zwang aufzulegen, damit wir mit Ehren und ohne Zwist vom Könige schieden, denn bei unserer Rückkehr nach Bayreuth müßte er uns doch gegen den Markgrafen zur Stütze dienen, indem dieser uns dort eben so gut plagen würde, wie jener es in Berlin thät. Der Violinist zog ab und der König tönte sogleich des Erbprinzen Lob an, und zeigte mir das huldreichste Gesicht. Die Königinn hingegen hielt mich auf der Folter durch die unerträglichste Verachtung und den ausgelassensten Hochmuth. Ich habe schon gesagt, wie lieb mir meine beiden jüngsten Schwestern waren, es waren liebenswürdige gute Kinder, obschon noch sehr jung, suchten sie mir doch nützlich zu seyn, indem sie mirs jedesmal hinterbrachten, wenn mir meine Schwester Charlotte bei meiner Mutter einen Possen zu spielen suchte. Aber meine Mutter mißgönnte mir auch die kleine Freude, mit den beiden lieben Kindern zu schwatzen, und verbot ihnen mit Androhung ihres Zorns den geringsten Verkehr mit mir zu haben, sie sagte ihnen: ich sey das räudige Schaaf, sie könnten nichts als Böses von mir lernen. So bald ich in der Königinn Zimmer trat, liefen die armen Kinder davon, und sahen mich mit nassen Augen an. Eben so hielt sie es mit ihren Leuten, so daß sich keiner getraute, mir die Thüre aufzumachen, wenn ich mich nahte. Ohne Frau von Konnken wäre ich von Potsdamm abgereißt, und hätte mich bei dem Könige über dieses Betragen beschwert; diese kluge Frau hielt mich durch ihre Vorstellungen davon ab. Ich wollte eine Erklärung mit der Königinn suchen, sie bewieß mir aber, daß ich dabei nichts gewinnen würde, denn je näher die Hochzeit meines Bruders und meiner

Schwester heran rückte, je erbitterter ward sie gegen mich. Wenn sie allein mit Frau von Konnken war, sagte sie ihr, ich sey die alleinige Ursache all ihres Verdrusses, wenn ich den Erbprinzen nicht geheirathet hätte, würde die doppelte Verbindung meines Bruders und meiner Schwester auch nicht statt gefunden haben — jedesmal, daß sie mich nur sähe, würde ihr jeder Blutstropfen zu Gift. Frau von Konnken sagte ihr, sie handle darinn nicht wie eine Christinn, man müßte sich den Rathschlägen des Himmels unterwerfen, denn die Heirathen würden von oben beschlossen. Darauf erwiederte die Königinn: sie habe recht, sie wisse wohl, daß Rachsucht ihr größter Fehler sey, und daß sie nie verzeihen könne. Der weise Rath dieser Dame brachte mich ein wenig zur Besinnung; ich beschloß meinen Kummer mit Geduld zu tragen, und um Dinge, die ich nicht ändern könnte, mich nicht zu grämen.

So ist mein Leben eine Verkettung von Uebeln gewesen, um aber durch lauter traurige Gegenstände nicht ganz ermüdend zu werden, will ich hier ein paar lustige Anekdoten einschalten.

In dieser Zeit kam der Prinz von Anhalt Bernburg nach Potsdamm, um dem König seine Ehrerbietung zu bezeigen; da dieser sehr gern neckte und Heirathen stiftete, hatte er den Einfall, diesen Prinzen mit seiner Schwester Tochter, der Prinzessinn Albertine, zu verheirathen. Von dem allen wußte der Prinz von Bernburg aber nichts; er war ein kleiner dicker Mensch mit hohen Schultern, und einem bräunlichen Vollmondsgesicht. Wie seine Mutter mit ihm schwanger war, stürz einmal das eine Pferd vor ihrer Kutsche, und drehte den Kopf so, daß er ihr gerade ins Gesicht fiel, das erschräkte sie dergestalt, daß sie sich an ihm versah, und ihr Sohn davon ein Pferdeauge bekam, welches ihn sehr verstellte. In meinem Leben habe ich keinen häßlichern

dümmern Menschen gesehen, als diesen Prinzen. Er stotterte, und konnte kein Wort sprechen ohne zu gurgeln wie ein Kind, das eben sprechen lernt. Ungeachtet alles meines Kummers, hatte ich alle Mühe mich bei seinem Anblicke des Lachens zu enthalten, denn er war so komisch, da er einen Heraklit aus der Fassung gebracht hätte. Die Prinzessinn, die man ihm bestimmte, war so häßlich, so dumm, so unangenehm, wie er. Der König, der ihn gleich bei seiner Ankunft der Königinn vorgestellt hatte, sagte bei Tische zu ihm: hören Sie, Prinz, ich will Sie verheirathen, ich weiß eine gute Frau für Sie, die Sie glücklich machen wird. Sie müssen meine Baase heirathen, es ist das beste Geschöpf von der Welt, voll guter Eigenschaften, aber häßlich wie tausend Teufel; Sie müssen sie nur im Finstern sehen. Ja, hol mich Satanas, wenn mein Hinterer nicht schöner ist, wie ihr Gesicht. Aber das thut nichts, nicht wahr Prinz? — Der arme Mensch wußte nicht was er sagen sollte, ob Ja, oder Nein. Nachmittags fahre ich mit Ihnen nach Berlin, fing der König wieder an, wir wollen bei meiner guten alten Tante zu Abend essen, und da können Sie sich mit ihrer Tochter versprechen. — Nach einiger sehr kurzen Besinnung, fand sich der arme Prinz sehr geehrt, die Baase eines Königs zu heirathen, besonders wenn sie so eine große Aehnlichkeit mit seinen Hintertheilen habe; er antwortete also mit stammelnden Worten: daß er ihn, stehendes Fußes, nach Berlin zu begleiten bereit sey. — — — —

— — — — —

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

der

Königl. Preußischen Prinzessinn

Friederike Sophie Wilhelmine

(Schwester Friedrichs des Großen)

Markgräfinn von Bayreuth

vom Jahr 1709 bis 1733.

Von ihr selbst in französischer Sprache geschrieben.

Zweiter Theil.

Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1811.

Vorrede.

Als ich voriges Jahr die Uebersetzung der Memoires herausgab, wovon hier nun der zweyte Theil folgt, konnte ich mir nicht vorstellen, daß die Aechtheit meines Originals in Zweifel würde gezogen werden. Allein die Erscheinung einer französischen Ausgabe dieser Memoires im Verlage von Fr. Vieweg in Braunschweig gab einem Recensenten in der Jen. Literaturzeitung Anlaß, mein Manuscript für eine verfälschte Kopie zu erklären. Ungeachtet ich die vollkommene Ueberzeugung habe, daß diese auf sehr seichten Gründen beruhende Behauptung falsch ist, so wollte ich doch nichts versäumen, die Aechtheit meines Manuscripts außer aller Anfechtung zu setzen, und wiederholte daher mein Anerbieten, Jeden, der die Handschrift der Fürstinn kenne, das Original-Manuscript zur Vergleichung einsehen zu lassen. Zugleich trug ich dem Uebersetzer des ersten Bandes auf, mein französisches Original mit dem Braunschweiger genau zu vergleichen und jede Abweichung anzugeben.

Aus dieser Vergleichung entstanden die Nachträge und Zusätze, mit welchen dieser zweite Theil beginnt, und wodurch nun Jeder in Stand gesetzt ist, ein Urtheil in dieser Angelegenheit zu fällen.

Der Fortsetzung nach der Braunschweiger Ausgabe habe ich das Journal secret de Seckendorf beifügen lassen, das Manches in den „Denkwürdigkeiten“ in ein helleres Licht setzt und einen gleich merkwürdigen Beleg zu der Geschichte des preussischen Hofes in jenem Zeitraum abgibt.

C.

Nachträge und Zusätze zu dem ersten Theil der Denkwürdigkeiten der Markgräfinn von Bayreuth.

Ein aufmerksamer Leser der beiden Ausgaben der Memoiren der Markgräfinn von Bayreuth, sowohl der deutschen Uebersetzung, welche bei Cotta erschien, als der französischen Ausgabe, die bei Vieweg gedruckt ward, wird eingestehen müssen, daß der Unterschied zwischen beiden, so weit sie mit einander fortlaufen, für die Geschichte sehr gleichgültig ist. Da Cottas Handschrift im Anfang des Jahres 1733 aufhört, Viewegs seine aber bis 1742 fortgeht, war es aber Cottas redlichem Bestreben, in alle seine Unternehmen Vollendung zu bringen, sehr angemessen daß er diese Fortsetzung mit seiner Ausgabe der benannten Memoiren zu verbinden eilte. Doch dieses genügte ihm nicht; er wünschte jede Lücke seiner Ausgabe durch Viewegs seine zu ergänzen. Da gerieth aber der mit diesem Geschäft Beauftragte in eine sehr große Verlegenheit, denn was war hier Lücke? Bei der Vergleichung findet sich eine völlige Verschiedenheit der Wortfügungen, so daß selten eine Seite der andern gleich ist, beinahe durchgängig eine größere Milde des Ausdrucks in Cottas Handschrift; besonders bis zu dem Zeitpunkt, wo die Prinzessin in Bayreuth einzieht, eine anständigere Behandlung ihres Gegenstandes. Selten hat die Vieweg'sche Ausgabe ihr eigne Perioden, die der Cotta'schen fehlten, noch seltner ganze Paragraphen, nur ein Mal fehlt bei Cotta eine ganze Episode Am Schluß von Cottas Handschrift finden sich hingegen wieder einige Umstände, die Viewegs ganz fehlen. Wollte man also alle Unterschiede angeben, so müßte man Viewegs ganze Ausgabe übersetzen, und die Leser würden daran gar nichts gewinnen; will man nur das bei Cotta Fehlende ersetzen, so ist es so

wenig, was der Leser gewinnt, daß nur der über beide Ausgaben entstandene Streit, und des Tübinger Verlegers redliches Bemühen für das Publikum, dem Druck der dahin gehörenden Blätter einiges Interesse geben kann. Anders ist es mit der vom Jahre 1733 dem Cotta'schen Manuscript fehlenden Fortsetzung. Der Leser wird sie mit Vergnügen aufnehmen. Schreiber dieses möchte freilich in Zweifel seyn, ob der Geschichtschreiber viel Gründlichkeit darinn fände, und kann nicht leugnen, daß das edlere Gefühl viel Verletzung durch sie erleidet. Sie scheinen uns wirklich mehr zur Menschen- als zur Staatengeschichte zu gehören, obschon freilich der philosophische Geschichtschreiber von dem Gemälde der Höfe und ihrer Familie, das die alte Dame in der Unschuld ihres Herzens so unbefangen entwirft, wie ein Marquesas-Bewohner seine Götzen schnitzelt, weil er nie eine Madonna des Urbino's zu denken vermochte — bis zu dem jetzigen Augenblick eine furchtbare Kette von Ursachen und Wirkungen erblicken könnte.

Wir heben nun die Verschiedenheiten beider Handschriften aus.

Von Seite 1—8 bei Cotta und 1—10 bei Vieweg sind die Schilderungen des ersten Königs, des neugekrönten, unserer Fürstinn Vater, Anhalts, Grumkows bei C. viel kräftiger, es ist mehr Individualität, aber auch vielmehr Güte darinn.

Seite 10 bei V. ist eine Episode im Text aufgenommen, die Seite 9 bei C. als Note steht, und mit dem Unterschied, daß V. Handschrift sehr unbefangen erzählt: Friedrich I. habe seinen Halbbruder Casimir, Sohn der zweiten Frau Friedrich Wilhelms, einer gebornen Prinzessinn von Holstein-Glücksburg, in Italien vergiften lassen. Bei C. sagt die Note: er starb allda. Die Geschichte dieses Prinzen und seiner Vergiftung findet sich, wenn Schreiber dieses sich nicht irrt, in einem Journal des letzten Jahrzehntes, und beruht auf

S. 10 wird bei C. der Plan, die Prinzessinn Wilhelmine mit dem nachmaligen Prinzen von Wallis zu vermählen, zum erstenmal nach des alten Königs Tode bei dem Heiraths-Vorschlag des Markgrafen von Schwedt erwähnt, da V. schon S. 8 bei einem Besuch, den die Königinn als Erbprinzessinn in Hannover machte, davon erzählt.

S. 12 bei C. heißt d Lehrer der Prinzessinn „La Crape, ein berühmter Orientalist;“ bei V. La Crope.

S. 14 heißt bei C. der Liebhaber der Wagnitz Kraup, der S. 16 bei V. Kreuz heißt. Die übrigen kleinen Verschiedenheiten in der skandalösen Liebesgeschichte dieser Wagnitz verdienen wohl keiner Anzeichnung.

S. 19 erzählt die Pr. bei C. ihren Heiraths-Vertrag mit Karl XII. und der Paragraph schließt mit den Worten: „der Tod des Königs von S., der im Jahr 1719 zu Friedrichshall erfolgte, verhinderte diese Heirath.“ Bei V. steht S. 21 der Heiraths-Vertrag, und S. 22: „nachdem die Könige von Schweden und Preußen reiflich über die Verbindung, welche ihre beiden Häuser vereinen sollte, nachgedacht hatten, fanden sie ein so großes Mißverhältniß in unserm Alter, daß sie beschlossen, dieselbe abzubrechen.“

S. 21 weicht die Geschichte des Staatsverbrecher Clements in Kleinigkeiten von V. S. 23 ab. C. enthält in einer Anmerkung: „der Mensch war aus Transylvanien, und nannte sich Rosenau, er war Sekretair des Prinzen Ragotzky gewesen, den er verrieth und verließ, und endlich den Namem Clement annahm, um neue Betrügereien zu unternehmen.“ Dagegen findet sich bei V.: „Clement hielt sich im Haag auf, von wo er verschiedne Male an den König schrieb; sein böses Gewissen erlaubte ihm nicht, diese Zuflucht zu verlassen, und dem Könige war es nicht gelungen, ihn in sein Land zu ziehen. Endlich bediente er sich der Hülfe eines reformirten Geistlichen: Gablonsky, um sich seiner zu bemächtigen. Gablonsky, der mit ihm (mit Clement?) in Halle studirt hatte, begab sich nach Holland, und überredete ihn so gut von den Ehrenbezeugungen und der schmeichelhaften Aufnahme, die

ihm bestimmt sei, daß er sich nach Berlin zu begeben einwilligte. Kaum waren sie in das Clever Gebiet getreten, so wurde er ergriffen u. s. w.“ Offenbar gewinnt die Geschichte bei diesem Zusatze nichts, und der Geist dieser Memoiren wird dadurch nicht bezeichneter. Da die meisten von dieser Art sind, ists wohl hinreichend, sie anzuzeichnen, ohne sie zu übersetzen.

S. 21 steht bei C.: „Eine zweite Reise, welche der König und die Königinn im J. 1717 nach Hannover machten, gab Anlaß, von einer doppelten Heirath zwischen dem Kronprinzen und der Prinzessinn Amalie von England, und dem Prinzen vor Glocester und mir zu reden.“ S. 22 steht im nämlichen Paragraph, wo die abgebrochene Heirath Karls XII. erzählt wird: „Der König von Preußen nahm sich vor, die Heirath mit dem Herzog von Glocester aufzunehmen,“ und nun folgt der doppelte Heirathsplan, ohne der Reise nach Hannover zu erwähnen.

S. 30 ist nach der Erzählung, wie Manteufel Frau von Blaspiel überredet, der Königinn das Testament des Königs zu entwenden, bei V. eine Lücke, worauf der Text wieder mit denselben Worten wie S. 27 bei C. fortfährt.

S. 31 ist bei V. wieder eine Lücke bei der Geschichte, wo die Königinn beschuldigt wird, ihre Diamanten verkauft zu haben, der Geist und das Resultat sind aber bei beiden gleich.

S. 33. 35 bei V. Lücken, die aber nur in wenigen Worten zu bestehen scheinen, denn sie schaden dem Zusammenhange gar nicht. Die übrigen Verschiedenheiten sind ganz unbedeutend.

S. 32—38 bei V. und 30. 33 bei C. heißt bei diesem der Generalfiskal bei der Anklage der Fr. v. Blaspiel: Kateck, bei V. heißt er Katsch.

S. 40 hat V. folgende bei C. ganz fehlende Episode.

„Ich habe in dem vergangnen Jahre vergessen, der Ankunft des Czar Peter des Großen in Berlin zu erwähnen. Diese Anekdote ist merkwürdig genug, um einen Platz in diesen Memoiren zu verdienen. Dieser Fürst, der sehr gern reiste, kam aus Holland; im Clever Lande mußte er sich aufhalten,

die Czarinn hatte dort eine vorzeitige Niederkunft. Da er weder Gesellschaft nach Förmlichkeiten liebte, bat er den König, ihn in einem Gartenhaus, welches die Königinn in den Vorstädten von Berlin hatte, wohnen zu lassen. Dieses war ein sehr niedliches Gebäude, das die Königinn mit Vorliebe auf das prächtigste verziert hatte. Es enthielt eine sehr reiche Gallerie von Porzellan, alle Zimmer waren mit den schönsten Spiegeln verziert, und da dieses Haus ein wirkliches Kleinod war, trug es auch den Nahmen: Monbijou. Der Garten war artig, und erhielt von dem an ihm vorbeifließenden Fluß große Annehmlichkeiten.

Um die Unordnungen zu vermeiden, welche die Herren Russen überall, wo sie sich aufhielten, angerichtet hatten, ließ die Königinn das ganze Haus ausräumen, und alles Zerbrechliche bei Seite schaffen. Einige Tage darauf traf der Czar, seine Gemahlinn und ihr ganzes Gefolg auch wirklich zu Wasser in Montbijou ein. Der König und die Königinn empfingen sie am Ufer des Flusses; der König bot der Czarinn die Hand, um sie ans Land zu führen; so bald der Czar gelandet war, reichte er dem König die Hand und sagte: „ich freue mich, Bruder Friedrich, euch zu sehen;“ darauf näherte er sich der Königinn, die er umarmen wollte, allein sie stieß ihn zurück. Die Czarinn begann damit, der Königinn die Hand zu küssen, welches sie oftmals wiederholte; sie stellte ihr darauf den Herzog und die Herzoginn von Meklenburg vor, die sie begleitet hatten, und vierhundert sogenannte Damen, die ihr Gefolge ausmachten. Die meisten waren deutsche Mägde und thaten Hofdamen-, Kammerfrauen-, Köchinnen- nud Wäscherinnen-Dienste. Beinahe alle diese Creaturen hatten reichgekleidete Kinder auf den Armen, und wenn man sie fragte, ob sie ihnen gehörten, antworteten sie mit einem russischen Krazfuß: „der Czar hat mir die Ehre erzeigt, mir dieses Kind zu machen.“ Die Königinn wollte diese Geschöpfe nicht grüßen, dagegen behandelte die Czarinn die Prinzessinnen vom Geblüt mit vielem Stolz, und der König bewog sie nur mit vieler Mühe, daß sie sie grüßte. Ich sah diesen Hof den

folgenden Tag, wo der Czar und seine Gemahlinn die Königinn besuchte. Diese empfing sie in den großen Zimmern des Schlosses, und ging ihnen bis in den Saal der Wache entgegen, sie gab der Czarinn die Hand und führte sie zu ihrer Rechten bis in ihr Audienzzimmer.

Der König und der Czar folgte ihnen: so bald der Czar mich sah, erkannte er mich, da er mich vor fünf Jahren gesehen hatte, er nahm mich auf den Arm und schund mir das ganze Gesicht mit seinen Küssen. Ich gab ihm links und rechts Ohrfeigen, sträubte mich aus Leibeskräften und sagte, daß er mich beschimpfte. Der Einfall machte ihn sehr lachen, und er sprach lange mit mir. Man hatte mir meine Lection gelehrt; ich sprach von seiner Flotte, von seinen Siegen, worüber er so entzückt war, daß er mehrmals sagte, er gäb gern eine seiner Provinzen, um ein Kind, wie ich sei, zu haben. Auch die Czarinn machte mir viele Liebkosungen, die Königinn und sie setzten sich unter den Thronhimmel auf Armsessel, ich stand neben der Königinn, die Prinzessinnen vom Geblüt standen ihr gegenüber.

Die Czarinn war klein und breit, braun, ohne allen Anstand noch Ansehen. Man brauchte sie nur zu sehen, um ihr niedres Herkomme zu errathen. Ihrem Aufputz nach hätte man sie vor eine deutsche Schauspielerinn gehalten. Ihr Kleid war auf dem Trödel gekauft, altfränkisch, mit Silber und Schmutz beladen, ihr Schnürleib war vornen mit Edelsteinen nach einer wunderlichen Zeichnung beladen, sie stellten einen doppelten Adler dar, dessen Flügel mit sehr kleinen, sehr schlecht gefaßten Steinen besetzt war. Sie trug ein Duzend Orden, und eben so viel Heiligenbilder und Reliquien, die an der Besetzung ihres Kleides angebracht waren, machten, wenn sie ging, ein Geklingel, als höre man einen geputzten Maulesel. Auch die Orden, die gegen einander klapperten, machten ein eben solches Geräusch.

Der Czar hingegen war groß und wohlgewachsen, schön von Gesicht, aber seine Phisionomie hatte etwas rohes, das Furcht einflößte. Er trug ein ganz einfaches Matrosenkleid.

Seine Gemahlinn, die sehr schlechtes Deutsch sprach, und die Königinn nur wenig verstand, rief ihre Hofnärrinn zu sich, um sich mit ihr auf Russisch zu unterhalten. Das arme Geschöpf war eine Fürstinn Gallizinn, und hatte sich zu diesem Handwerk entschließen müssen, um ihr Leben zu retten, denn sie war in eine Verschwörung gegen den Czar verwickelt gewesen, und hatte zweimal die Knute erhalten. Was sie der Czarinn sagte, weiß ich nicht; aber es machte sie ein helles Gelächter aufschlagen.

Endlich setzte man sich zu Tische, der Czar setzte sich neben die Königinn. Bekanntermaßen ist dieser Fürst in seiner Jugend vergiftet worden; seine Nerven haben eine kranke Reizbarkeit davon behalten, so daß er oft von einer Art Convulsionen befallen wird, die er nicht verhindern kann. Bei Tisch kam ihm so ein Anfall, er machte allerlei gewaltsame Bewegungen, und da er ein Messer hielt, focht er damit so heftig ganz nahe neben der Königinn, daß sie sich fürchtete, und ein paar Mal vom Tisch aufstehen wollte. Der Czar beruhigte sie, versicherte, daß er ihr nicht wehthun würde, und bat sie, ohne Furcht zu sein, zugleich nahm er ihre Hand und drückte sie so gewaltsam zwischen den seinen, daß sie um Barmherzigkeit schrie, worüber er wacker lachte, und meinte, sie habe zartere Knochen wie seine Katharine. Alles war zum Balle bereitet, aber er stahl sich gleich nach Tisch fort und kehrte allein und zu Fuß nach Monbijou zurück. Den folgenden Tag zeigte man ihm alles Merkwürdige von Berlin, unter andern auch die Medaillen- und Antiken-Sammlung. Unter dieser letzten befand sich, wie man mir gesagt hat, eine heidnische Gottheit in einer sehr unanständigen Stellung; in den alten Römerzeiten bediente man sich dieser Sinnbilder, um die Hochzeitkammern zu verzieren. — Man hielt dieses Stück für sehr selten, und für das schönste, welches vorhanden sei. Der Czar bewunderte es sehr, und befahl der Czarinn, es zu küssen; sie widerstrebte; worauf er ungehalten ward und auf schlechtes Deutsch zu ihr sagte: Kopab; welches so viel hieß, als: ich will dich köpfen, wenn du mir

nicht gehorchst. Darauf fürchtete sich die Czarinn dergestalt, daß sie alles that, was er wollte. Ohne das geringste Bedenken verlangte er diese und noch einige andere Statuen von dem Könige, der sie ihm nicht abschlagen konnte, eben so machte er es mit einem Schrank, der ganz mit Bernstein überlegt war. Dieser Schrank, der der einzige in seiner Art war, und dem König Friedrich dem ersten ungeheure Summen gekostet hatte, hatte zum allgemeinen Leidwesen das Schicksal, nach Petersburg geführt zu werden.

Dieser barbarische Hof reiste endlich nach zwei Tagen ab. Die Königinn eilte sogleich nach Monbijou, wo es wie bei der Verwüstung von Jerusalem aussah. Nie sah ich etwas ähnliches! Alles war dergestalt zu Grunde gerichtet, daß die Königinn genöthigt war, fast das ganze Haus neu aufbauen zu lassen." Die Culturgeschichte von Peter dem Großen blieb durch die Unterdrückung dieser Darstellung freilich unvollkommen.

S. 56 bei V. wird bei der Ernennung von Friedrich des Großen Hofmeistern Duhenius genannt, der S. 33 bei C. nicht vorkommt.

S. 50 bei C. stimmt der Besuch der Pölnitz am Berliner Hof ganz mit V. S. 70 überein, dieser hat noch folgendes Detail:

„Sie (die Pölnitz) suchte unaufhörlich mir etwas anzuhängen. Eines Tages sprach man vom Gedächtniß; die Königinn sagte, das meinige sei ganz unvergleichlich. Die Pölnitz lächelte auf eine boshafte Art, die wohl zu verstehen gab, deß sie daran zweifelte. Unwillig schlug ihr die Königinn vor, mich auf die Probe zu setzen, ob ich nicht in einer Stunde hundert und fünfzig Verse auswendig lernte. Gut, antwortete die Pölnitz, sie mag ihr Lokalgedächtniß einmal versuchen ich will wetten, sie behält das nicht, was ich ihr aufschreibe. Die Königinn bestand auf ihrer Behauptung, ließ mich rufen, und sagte mir heimlich, daß sie mir alles Vergangne verziehe, wenn ich ihr die Wette gewinnen machte. Was nun das Lokalgedächtniß war, wußte ich gar nicht, ich

hatte nie davon reden hören. Die Pölnitz schrieb mir indessen auf, was ich lernen sollte — es waren funfzig abgeschmackte Namen von ihrer eignen Erfindung, alle nummerirt; sie las sie mir zweimal vor, sagte bei jedem die Nummer, und darauf mußte ich sie sogleich auswendig hersagen. Die erste Probe glückte mir sehr gut, nun verlangte sie aber eine zweite, indem sie die Namen ausser der Reihe fragte, und nur die Nummer nannte. Auch dieß gelang zu ihrem großen Verdruß. Nie habe ich aber auch mein Gedächtniß so angestrengt; dennoch konnte sie sich nicht überwinden, mir ein Lob beizulegen u. s. w."

S. 63 kommt bei C. zum erstenmale der Name der Grafen Finkenstein vor. Bei V. heißt diese Familie, von der drei Personen vielfach genannt werden, immer nur: Fink.

S. 64 bei C. und 90 bei V. sind die Farben bei dem letztern stärker aufgetragen, aber kein Umstand verändert.

S. 66 hat C. einige Details, die V. fehlen; aber eben so gleichgültig sind.

S. 59 hat C. was erst S. 94 bei V. kommt — der Streit über die gewaltsame Werbung der großen Soldaten im Hannövrischen. Bei V. scheint mir die Zeitordnung die bessere. Solche kleine Anachronismen sind häufig, aber sie sind so unbedeutend, daß man nicht weiß, welcher der beiden Handschriften sie zur Last fallen.

S. 74 bei C. und 98—99 bei V. handelt von der Hipochondrie des Königs und seinem Wunsch, die Krone niederzulegen, V. hat noch:

„Dieser Geistliche (Frank) machte ihm die unschuldigsten Dinge zur Gewissenssache; er verwarf als verdammlich alle Vergnügungen, selbst die Musik und die Jagd; man sollte einzig von Gottes Wort sprechen, alles andre war verboten; bei Tische führte er immer das Wort, und machte den Vorleser, wie in einem Refektorium. Der König las uns alle Nachmittage eine Predigt vor, sein Kammerdiener stimmte einen Gesang an, den wir alle begleiteten. Meinen Bruder und mich ergriff oft die Lachlust so gewaltig, daß wir aus-

brachen, dann ereilte uns aber ein Bannfluch, den wir mit einem reuigen, büßenden Gesicht annehmen mußten, das wir nur mit Mühe zusammensetzen konnten. Kurzum der Hunde-Frank machte, daß wir wie in La Trappe lebten. Diese übertriebene Frömmeley brachte den König auf noch viel wunderlichere Einfälle; er beschloß, zu Gunsten meines Bruders die Krone niederzulegen. Er wollte sich, wie er sagte, jährlich zehntausend Thaler vorbehalten, und mit seiner Gemalinn und seinen Töchtern in Wusterhausen leben; dort, äußerte er, will ich beten und dem Landhaushalt vorstehen, indeß meine Frau und Töchter die Wirthschaft besorgen. Du bist geschickt, sagte er zu mir, dir gebe ich die Aufsicht über das Leinenzeug, das du nähen sollst, und über die Wäschen; Friederike ist geizig, die soll alle Vorräthe verwalten. Charlotte wird auf den Markt gehen, Lebensmittel einkaufen, und meine Frau besorgt die Küche und meine kleinen Kinder. Er fing sogar an, eine Instruktion für meinen Bruder auszuarbeiten, worüber Grumkow und Seckendorf sehr erschraken u. s. w.“

Dagegen hat C. eine Anmerkung S. 73, die V. fehlt.

S. 102 hat V. bei des Königs Reise nach Dresden: „Da der König von Preußen die Ceremonien nicht liebte, richtete man sich ganz nach seinem Geschmack. Er hatte gebeten, bei dem Grafen Wackerbarth, den er sehr schätzte, wohnen zu können; das Haus dieses Herrn war prächtig, er fand eine wahrhaft königliche Wohnung daselbst. Unglücklicherweise kam in der zweiten Nacht nach seiner Ankunft Feuer darinn aus, die Brunst war so heftig, daß man alle Mühe hatte, den König zu retten; der ganze schöne Pallast ward in Asche gelegt. Der Verlust würde dem Grafen von Wackerbarth ohne des Königs von Polen Aushülfe sehr empfindlich gewesen sein, dieser schenkte ihm aber das Schloß Pirna, das viel prächtiger, wie das abgebrannte, und mit dem kostbarsten Geräthe versehen war.“

S. 112 erzählen beide Handschriften sehr ähnlich, nur mals roher wie die von C.

S. 85 enthält den vorgeschlagenen Vertrag zwischen Preußen und Polen, wo V. S. 105 darinn abweicht:

„Der König von Preußen verband sich, dem Könige von Polen eine gewisse Anzahl Truppen zu geben, um die Polen zu zwingen, daß sie die Krone ihres Landes in dem Hause Sachsen erblich machten u. s. w.“

S. 112 bei V. die mit S. 80 bei C. übereinstimmt, hat:

„Der Tod des Königs von England hatte den König nun ganz von der großen Allianz abwendig gemacht. Er schloß endlich einen Traktat mit dem Kaiser, Rußland und Sachsen; er machte sich sowohl, wie die beiden letztern, verbindlich, dem Könige zehntausend Mann zu stellen, wogegen ihm der Kaiser Jülich und Berg garantirte u. s. w.“

S. 115 hat V. vom Kronprinz von Polen:

„Ein verlegnes Wesen begleitet alle seine Handlungen, und um seine Verlegenheit zu verbergen, nimmt er zu einem erzwungnen Lächeln seine Zuflucht, das sehr unangenehm ist.“

S. 92—93 hat C. ein paar recht gutmüthige Betrachtungen, die bei V. S. 132 nachfolgen. Solche Versetzungen sind zu unbedeutend, um sie alle anzuführen.

S. 87—90 bei C. und 123—126 bei V. ist die Erzählung von des Prinzen von Weißenfels Freywerberei etwas verschieden in dem Vortrag; die Personen, z. B. der Kronprinz, werden redend eingeführt, welches bei V. überhaupt sehr oft der Fall ist, und nicht zur Glaubwürdigkeit beiträgt. Hier wird auch Graf Fink (bei C. immer Finkenstein) als derjenige genannt, der dem armen Freyer die unhöfliche Botschaft zu bringen übernahm.

S. 130 hat V. einen Zug, der bei C. da, wo er Platz haben könnte, fehlt. Grumkow und Seckendorf geben dem Könige Trinkgelage, denen der Kronprinz beiwohnen muß —

„Eines Tages, wie sie im Zuge waren zu trinken, ließ man einen großen Becher kommen; er hatte die Gestalt eines Mörsers und war ein Geschenk des Königs von Polen an den König von Preußen. Das sehr schöne Gefäß von vergoldetem Silber und gegrabener Arbeit enthielt einen zweiten

Becher von Rameil, der mit einer goldnen, reich mit Edelsteinen besetzten Kugel geschlossen war. Man trank in der Hitze des Weins diese beiden Becher mehrere Male rund um den Tisch herum aus. Plötzlich fiel es meinem Bruder ein, auf den König zuzuspringen und ihn wiederholt zu umarmen: Seckendorf wollte es verhindern, aber er stieß ihn kräftig zurück, fuhr fort, seinen Vater zu liebkosen, versicherte, er liebte ihn zärtlich, es wäre von der Güte seines Herzens versichert, und schrieb die Ungnade, mit der er ihn täglich überhäufte, dem schlechten Rath gewisser Leute zu, die von dem Zwiespalt, den sie in der Familie stifteten, Vortheil zu ziehen hoften, daß er aber den König lieben, ehren und, so lange er lebte, unterthänig sein wollte. Dieser Einfall gefiel dem Könige sehr, und verschaffte meinem Bruder auf vierzehn Tage lang einige Erleichterung. Doch diese Ruhe dauerte nicht lange u. s. w." Nun scheint sich der C. Text S. 88 anzuschließen.

S. 132 findet sich bei V. im Verfolg der Betrachtungen von S. 92 bei C. noch folgendes:

——— „Wahre Zärtlichkeit leidet keine Theilung. Ein Mann, der Maitressen hat, ergiebt sich ihnen, und in dem Maße, wie seine Liebe für sie zunimmt, vermindert sie sich für die, welche ihr rechtmäßiger Gegenstand sein sollte. Welche Meinung kann man von einem Manne, welche Achtung für ihn haben, wenn er sich gänzlich leiten und führen läßt, wenn er das Wohl seines Landes, seine Geschäfte, vernachläßigt, um sich nur mit seinem gesetzwidrigen Vergnügen zu beschäftigen? Ich wünschte mir einen wirklichen Freund, dem ich mein Vertrauen und mein Herz schenken könnte, den ich achtete und liebte, der mein Glück, so wie ich das seinige, machen könnte. Daß der Prinz von Wallis meine Sache nicht war, sahe ich wohl; er besaß die Eigenschaften nicht, die ich forderte, noch weniger war es der Herzog von Weißenfels. Außer dem Mißverhältniß, welches zwischen uns Statt fand, paßte sich unser Alter nicht, indem ich neunzehn, und er drei und vierzig Jahr alt war. Seine Gestalt war mehr unangenehm als gefallend, er war klein und äußerst dick; er hatte

wohl Lebensart, aber im vertraulichen Umgang war er roh und sehr ungeschliffen. Man denke sich den Zustand meines traurigen Herzens u. s. w.“

S. 133 bei V. wird Pene als der Maler genannt, der der Königinn Bildniß malte, welches den Streit mit Grumkow veranlaßte.

S. 145 hat V., was zu S. 101 bei C. gehören mag.

„Eines Morgens, wie wir zu ihm zur Aufwartung gekommen waren, schickte er uns fort. Geht, sagte er zornig zur Königinn, geht mit euern verfluchten Kindern, ich will allein sein. Die Königinn wollte antworten, er legte ihr aber Stillschweigen auf, und befahl, das Mittagsessen in der Königinn Zimmer zu bringen. Diese war unruhig, uns machte es aber viel Freude, denn mein Bruder und ich wurden aus Mangel an Nahrung mager wie die Postklepper. Kaum saßen wir aber bei Tisch, so kam einer der Kammerdiener meines Vaters gelaufen, und rief ganz außer Athem: „Kommen Sie um Gottes willen so geschwind, wie möglich — der König will sich erdrosseln!“ Die Königinn eilte zu ihm, und fand, daß er sich einen Strick um den Hals gelegt hatte, und ohne ihre Hülfe gewiß erstickt wäre. Er phantasierte nnd hatte ungeheuer viel Hitze, die jedoch am Abend, wo er sich überhaupt besser befand, abnahm.“ Nun schließt es sich wieder an C. Handschrift S. 102 an.

Bis S. 109 bei C. und 156 bei V. sind die Abweichungen ganz unbeträchtlich. S. 156 hat die Darstellung bei V. noch folgende kräftige Schattirung:

„Der König ließ meinen Bruder und mich Hungers sterben, er übte bei Tisch das Vorschneideramt, gab aller Welt, außer mir und meinem Bruder, seinen Antheil, und wenn von ungefähr etwas in einer Schüssel blieb, spie er hinein, um uns zu verhindern, daß wir nicht davon äßen. Wir lebten alle beide von bloßem Michkaffee und trocknen Kirschen, womit ich mir den Magen ganz vollkommen verdarb u. s. w.“

S. 110 bei C. hat der König eine Zusammenkunft in Libnow mit dem König von Polen, nnd hofft noch, die

Heirath zwischen ihm und seiner Tochter zu Stande zu bringen; bei V. S. 158 wird dieser Hoffnung nicht erwähnt.

S. 160 steht bei V. der Brief des Kronprinzen wörtlich, dessen Inhalt bei C. nur erzählt wird.

S. 162 bei V. und 113. 114 bei C. weichen in Kleinigkeiten ab, die die elenden Intriguen um nichts interessanter machen.

S. 130 ist bei C. von einer Reise des Königs nach Dresden die Rede.

S. 186 findet sich bei V.: „Ich hatte von meinem Bruder schon Abschied genommen und war im Begriff, mich zu Bett zu legen, als ich einen jungen, sehr prächtig nach französischem Schnitt gekleideten Menschen in mein Zimmer treten sah. Anfangs stieß ich einen Schrei aus, und verbarg mich hinter einen Schirm. Frau von Sonsfeld, eben so erschrocken wie ich, trat sogleich hinaus, um zu erfahren, wer so kühn sei, zu so einer unziemlichen Stunde eindringen zu dürfen, allein einen Augenblick darauf sah ich sie mit dem Cavalier, der von Herzen lachte, zurückkommen, und ich erkannte in ihm meinen Bruder u. s. w.“ Die Fortsetzung dieses Paragraphs folgt bei C. S. 132 ohne wesentlichen Unterschied.

S. 131 bei C., welche mit 189 bei V. übereinstimmt, fehlt:

„Nun kam mein Bruder; er sagte ihm ganz kurz, daß er ihm um seiner Mutter willen das Vergangne verzeihe, er solle seine Aufführung ändern, und sein Betragen nach seines Vaters Willen einrichten, in welchem Falle er auf seine väterliche Liebe zählen könnte.“

S. 193 fehlen bei C. in dem Briefe des Kronprinzen an die Prinzessinn die Worte: „Du schmeichelst dir, aber vergeblich, daß die Ankunft des Ritter Hotham unser Elend beendigen wird.“

S. 134 bei C. sind mehr Details über die Sendung des Caplans der Königinn nach England und der Ankunft des Ritter Hotham.

S. 138 hat C., daß Hotham nicht glaubte, daß des Königs Vorschlag, den Kronprinzen zum Statthalter von Hannover u. s. w. zu machen, die geringste Schwierigkeit finden würde. Bei V. S. 199 sagt Hotham gerade das Gegentheil.

S. 139 bei C. erwähnt die Prinzessinn zum erstenmal der französischen Kleidung des Prinzen, die in V. schon 186 vorkam.

S. 155 bei C. kommt mit S. 222 bei V. überein. Letzterer hat noch den Zusatz zu Katts Gespräch, den die gute Dame wohl nicht ohne Grund späterhin würde ausgelassen haben:

— — — „Allein ich gestehe Ihnen, gnädige Frau, der Tod wär' mir nicht so bitter, wie die Trennung von ihm (dem Miniaturportrait der Prinzessinn). Uebrigens, fuhr er fort, habe ich in meiner Gunst bei dem Kronprinzen viele neidische Feinde, die, da sie mir nichts anhaben können, zu Verläumdungen ihre Zuflucht nehmen. Aber ich wiederhole Ihrer Königl. Hoheit, so lange ich bei diesem geliebten Fürsten wohl angeschrieben bin, werde ich ihn verhindern, sein Vorhaben auszuführen, obschon ich nicht einsehe, warum er eigentlich so viel wagte: Welches Unglück oder Uebel könnte ihm denn daraus entstehen, wenn man ihn einholte? Er ist der Kronerbe, und niemand wird so kühn sein, sich an ihm zu reiben u. s. w.

S. 162 bei C. und 231 bei V. enthält ganz dasselbe, V. hat eine bestimmtere Angabe wegen des Petschafts, man liest:

„Mein Gott! rufte der Kammerdiener, ich habe ein ganz ähnliches Petschaft bei mir; vor mehr wie vier Wochen fand ich es in dem Garten von Monbijou, und trug es immer bei mir, um zu erfahren, wem es gehört. Wie wir die beiden Petschafte verglichen, fanden wir, daß es Katt angehören müsse u. s. w."

S. 240 wird bei V. ein Oberst Gröbenitz genannt, der sich Mühe gab, des Kronprinzen Flucht aus Wesel zu befördern. (Auch hier finde ich in C. Handschrift immer Milde-

rung, Vorsicht, Sorge, nicht zu kompromittiren, denn im Wesentlichen hat V. keinen Unterschied).

S. 169 hat C. mehr Details als V. S. 241.

S. 243 hat V. den unanständigen Zusatz:

(Der König) „beschuldigte mich (die Prinzessinn), ein paar Kinder von Katt gehabt zu haben."

S. 253 steht bei V.: „Der Kronprinz ward anfangs nach Mittenwalde gebracht, wohin sich Grumkow, Dreschow, Milius und Gerber begaben, um ihn zu verhören." — Bei C. wird er sogleich nach Cüstrin gebracht und dort zum erstenmal verhört.

S. 254 bei V.: „Grumkow drang noch wegen mehrerer Punkte in meinen Bruder, ohne andere als stolze und harte Antworten zu erlangen. Das machte ihn ungeduldig, und er drohte mit der Folter. Mein Bruder hat mir seitdem mehr als einmal gestanden, daß sein Blut bei dieser Erklärung in seinen Adern erstarrte; dennoch gelang es ihm, seinen Schrecken zu bemeistern, und er sagte: ein Henkersknecht, wie er, müsse Freude an seinem Handwerke haben, er fürchte es übrigens nicht, denn er habe alles gestanden was ihm jetzt übrigens leid thue, denn, setzte er hinzu, es geziemte mir nicht, einem Schurken wie Sie, Rede zu stehen."

Bei C. S. 180 ist dieser grelle Zug unterdrückt, oder als unächt gestrichen?

Bei C. S. 184, bei V. S. 259 geringer Unterschied; so auch in den folgenden Intriguen Bei C. scheint der Leibmedikus Stahl bei der Prinzessinn vorgeblicher Krankheit Mitspieler, bei V. wie die andern betrogen gewesen zu sein.

S. 272 hat V. in der Geschichte von Katts Prozeß und Hinrichtung den Zusatz: „Döhnhof zog in seinem Urtheil die Schriftstelle an: O Absalon, mein Sohn! mein Sohn! — u. s. w." und weiter unten: „Der König hätte ungezweifelt das Todesurtheil (an dem Kronprinzen) vollziehen lassen, hätten nicht alle fremden Mächte, besonders der Kaiser und die Generalstaaten für ihn gebeten."

Bei V. S. 279 noch in derselben Geschichte der abscheuliche Zusatz: „Der Henker ging am folgenden Tage zum General Wartensleben, um den Lohn für die Hinrichtung (seines Enkels: Katt,) zu empfangen, worüber der Greis fast vor Schmerz starb.“

S. 280 bei V. vom jungen Natzmer, einem der dem Kronprinz zugegebenen Gesellschafter in Küstrin, folgende Anekdote:

„Wie er sich einst in Wien in dem Vorzimmer des Kaisers befand, sah er den Herzog von Lotharingen, nachmaligen Kaiser, in einem Winkel des Zimmers, wie er heftig gähnte. Ohne an den Uebermuth zu denken, den er beging, lief er zu ihm, und steckte ihm den Finger in den Mund. Der Herzog war darüber etwas erstaunt, da er aber Karl VI strenge Etikette kannte, machte er kein Aufsehen, sondern begnügte sich zu sagen: er habe sich vermuthlich in der Person geirrt.“ Bei diesem Zug gewinnt weder die Geschichte noch Herr von Natzmer, und der H. v. Lotharingen, wenigstens nicht als Kaiser.

S. 258 bei V. „Eines Tags, wie ich mit Fr. v. Sonnsfeld bei Tisch saß und wir uns traurig ansahen, denn wir hatten nichts als eine Suppe von Wasser und Salz und ein Ragout von Knochen voll Haare und andern Unreinigkeiten, hörten wir ziemlich hart an mein Fenster klopfen. Betroffen standen wir beide auf, um zu sehen, was das sei, und fanden eine Krähe, die ein Stückchen Brod in ihrem Schnabel hielt, das sie bei unserm Anblick auf das Sims des Fensters fallen ließ und wegflog. Bei diesem Vorfall kamen mir die Thränen in die Augen. Unser Loos ist sehr beklagenswerth, sagte ich zu meiner Hofmeisterinn, da es unvernünftige Wesen rührt, so daß sie mehr Mitleid mit uns haben, wie die Menschen, welche uns so grausam behandeln. Wir wollen die Vorbedeutung dieses Vogels auf uns anwenden; ich lese jetzt die römische Geschichte, fuhr ich scherzend fort, und ich finde darinn, daß die Annäherung dieser Thiere Glück bringt. Die ganze Sache ging übrigens sehr natürlich zu; die Krähe war gezähmt, und gehörte dem Herzog Albert, allein meine Die-

nerschaft fand diese Begebenheit so wundersam, daß sie bald in der ganzen Stadt herum kam, und so viel Mitleiden einflößte, daß die französische Kolonie mir täglich ganze Körbe voll Speisen schickte; sie wurden vor meiner Garderobe hingesetzt, wo sie die Meermann dann sorgfältig ausleerte.“ Dieser letzte Umstand findet sich in der nämlichen Verbindung bei C.

S. 292 bei V. ein Zusatz der zu S. 205 bei C. gehören möchte:

„Ich beklage Sie von ganzem Herzen, sagte er (Eversmann) zu Fr. v. Sonnsfeld, zu so einem Schimpf verurtheilt zu sein, es hängt aber von der Prinzessinn ab, Ihnen denselben zu ersparen. Gewiß würden Sie ein schönes Schauspiel abgeben; das Blut, welches von Ihrem weißen Rücken herabflöß, müßte seine Weiße erhöhen und gar appetitlich aussehen u. s. w.“

Bis S. 297 bei V. und 209 bei C. ganz geringfügige Verschiedenheiten. Hier nennt Grumkow bei V. die Festung, wohin die Prinzessinn gebracht werden soll: Memel in Lithauen.

Ebendaselbst bei V. sagt die Prinzessinn zu Grumkow: „Die Königinn hat mein Glück zu machen geglaubt, wenn sie mich nach England verheirathete, aber sie hat dabei nie mein Herz zu Rathe gezogen, und ich habe ihr meine eigentlichen Empfindungen nie entdecken können.“ So aufrichtig ist sie nicht bei C. Ueberhaupt ist dieser Auftritt in sehr geringfügigen Dingen verschieden.

S. 212 bei C. ist die Antwort des Königs bei den ersten Worten abgebrochen und läßt eine Lücke, bei V. steht:

„Denselben Abend brachte mir Eversmann folgenden, vom König eigenhändig geschriebnen Brief:

„Ich bin sehr erfreut, meine liebe Wilhelmine, daß du dich dem Willen deines Vaters unterwirfst. Der gute Gott wird dich segnen, uud ich dich niemals verlassen; mein ganzes Lebelang will ich für dich sorgen, und dir beweisen, daß ich bin dein sehr gewogener Vater u. s. w.“

S. 220 findet sich bei C. eine Lücke angezeigt, die S. 315 bei V. also ausgefüllt ist:

„Der Markgraf Heinrich, Großvater meines Gemals, war ein apanagirter Prinz von Bayreuth. Er hatte sich sehr früh verheirathet und viele Kinder bekommen; eine sehr kleine Apanage, die er jährlich bezog, reichte nicht zum Unterhalt einer so zahlreichen Familie zu, er befand sich in der größten Nothdurft, oft fehlte es am täglichen Unterhalt, so daß er aus Geldmangel wie ein einfacher Bürger leben mußte. Im Fall, daß der damalige Markgraf, Georg Wilhelm, ohne männliche Erben starb, war er Erbe von Bayreuth, allein diese Hoffnung schien sehr eitel, denn dieser Fürst war sehr jung und hatte einen Sohn. Da mein Großvater, König Friedrich der erste, seine traurigen Umstände kannte, wollte er Nutzen daraus ziehen; er schlug ihm vor, ihm gegen eine große Summe, und ein Regiment, das er seinem zweiten Sohne geben wolle, seine Ansprüche an das Fürstenthum abzutreten. Nach langem hin und her reden ward der Vertrag abgeschlossen, und die beiden ältesten Söhne des unglücklichen Heinrichs begaben sich nach Utrecht, um ihre Studien zu machen. Bei ihrer Rückkehr von der Universität fanden sie ihren Vater dem Tode nahe, und ihre ganze Familie untröstlich; die Bedingungen des Vertrags waren nicht erfüllt, und die Pension um zwei Drittel eingezogen worden. Da der Prinz Heinrich indeß gestorben war, beschloß der Markgraf Georg Friedrich Carl, nach vielen vergeblichen Bitten bei den Ministern, endlich, sich in Weverlingen, einer kleinen Preußischen Stadt, niederzulassen, dort gebahr die Prinzessinn von Holstein, seine Gemalinn, den, der mein Gemal werden sollte, und mehrere andere Kinder, von denen ich nachmals reden werde. Bald nachher starb auch König Friedrich der erste. Die Thronbesteigung meines Vaters änderte das Schicksal der Prinzen nicht; zur Verzweiflung gebracht, fingen sie an, ihre Entsagung zu untersuchen, und fanden sie, mit Einstimmung aller Rechtsgelehrten, die sie über diesen Punkt befragten, ungültig. Sie entwichen also heimlich aus Weverlingen und

dümmern Menschen gesehen, als diesen Prinzen. Er stotterte, und konnte kein Wort sprechen ohne zu gurgeln wie ein Kind, das eben sprechen lernt. Ungeachtet alles meines Kummers, hatte ich alle Mühe mich bei seinem Anblicke des Lachens zu enthalten, denn er war so komisch, da er einen Heraklit aus der Fassung gebracht hätte. Die Prinzessinn, die man ihm bestimmte, war so häßlich, so dumm, so unangenehm, wie er. Der König, der ihn gleich bei seiner Ankunft der Königinn vorgestellt hatte, sagte bei Tische zu ihm: hören Sie, Prinz, ich will Sie verheirathen, ich weiß eine gute Frau für Sie, die Sie glücklich machen wird. Sie müssen meine Baase heirathen, es ist das beste Geschöpf von der Welt, voll guter Eigenschaften, aber häßlich wie tausend Teufel; Sie müssen sie nur im Finstern sehen. Ja, hol mich Satanas, wenn mein Hinterer nicht schöner ist, wie ihr Gesicht. Aber das thut nichts, nicht wahr Prinz? — Der arme Mensch wußte nicht was er sagen sollte, ob Ja, oder Nein. Nachmittags fahre ich mit Ihnen nach Berlin, fing der König wieder an, wir wollen bei meiner guten alten Tante zu Abend essen, und da können Sie sich mit ihrer Tochter versprechen. — Nach einiger sehr kurzen Besinnung, fand sich der arme Prinz sehr geehrt, die Baase eines Königs zu heirathen, besonders wenn sie so eine große Aehnlichkeit mit seinen Hintertheilen habe; er antwortete also mit stammelnden Worten: daß er ihn, stehendes Fußes, nach Berlin zu begleiten bereit sey. — — — — —

— — — — —

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

der

Königl. Preußischen Prinzessinn

Friederike Sophie Wilhelmine

(Schwester Friedrichs des Großen)

Markgräfinn von Bayreuth

vom Jahr 1709 bis 1733.

Von ihr selbst in französischer Sprache geschrieben.

Zweiter Theil.

Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1811.

fast in Ohnmacht. Man eilte den armen Teufel zu verbinden, und der König gab ihm den Abschied; — die größte Wohlthat, däuchr mir, die er erlangen konnte.

Mein Gemahl schrieb mir indessen, daß er auf seinem Wege nach Pasewalk, meinen Bruder in Rupin, das am Wege liegt, besucht hätte. Dieser war damals sehr liederlich, besuchte alle schlechte Häuser, und nahm vorlieb mit was er vorfand, ohne sich von den übeln Krankheiten, die er mehrmals davon getragen hatte, witzigen zu lassen. Er wollte den Erbprinzen durchaus zu diesen Ausschweifungen verführen, der hatte aber einen Abscheu an dergleichen Schändlichkeiten, und reiste zwei Tage darauf zu seinem Regiment ab. Ich wollte seine Ungeduld seine Pflichten zu erfüllen, bei dem Könige geltend machen, nahte mich ihm und sagte: daß der Erbprinz, der sich ihm zu Gnaden empfehlen ließ, glücklich bei seinem Regimente ankommen sey. „Wie? sagte der König, angelangt? ist er denn nicht in Rupin bei deinem Bruder gewesen?“ — Ja, antwortete ich, allein der Eifer sein Regiment zu sehen, hat ihm daselbst keinen langen Aufenthalt gestattet. Meine Antwort freute den König. „Er hätte sich nicht zu eilen gebraucht, sagte er, ein oder zwei Tage mehr verschlagen nichts; die beiden Schwäger müssen vertraut zusammen werden — und nach einigem Nachdenken setzte er hinzu: du machst mir Mitleid; du bist arm, aber du hast einen Markgrafen, der herrliche Eigenschaften hat, das muß dich trösten. Ich habe aber einen Plan im Kopf, der euch zu statten kommen soll. Es gibt gewisse Lehn, die ich, wenn sie fällig sind, wieder vergeben muß, zwei davon werden nächstens fällig, ich bestimme sie deinem Manne; sie werden zusammen gegen zehntausend Thaler eintragen; ich will ihm auch die Anwartschaft von

einer Commende vom Johanniter Orden geben, die ich zu verschenken habe; der jetzige Besitzer ist so alt, daß sie bald ledig werden muß. Dein Markgraf muß, so bald wir in Berlin sind, sich aufnehmen und einschreiben lassen.“ Ich dankte dem König tausendmal für seine Güte. So schnelle Wechsel vom Bösen zum Guten, und Guten zum Bösen, veranlaßten mich zu mancherley Betrachtungen über die Veränderlichkeit der menschlichen Dinge. Der Lehnspflichtige starb auch wirklich nach vierzehn Tagen, und der König hielt Wort und ertheilte diese Lehne dem Erbprinzen. Die Rückkehr meines Bruders vermehrte noch meine Zufriedenheit, er bezeigte mir die herzlichste Freundschaft, und sprach von dem Erbprinzen mit viel Liebe; er gab mir so viel Geld, daß ich meine Schulden bezahlen, und den Erbprinzen, so lange er abwesend war, unterhalten konnte.

Der König hatte einen seiner Finanzbeamten nach Bayreuth geschickt, um die Geschäfte in Ordnung zu bringen. Bei seiner Rückkehr machte er den König mit dem Zustand der Sachen bekannt, aber wie der Erfolg bewiesen hat, war er selbst falsch unterrichtet worden, er sagte ihm: der Markgraf wäre mit dem ihm vorgelegten Plane zufrieden gewesen, nach welchem das Bayreuther Land in zwölf Jahren von allen Schulden befreit seyn sollte. Der König theilte mir diese guten Nachrichten mit, und schickte mir den Mann zu, um mich von dem Geschäft zu unterrichten, damit ich es dem Erbprinzen auch mitzutheilen im Stande wär.

Mein Gemüth ward unter diesen günstigen Umständen etwas ruhiger, ich war nun aber einmal bestimmt, langsam gebraten zu werden, denn hätte man mich immer geplagt, so wär ich zu bald gestorben, dessen ich mich dann doch eben nicht sehr versah. — Ich war immer fort krank, und da wir in Potsdamm kei-

nen Arzt hatten, nahm mein Uebel zu. In der Hoffnung mir Erleichterung zu verschaffen, ließ ich mir zur Ader; der Wundarzt sagte; daß mein ganzes Blut verdorben sey, ich müßte durchaus eine Cur brauchen, aber ich war gar nicht in der Lage es zweckmäßig zu thun, und das Leben hatte auch nicht genug Werth für mich.

In diesem Zeitpunkt erhielt ich schlechte Nachrichten von Bayreuth. Fräulein von Sonnsfeld meldete mir, daß die arme Prinzessinn Charlotte gänzlich närrisch geworden sey. Sie hatte sich seit langer Zeit geschmeichelt, den Prinzen von Usingen zu heirathen, obschon sie ihn niemals gesehen hatte, jetzt las sie in den Zeitungen, er werde sich mit der Prinzessinn von Eisenach verbinden. Diese Nachricht machte einen so heftigen Eindruck auf sie, daß ihr Verstand gänzlich unterlag, ja ihre Nähe ward sogar gefährlich. Die Prinzessinn von Taxis, ihrer Seits, hatte kaum ihren Glauben abgeschworen, so ward sie von so fürchterlichen Gewissensbissen gequält, daß sie sich zum Fenster herausstürzen wollte. Ihr Mann und ihre Schwiegermutter hatten alle Mühe, sie zu trösten, denn ihr Zustand war dem der Prinzessinn Charlotte nicht sehr unähnlich. Fräulein von Sonnsfeld sagte mir auch, daß meine Tochter anfing, Zähne zu bekommen, daß der Markgraf sie gegen der Aerzte Rath mit nach Himmelskron nehmen wollte, ihr aber nun auf ihre Vorstellungen geantwortet habe, daß er mir über diesen Gegenstand schreiben werde. Er that es wirklich den folgenden Postrag, ich theilte seinen Brief der Königinn mit, und bat sie um Rath; sie war nicht der Meinung, daß meine Kleine während des Zahngeschäftes die Luft verändern sollte, weil die Kinder in diesem Zeitpunkt immer besonders viel Sorgfalt erfordern. Dem zufolge bat ich den Markgrafen in einem sehr verbindlichen

Briefe, aus den von der Königinn angeführten Gründen, Friederiken in Bayreuth zurück zu lassen. Er ward, wie ich nachher erfuhr, bei dessen Empfang höchst aufgebracht, und ließ mein armes Kind unter tausend Flüchen mit Gewalt nach Himmelskron führen, indem er behauptete, daß er Herr sey, mit ihm zu machen, was ihm gut dünke. Es wär ihr fast theuer zu stehen gekommen, denn sie war eine Zeitlang so schlecht, daß man an ihrem Leben zweifelte. Diese feine Handlungsweise gnügte ihm noch nicht, er schrieb mir auch noch einen Brief voller Vorwürfe und Härte. Ich zeigte ihn der Königinn, die Anfangs so aufgebracht darüber wurde, daß sie ihm selbst schreiben, und den Kopf waschen wollte, nachher besann sie sich aber, und rieth mir gütlich mit ihm zu Werke zu gehen; Fräulein von Sonnsfeld, die in Bayreuth sehr geschätzt war, und Einfluß über den Markgrafen gewonnen hatte, richtete es auch so ein, daß sie uns wieder versöhnte.

Der König und die Königinn hatten eine große Freude, wie Herr Oberkammerherr von Nostiz ihnen in dieser Zeit die Nachricht von der glücklichen Entbindung meiner Schwester von Anspach von einem Prinzen überbrachte. Der König gab zur Bezeigung seiner Freude ein Fest — zwei Schüsseln mehr, wie gewöhnlich, und man trank wie die Spundlöcher. Der König sagte zu Herrn von Nostiz, er habe schon für den kleinen Prinzen eine Frau ganz fix und fertig gefunden, in meiner Tochter — ich meinte aber, wir hätten noch Zeit vor uns, daran zu denken.

Prinz Carl von Bevern, kam denselben Abend von einer Reise nach Holland zurück. Ich freute mich, ihn wieder zu sehen, und durch ihn Nachricht vom Erbprinzen zu erhalten. Auch mein Bruder besuchte uns, und überhäufte mich mit Liebe. Ich sprach mit ihm

von meiner gegenwärtigen Lage; er sagte zu mir, ich sollte Geduld haben, es würde eine Zeit kommen, wo er mich für allen meinen gegenwärtigen Kummer entschädigen würde. „Ich werde euch nicht allein, sagte er, keinen Schilling von dem, was euch der König als Darlehn gab, zurück zahlen lassen, sondern auch, wenn dein Schwiegervater dann noch lebt, eine Pension von vierzig tausend Thalern geben, und nie zugeben, daß wir uns trennen. Ich geb dir mein Wort darauf, und willst du es, so geb ich dir die schriftliche und mit meinem Siegel verwahrte Versicherung darüber.“ Ich sagte ihm, daß mir sein Wort und seine Freundschaft lieber wären, wie alle Vortheile, die er mir machen könnte. So lange ich diesen geliebten Bruder um mich sah, vergaß ich all mein Leid.

Der König und die Königinn dachten aufs Neue auf nichts, als mich zu quälen; sie behandelten mich stets fort als die armselige Bettlerinn, der man das Brod geben müsse. Diese Reden kamen alle Tage bei Tische vor, und zu meiner größten Beschämung in Gegenwart des Herrn von Nostiz. Ja, der König schimpfte sogar oft gegen den Erbprinzen, und nennte ihn einen Pinsel und Dummkopf. Wollte ich ihm endlich einmal antworten, so sah er mich mit seinen fürchterlichen stieren Augen an, die mich so erschreckten, daß mir das Wort auf den Lippen erstarb.

Indessen erhielt ich Nachricht von Bayreuth, daß der Markgraf sehr unbaß sey, sichtlich abnähme und unsre Rückkehr zu wünschen anfing. Fräulein von Sonnsfeld, der ich meine traurige Lage anvertraut hatte, schrieb mir, daß ich, wenn mir darum zu thun sey, zurück zu kehren, diese günstige Stimmung des Markgrafen benutzen sollte. Sie meldete auch, daß sich der Zustand der Prinzessinn Charlotte bessere, ihre Verrücktheit kehre nur zu Zeiten zurück. Der Herzog

von Weimar schiene sie heirathen zu wollen, er habe einen seiner Günstlinge geschickt, sie zu besehen, und sie (die Sonnsfeld) habe es so geschickt einzurichten gewußt, daß er ihre Verrücktheit gewiß nicht habe gewahr werden können, so daß sie hoffe, wir werden sie bald loß werden. Ich antwortete der Sonnsfeld, sie möchte doch aus allen Kräften an unserer Rückkehr arbeiten, doch wär es jezt noch nicht Zeit, dem Könige darüber zu schreiben, da er uns vor gehaltner Musterung von des Erbprinzen Regimente gewiß nicht abreisen ließ, auch würde ich mich mit meinem Bruder unfehlbar entzweien, wenn ich Berlin vor Ankunft seiner Braut verließ, um deren Bildung ich ihm versprochen hätte, mich anzunehmen; sie solle alle ihre Minen so anlegen, daß wir, wenn des Markgrafen Krankheit nicht zunähme, im August zurückkehren könnten.

Der Erbprinz schrieb mir jeden Posttag, er gab sich eine ungeheure Mühe, sein Regiment abzurichten; unter anderu theilte er mir auch einen Brief mit, den er vom Könige erhalten hatte, und der nichts als Vorwürfe und Schmähungen erhielt. Diese Behandlung schmerzte ihn um so mehr, da er sie wahrlich nicht verdiente; er liebte den Kriegsdienst und befleißigte sich mit Ernst ihn zu lernen. Auch mich fuhr der König fort zu mißhandeln, anfangs wußte ich gar nicht warum? endlich hörte ich, daß es von einer Zwischenträgerei herrührte, die ihm einige Offiziere gemacht hatten. Der Erbprinz liebte die Musik und spielte artig auf der Queerflöte; er hatte einen Violiniſten nach Pasewalk kommen lassen, um sich von ihm begleiten zu lassen, und so sich die Zeit zu verkürzen. Der König hielt hingegen die Musik für ein Kapitalverbrechen, nach seinem Sinn sollte alle Welt nur eine Sache im Kopfe haben; die Männer das Kriegswesen, und die Weiber den Haushalt; Wissenschaften, Künste und jede andere

Nachforschung rechnete er unter die sieben Todsünden. Ich unterrichtete den Erbprinzen von diesem Geschwätz und bat ihn, sich die kurze Zeit über, wo wir noch von Bayreuth abwesend seyn würden, den Zwang aufzulegen, damit wir mit Ehren und ohne Zwist vom Könige schieden, denn bei unserer Rückkehr nach Bayreuth müßte er uns doch gegen den Markgrafen zur Stütze dienen, indem dieser uns dort eben so gut plagen würde, wie jener es in Berlin thät. Der Violinist zog ab und der König tönte sogleich des Erbprinzen Lob an, und zeigte mir das huldreichste Gesicht. Die Königinn hingegen hielt mich auf der Folter durch die unerträglichste Verachtung und den ausgelassensten Hochmuth. Ich habe schon gesagt, wie lieb mir meine beiden jüngsten Schwestern waren, es waren liebenswürdige gute Kinder, obschon noch sehr jung, suchten sie mir doch nützlich zu seyn, indem sie mirs jedesmal hinterbrachten, wenn mir meine Schwester Charlotte bei meiner Mutter einen Possen zu spielen suchte. Aber meine Mutter mißgönnte mir auch die kleine Freude, mit den beiden lieben Kindern zu schwatzen, und verbot ihnen mit Androhung ihres Zorns den geringsten Verkehr mit mir zu haben, sie sagte ihnen: ich sey das räurige Schaaf, sie könnten nichts als Böses von mir lernen. So bald ich in der Königinn Zimmer trat, liefen die armen Kinder davon, und sahen mich mit nassen Augen an. Eben so hielt sie es mit ihren Leuten, so daß sich keiner getraute, mir die Thüre aufzumachen, wenn ich mich nahte. Ohne Frau von Konnken wäre ich von Potsdamm abgereißt, und hätte mich bei dem Könige über dieses Betragen beschwert; diese kluge Frau hielt mich durch ihre Vorstellungen davon ab. Ich wollte eine Erklärung mit der Königinn suchen, sie bewieß mir aber, daß ich dabei nichts gewinnen würde, denn je näher die Hochzeit meines Bruders und meiner

Schwester heran rückte, je erbitterter ward sie gegen mich. Wenn sie allein mit Frau von Konnken war, sagte sie ihr, ich sey die alleinige Ursache all ihres Verdrusses, wenn ich den Erbprinzen nicht geheirathet hätte, würde die doppelte Verbindung meines Bruders und meiner Schwester auch nicht statt gefunden haben — jedesmal, daß sie mich nur sähe, würde ihr jeder Blutstropfen zu Gift. Frau von Konnken sagte ihr, sie handle darinn nicht wie eine Christinn, man müßte sich den Rathschlägen des Himmels unterwerfen, denn die Heirathen würden von oben beschlossen. Darauf erwiederte die Königinn: sie habe recht, sie wisse wohl, daß Rachsucht ihr größter Fehler sey, und daß sie nie verzeihen könne. Der weise Rath dieser Dame brachte mich ein wenig zur Besinnung; ich beschloß meinen Kummer mit Geduld zu tragen, und um Dinge, die ich nicht ändern könnte, mich nicht zu grämen.

So ist mein Leben eine Verkettung von Uebeln gewesen, um aber durch lauter traurige Gegenstände nicht ganz ermüdend zu werden, will ich hier ein paar lustige Anekdoten einschalten.

In dieser Zeit kam der Prinz von Anhalt Bernburg nach Potsdamm, um dem König seine Ehrerbietung zu bezeigen; da dieser sehr gern neckte und Heirathen stiftete, hatte er den Einfall, diesen Prinzen mit seiner Schwester Tochter, der Prinzessinn Albertine, zu verheirathen. Von dem allen wußte der Prinz von Bernburg aber nichts; er war ein kleiner dicker Mensch mit hohen Schultern, und einem bräunlichen Vollmondsgesicht. Wie seine Mutter mit ihm schwanger war, stürz ein=mal das eine Pferd vor ihrer Kutsche, und drehte den Kopf so, daß er ihr gerade ins Gesicht fiel, das erschräkte sie dergestalt, daß sie sich an ihm versah, und ihr Sohn davon ein Pferdeauge bekam, welches ihn sehr verstellte. In meinem Leben habe ich keinen häßlichern

dümmern Menschen gesehen, als diesen Prinzen. Er stotterte, und konnte kein Wort sprechen ohne zu gurgeln wie ein Kind, das eben sprechen lernt. Ungeachtet alles meines Kummers, hatte ich alle Mühe mich bei seinem Anblicke des Lachens zu enthalten, denn er war so komisch, da er einen Heraklit aus der Fassung gebracht hätte. Die Prinzessinn, die man ihm bestimmte, war so häßlich, so dumm, so unangenehm, wie er. Der König, der ihn gleich bei seiner Ankunft der Königinn vorgestellt hatte, sagte bei Tische zu ihm: hören Sie, Prinz, ich will Sie verheirathen, ich weiß eine gute Frau für Sie, die Sie glücklich machen wird. Sie müssen meine Baase heirathen, es ist das beste Geschöpf von der Welt, voll guter Eigenschaften, aber häßlich wie tausend Teufel; Sie müssen sie nur im Finstern sehen. Ja, hol mich Satanas, wenn mein Hinterer nicht schöner ist, wie ihr Gesicht. Aber das thut nichts, nicht wahr Prinz? — Der arme Mensch wußte nicht was er sagen sollte, ob Ja, oder Nein. Nachmittags fahre ich mit Ihnen nach Berlin, fing der König wieder an, wir wollen bei meiner guten alten Tante zu Abend essen, und da können Sie sich mit ihrer Tochter versprechen. — Nach einiger sehr kurzen Besinnung, fand sich der arme Prinz sehr geehrt, die Baase eines Königs zu heirathen, besonders wenn sie so eine große Aehnlichkeit mit seinen Hintertheilen habe; er antwortete also mit stammelnden Worten: daß er ihn, stehendes Fußes, nach Berlin zu begleiten bereit sey. — — — —
— — — — —

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilhelmine Friederike Sophie

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Königl. Preußischen Prinzessinn Friederike Sophie Wilhelmine (Schwester Friedrichs des Großen), Markgrä finn von Bayreuth vom Jahr 1709 bis 1733
Bd.: 1

Tübingen (1810)

Bor. 62 w-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012958-7